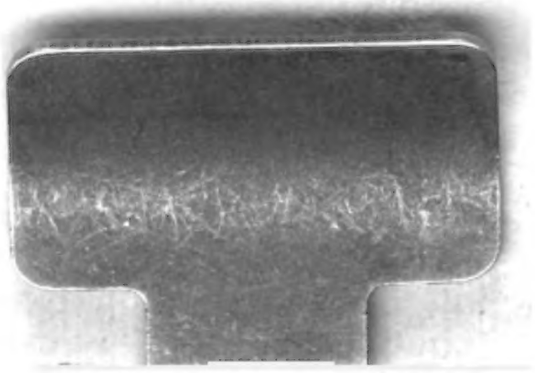
SCHWEITZERSCHES MUSEUM

Digitized by Google

119 Bibl. Mont.

-4,1



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schweitzersches
Museum.
1788.

Vierter Jahrgang.
Erstes Heft.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

I.

Geschichte des Klosters Churwalde im Zehn Gerichten-Bunde gelegen.

Die Voraltern der heutigen Graubündner mußten, so wie ihre Nachbarn, einige Jahrhunderte unter dem eisernen Joche kleiner Tyrannen schmachten. Sie wurden desselben endlich müde, und das Beyspiel der Orte Uri, Schweitz und Unterwalden feuerte endlich ihren Muth an, sich der Oberherrschaft dieser kleinen Despoten zu entladen und die Fahne der Freyheit aufzupflanzen.

Die Bischöfe von Chur besassen einen grossen Theil von Rhätien; manches hatten ihnen die Kaiser und andere Fürsten und Herren geschenket, und manches hatten haushälterische Bischöfe erkauft. Die Stadt Chur, der größte Theil der vier Dörfer, ganz Oberhalbstein, Stalla, Marmels, Afers, Fürstenau, das Schloß Hohen-Juvalta und einige Rechte im Ortensteiner-Gericht, die Landvogtey und das Vitzthumamt im Domletschg jenseits des Rheins, die Kastenvogtey zu Katzis die Stock und Galgen hatte und der das Lehen in Savien und der Zehnden zu Sarn zugehörten, das Obere und Untere Engadin, das Münsterthal, viele Rechte im Bergel, die Feste Greifenstein, Bergün, Filisur, Remüs und die Gottshausleuthe im Bellforter-Gericht

Digitized by Google

gehörten insgesamt zu den Besitzungen des Bisthums. So viele ganze grosse Gemeinden waren ihm unterthänig. Mancher ehrgeitzige und herrschsüchtige Besitzer desselben suchte sich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrössern, und ließ kein Mittel unbenutzt um seine Absicht zu erreichen. Die weltlichen Stände und Herren sahen die ihnen drohende Gefahr; sie arbeiteten den Bischöfen entgegen. Petri Schlüssel hatte seine Kraft verloren, das Schwerdt sollte entscheiden; man griff zu den Waffen: Der Laye und der Priester verbluteten ihre Kräfte; und zu spath wurden beyde gewahr, daß sie zu schwach wären, der aufkeimenden Freyheitsliebe Schranken zu setzen.

Die häufigen Kriege, unnützer Aufwand und Verschwendung, und, wenn wir den Chronickschreibern glauben wollen, auch mit unter Weiber, machten einen Riß in der Schatzkammer. Der Herr Bischof mußte Geld entlehnen: Auf seinen Namen borgte man wenig; es wurden also herrschaftliche Rechte und Lehen versetzt oder verkauft. Blieb man den Rittern und Vasallen und Knappen den Sold schuldig, so bezahlte man mit liegenden Gütern; und so wurden ganze Herrschaften verschleudert und ganze Gemeinden von ihrer Unterthänigkeit losgesprochen. Das Volk merkte die Schwäche seiner Herren bald, die nun nicht mehr im Stande waren, ihre durch unwegsame Berge und tiefe Thäler getrennten, weit herum zerstreuten Herrschaften, im Zaum zu halten, und drang deswegen bey seinen ohnmächtigen Obern entweder auf hinlänglichen Schutz und Sicherheit, oder verlangte die Erlaubniß sich unter einander verbinden zu dürfen. Die von der Vorsehung mit Blindheit geschlagenen, oder vielmehr von Noth gedrungene Herren liessen sich dieses gefallen, und vergaben zumal auf eine höchst unüberlegte Weise eines der wichtigsten herrschaftlichen Rechte: Das Recht, Bündnisse zu schliessen.

Digitized by Google

Den in Rhätien herrschenden Grafen und Freyherren gieng es nicht besser. Ihre Sitze waren öfters nichts anders als Raubnester, auf unzugänglichen Felsen an den Pässen erbauet, und wider alle Anläufe so ziemlich gesichert. Von da aus beherrschten sie ihre Untergebenen mit eisernem Zepter, und Gewalt und Ueppigkeit thronte in diesen Freystätten des ungebundensten Lasters. Sie schlugen sich, in den Kriegen der Bischöfe mit dem Hause Oesterreich, bald auf dieser, bald auf jener Seite, je nach Beschaffenheit ihrer Absichten, Neigungen und Interessen. Sie schwächten dadurch ihr Vermögen; ihre Ländereyen und Lehenhöfe wurden verwüstet; und da sie in ihren Bergschlössern nicht als Herren sondern als Tyrannen geherrscht hatten, so fanden sie keinen Schutz in der Liebe ihrer Unterthanen, und verloren so auch nach und nach ihre herrschaftlichen Rechte.

Die Grafen von Toggenburg und Werdenberg als Erben der Freyherren von Vatz, und, nach Erlöschung dieser Häuser, die Grafen von Tyrol und Mätsch besassen die rohen und zum Theil unfruchtbaren Gegenden des heutigen Zehn Gerichte-Bundes. Diese Herren bedienten sich nach einer sehr weisen Politick zur Bevölkerung und Anbauung ihres Landes der Ausländer; und sie wählten nach eben so weisen Grundsätzen zu dem Ende starke, durch Strappatzen abgehärtete Leuthe. Der weichliche, an ein warmes Clima gewöhnte Italiäner war hierzu nicht tauglich. Die Bewohner der eben so rohen Walliſergebirge, die der innerlichen Unruhen halber ihr Vaterland gerne verliessen, schienen ihnen am tüchtigsten zu seyn, und sie zogen viele wackre Leuthe dieser edeln Nation, die mit ihnen gleichen Ursprunges war, an sich. Wann sich diese Fremdlinge durch Treue, Muth und Tapferkeit besonders auszeichneten, so wurden sie von ihren klugen Herren mit einem Districkte ungebaueten

Digitized by Google

Bodens, oder eines Waldes belehnt, welcher der Herrschaft einstweilig nichts eintrug, aber mit der Zeit eine neue Quelle des Reichthums für sie werden konnte. Fleiß und Anstrengung schufen diese Einöden in ergiebige Matten und Kornfelder um; anstatt der hohen Fichte und des edeln Lerchenbaums pflanzte man Aepfel und Kirschen. Der Knecht wurde Lehnsmann; er bezahlte seine kleine Zinsen mit Produkten seines Fleisses. Er liebte jetzt seine Hütte, seinen Anger, sein Vieh, sein Weib und seinen Herrn; er bevölkerte und zähmte das Land, er bereicherte seinen Grafen, und war bey dem allem öfters das Opfer seines Ehrgeitzes, oder seiner Habsucht: Denn immer blieb er noch abhängig von dessen Eigensinne und Bosheit; und nicht selten ward er von ihm auf das abscheulichste gemißhandelt.

Freyheitsliebe ist von jeher das Eigenthum aller Bergbewohner, und besonders der braven Rhätier gewesen. Nie verlor sie sich ganz, wenn sie schon eine Zeitlang unterdrückt wurde. Der fast jedem Menschen angeborene Trieb zur Unabhängigkeit erwachte jetzt überall in Rhätien, wiewohl nach manchen vorhergegangenen Erschütterungen, aus seinem Schlummer; und die von kleinen Tyrannen unterdrückten, stets muthvollen Unterthanen schüttelten nach und nach das Joch ab, das ihnen schon seit langer Zeit unerträglich geworden war. Die durch so viele unmenschliche Thaten ermüdete Langmuth Gottes rächete durch den grausamen Tod des letzten Tyrannen von Vatz das Blut vieler Unschuldigen, und belebte den glühenden Muth der Bedrängten, die ihren Herren so manchen Lorrbeer erkämpfen halfen, jetzt Palmenzweige zu pflanzen und sich untereinander auf das unzertrennlichste zu verbinden. Bey Leuthen die des Sieges gewohnt waren, die so viele Proben ihrer Tapferkeit und Unerschrockenheit gegeben hatten, und ihr Blut so oft zum

Beßten ihrer unwürdigen Herren verspritzt hatten, konnte der Entschluß, sich in Freyheit zu setzen, nicht wohl hintertrieben werden. Sie schritten also zum Werke und schwuren: Einander als Brüder mit Gut und Blut, Leib und Leben bey dem Besitze ihres Eigenthums zu schützen, gegen männiglich zu verthaidigen, und Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Schon im XIV. Jahrhundert, alsobald nach des Freyherrn **Donat von Vatz** Tode, verbanden sich einige Gemeinden und Thäler; und **Hartmann**, Graf von **Werdenberg und Sargans**, Bischof von **Chur**, ein entschlossener, feuriger, kriegerscher Mann, dessen Endzweck irrdische Grösse und Vermehrung seiner und seines Hauses Macht war; dem daneben kein Mittel zu niedrig, kein Schritt zu kriechend schien, wenn er nur seine Absichten durchsetzen konnte, beföderte durch sein gewaltsames, oft unüberlegtes Betragen die völlige Freyheit Rhätiens. Die gewaltige, in der Natur der Sache und dem Geiste des Volkes gegründete Staatskrisis, warf die stolzen und herschsüchtigen Bischöfe in die ihrem Amte angemessene Lage zurück; und ihre weltliche Macht und Herrlichkeit verschwand wie der Rauch vom Winde. Am Fusse des Altars konnten sie nun, nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, wieder ruhig beten; und Soldatenflüche und glänzende Panzer entehrten die geistliche Würde nicht mehr. Man ließ ihnen ein anständiges Einkommen; und wann sie so edel dachten, so uneigennützig handelten, so mäßig lebten als **Thomas von Planta**, der Sprößling einer der edelsten und ältesten Familien des Landes, der dem bischöflichen Stuhle zur wahren Zierde gereichte, so waren sie mit dem zufrieden, was man ihnen gelassen hatte: Wenn sie hingegen eigennützig und übermüthig waren, so verwünschten sie, bey der Erinnerung an ihre ehemals genossene Rechte und Einkünfte,

die vermoderte Asche ihrer, wie es hieß, unweisen Vorfahren, und der Stifter der immer mehr blühenden Freyheit, und dachten selten daran, daß sie noch immer so viel genössen, als sie bedürftig wären.

Die Grafen von Vatz hatten ein sehr ausgebreitetes Gebiete; denn der letzte Graf Donat, der nach dem Zeugnisse Vitodurans i. J. 1330. ein End mit Schrecken nahm, hinterließ seiner an Graf Friedrich von Toggenburg verheyratheten Tochter Kunigunda die Herrschaft Mayenfeld, das Brettigäu, die Landschaft Davos, das Schalfikerthal und die festen Schlösser Mayenfeld, Marschlins, Solayers, Castels, Seewis und Straßberg; und der zwoten Ursula, der Gemahlinn Graf Rudolfs von Werdenberg und Sargans, die Grafschaften Ortenstein und Schams, die Erbherrschaft Vatz, das Rheinwald und die festen Schlösser Obervatz, Ortenstein, Hasensprung, Altensins, Neusins, Bärenburg und andre mehr. Nach Erlöschung dieser mächtigen Häuser geriethen diese Herrschaften, wie gesagt, an die Grafen von Mätsch, von Tyrol, und von Brandis; und unter diesen neuen Herren setzten sich Rhätiens Bewohner in völlige Freyheit, und vertauschten ihren alten Namen mit dem heutigen so ausdrucksvollen, der Bündner. Nur einige kleine Gefälle, die Confiskationen, die Erwählung des Ammanns, und das Blutgericht, blieben in der Hand der Herren. Der Civilstab wurde ihnen entrissen; die Leibeigenschaft hatte ein Ende; die Gemeinden und die von ihnen erwählte Obrigkeiten besorgten die Berge, Wälder und Waiden, und verthaidigten ihr Eigenthum gegen gewaltsame Eingriffe. Jeder Bund beschützte seine Angehörigen; und fand er seine Kräfte hierzu nicht hinlänglich, so waren die beyden übrigen verpflichtet, ihn mit Gut und Blut zu unterstützen.

Dieser wechselseitige Beystand war um so viel nöthiger, weil Bischöfe, Herren und Klöster von Zeit zu Zeit wieder Anfälle auf die neuerrungene Freyheit wagten. Allein trotz aller ihrer Bemühungen, trotz Feuer und Schwerdt, Bann und Fluch, blüheten die Bünde gleich einer vielzweigigen Frühlingsrose der Freyheit entgegen, und wuchsen hoch wie die Zedern. Sie standen alle Mann für Mann; alle beeiferten sich um die Wette, Gut und Blut für einander aufzuopfern. Treue und Redlichkeit war ein festes heiliges und unwiderrufliches Gesetz; und ein Glied dieser unzertrennlichen, durch die heiligsten Eydschwüre geschlungenen und bey allen Gefahren bis jetzt unzerbrüchlichen Kette, an seinen Rechten angreifen oder kränken, hieß so viel als die ganze Kette zur Rache auffodern.

Unter den Erbfeinden der aufkeimenden Freyheit war das Kloster Churwalden, im heutigen Zehn Gerichten-Bunde einer der mächtigsten und verwegensten. In allen Gemeinden dieses Bundes hatte es Vasallen oder Schuldner; d. h. nach der damaligen Verfassung so viel als Sklaven. Durch Schenkungen und Vermächtnisse, Jahrtage und gute Oekonomie war dieses Kloster reich und mächtig geworden. Der Ueberfluß machte die Mönche weichlich, bald darauf wohllüstig, dann ausgelassen, und endlich gottlos. Fand sich in ihrer Mitte ein rechtschaffener Mann, so wurde er von seinen dickbäuchichten Brüdern gehaßt und verfolgt; im Kloster gab's Partheyen. Zank und Zwietracht waren ihre tägliche Ergözungen; die Einkünfte wurden verprasset; sie reichten nicht mehr hin die immer mehr und mehr ausartenden schwelgerschen Mönche zu befriedigen. Dieselben machten Schulden, verschleuderten die kleinen Lehensgüter um ein Spottgeld, versatzten die grössern, zogen Kapitalien ein; und endlich verschwand das ganze Kloster.

Die Geschichte dieses Stiftes nun, und seiner Aebte, habe ich mir aus den wenigen noch vorhandenen Urkunden zu beschreiben vorgenommen; und ich verdanke die Quellen, aus denen ich schöpfen konnte, meinem verewigten Freunde, Gubert von Wiezel von Pradavenz; einem Manne, an dem sein Vaterland und besonders sein L. Bund unsäglich viel verloren haben. Jeder warme Patriot segne mit mir seine Asche, und die jetzt meinem Auge entquillende Thräne sey dir heilig, seliger Edler! und dieses Blatt geweihet deinem würdigen Sohne Friedrich von Wiezel zu Amsterdam!

Graf Rudolf oder Freyherr Rudolf von Vatz, ein bis damals wilder, kriegerscher, allen Lastern und Ausschweifungen ergebener Mann, war der Stifter dieses reichen Klosters. Sprecher im VI. Buche seiner Chronick, und Buler, nennen ihn Rudolf von Rothenbrunnen. Dieß kömmt daher, weil er als Herr von Ortenstein auch Rothenbrunnen besaß. Mit der Stiftung selbst soll es folgende Bewandtniß gehabt haben. Man erinnere sich, daß hier eine Legende aus der Mitte des XII. Jahrhunderts erzählt wird.

Bey Ramüs im Untern Engadin lebte ein gewisser Einsiedler Florinus in dem Geruche ungemeiner Heiligkeit. Er beeiferte sich, jedermann, der zu ihm kam, zu frommer Einsamkeit zu bereden; besonders hatte er eine grosse Kraft, die Weiber an sich zu ziehen. Sein scharfer Blick, seine hinreissende Beredsamkeit, die grosse Kunst, dunkel auf ihren Verstand und lebhaft auf ihre Empfindungen zu wirken, und die damalige Blindheit und der herrschende Aberglaube des Volks, machten es ihm leicht, jedermann zu bethören und sich das Ansehn eines ächten Wunderthäters zu geben. Alles eilte zu ihm, um theils seinen Unterricht zu geniessen, theils seine Wunderthaten anzustaunen oder sich selbst heilen zu lassen.

Schon manche Dame hatte ihre seidene Kleider weggeworfen, um sich in Werken der Demuth zu üben, und mancher Ritter seinen Panzer am Altar aufgestellt, um in der Mönchskutte zu fasten und zu beten.

Unser Baron Rudolf von Vatz hatte sich schon oft über die Einfalt seiner Landsleuthe lustig gemacht, und erklärte geradezu auf gut soldatisch: Daß das alles verteufelte Narren wären, die zu so einem H..... laufen könnten. Auf einem seiner Streifzüge in das Bischöfliche Gebiet ritt er auch ins Engadin. Hier vernahm er: Der H. Florinus sey so eben beschäftigt, einen oder mehrere Teufel aus einer Frau zu treiben. Der Freyherr, der, wie es scheint, weder Engel noch Teufel glaubte, faßte gleich den Entschluß, dem Bockspiel beyzuwohnen. Er ließ den Heiligen um Zutritt bitten, und erhielt ihn. Der Einsiedler ergriff seine Geige, und spielte so bunt und drollicht unter einander, daß der Gott sey bey uns sogleich die Dame verließ, und, was das Lustigste war, die grosse Achte um unsern Rudolf machte und ihn zu einer Tour aufzufodern schien. Der dadurch aus aller Fassung gebrachte Eisenfresser bebte, und sank in Ohnmacht, als ihn der böse Geist also anredete: „Wann „ willst du kommen mit mir die Schüsseln auszuleeren, „ die der Fürst der Finsterniß, dem Du und Ich dienen, „ für uns angefüllet hat „? So war Rudolfs Seele noch nie erschüttert worden: Satan mit seinem schrecklichen Gefolge schwebte ihm vor Augen; sein Gewissen marterte, und sein Herz verdammte ihn. Auf der Stelle faßte er den heldenmüthigen Entschluß, sich zu bessern. Er beichtete dem H. Florinus die Menge seiner Sünden und bat sich von ihm eine Vorschrift zur Führung seines künftigen Wandels aus. Zu Befolgung derselben entsagte er seinen Gütern und Vergnügungen, schenkte was er konnte den Armen, warf seine Waffen weg, ergriff den

hohen Gedanken in einer Einöde seine Wohnung aufzuschlagen, und führte so in einem Walde 7. Jahre lang ein strenges Anachoreten-Leben. Im achten Jahre seiner Bekehrung segelte er nach dem Orient, besuchte alle heiligen Oerter mit brennender Andacht, betete beym Kreutze Jesu, küßte sein Grab, und durchzog ganz Palästina mit steter Erinnerung an alle Begebenheiten des Lebens Jesu, seiner Apostel und aller Heiligen. Einen Beichtehörenden Mönch von hoher eingebildeter Vollkommenheit fragte er mit den Worten der Schrift: Was muß ich thun, um in das Reich Gottes zu kommen? Der Mönch rieth ihm, sein angefangenes strenges Eremiten-Leben eifrig fortzusetzen, die seinen Brüdern abgetretenen Güter zurückzufodern, und sie zur Unterstützung der Armen zu verwenden. Auf seiner Rückreise aus dem Heiligen Lande nach Brindisio in der Neapolitanischen Terra d'Otranto am Golfo di Venezia vergesellschaftete er sich mit drey andern Eremiten, Namens Gerhard, Eber und Addonem; und diesen seinen Reisegefährten erzählte er eines Tags seinen gehabten sonderbaren Traum: „Mir „ist„, sagte er, „ein Engel Gottes erschienen und hat „mich ermahnet, in eine Einöde zu gehen, und mich „dort ganz dem Dienste Gottes zu weihen„. Zugleich gab er ihnen zu verstehen, er sey gesonnen, diesem göttlichen Rufe zu folgen; und es würde ihn unsäglich freuen, wenn sie sich mit ihm zu gleichem Endzweck vereinigen würden. Nichts konnte diesen frommen Männern erwünschteres wiederfahren, als ein solcher Antrag; und sie wanderten nun, Hand in Hand geschlossen, fröhlich in Rudolfs Heimath. Bey seiner Ankunft zu Vatz erzählte er seinen Brüdern die Menge der Wunderdinge, die er im Orient gesehen hatte, die Erscheinung des Engels, den Rath des Mönchen, und bat sie, ihm sein Vermögen herauszugeben. Sie zuckten mitleidig die Ach-

sel, und brachten seinem Wunsche das verlangte Opfer. Er und seine Gesellen schlugen nun ihre Wohnung in einem grossen, zwischen Chur und Vatz gelegenen Walde, der mit Räubern angefüllt war, auf; und gerade dies schien ihm der schicklichste Ort zu seyn, ein Werkzeug der Vorsehung zum Dienste seines Mitmenschen zu werden. Er bauete also daselbst eine Kapelle und Einsiedlerhütte, reutete das Gehölze aus, machte das Land urbar und diente den Reisenden als Wegweiser und Beschützer. Für diese seine Bemühungen blieb er nicht unbelohnt, und sammelte in kurzem Schätze. Die Verbindung, in der er mit seinen Brüdern, den Grafen von Vatz blieb, verschafte auch ihnen grosse Vortheile; denn der Geruch seiner Heiligkeit zog ganze Kolonien Deutsche und Walliser hieher, die ihre väterlichen Hütten verliessen, um mit dem Einsiedler Rudolf zu beten und zu arbeiten. Die klugen Freyherren von Vatz, welche wohl einsahen, daß der wahre Reichthum eines Landes in der Menge der Unterthanen bestehet, nahmen diese Leuthe mit offenen Armen auf, ertheilten ihnen viele Freyheiten, schenkten ihnen Wälder, und bildeten so diese anfänglich religiosen Schwärmer zu fleißigen Arbeitern und friedsamen Bürgern um. So wurden durch unsers Rudolfs und seiner Brüder Bemühungen Davos, Parpan, Churwalde, Motta, und andere Gegenden mehr angebauet und bevölkert; aber auch größtentheils dem Kloster, das er um das Jahr 1160. nach andern 1167. soll gestiftet haben, zinsbar gemacht. Ein eigentlicher Stiftungsbrief ist nicht vorhanden; wohl aber ein Original-Urbarium, das zu Roggenburg verwahrt wird, eine Kopie im Kloster selbst, und Auszüge die der Herr Landshauptmann von Wiezel von Pradavenz sel. gemacht hat, in den Händen einiger seiner Freunde, und auch in den meinigen. Aus diesen fast ganz allein sind diese und die folgenden Nachrichten geschöpft worden.

Freyherr Rudolf legte nämlich, sobald der Bau seines Klosters vollendet war, sein Klostergelübd in die Hände des Bischofs Adelgot Urber von Chur ab; und dieser grosse Gönner frommer Stiftungen trug die Besorgung des Gottesdienstes einem Mönche aus dem Kloster St. Lutzi auf; oder nach anderer Meynung soll Rudolf selbst einen aus Deutschland nach Italien reisenden Canonicus Regularis dazu erbeten, dieser die Erlaubniß von seinen Obern erhalten und das Amt wirklich angetreten haben.

Rudolf blieb Zeit seines Lebens ein wahrer Menschenfreund, wirkte so viel Gutes als er konnte, nahm sich aller Leidenden und besonders der Kranken bestens an, und lebte so wie alle Mönche eigentlich leben sollten. Ein vornehmer und reicher Thüringischer Edelmann (die Geschichte nennet ihn nicht), der in Italien unter Kaiser Friedrich dem Rothbart gedient hatte, kam krank und äusserst abgemattet im Kloster an, und bat um Herberge und Pflege. Rudolf gewährte ihn seiner Bitte mit Vergnügen, und ließ es an nichts fehlen, um die wankende Gesundheit dieses edeln Ritters wieder herzustellen. Allein aller angewandten Sorgfalt ungeachtet triumphirte der Tod über das Leben, und unser Rudolf drückte ihm sanft die gebrochenen Augen zu und begrub ihn unter Vergiessung vieler Thränen in seine Kapelle. Der sterbende Ritter hatte ihm aus Dankbarkeit sein ganzes Vermögen vermacht, und trug ihm auf, für seine arme Seele zu beten. Rudolf machte sich auf den Weg nach Thüringen, um sowohl die ihm zugefallene Erbschaft in Besitz zu nehmen, als auch einige andere Verordnungen zu vollziehen, deren Berichtigung ihm der Sterbende empfohlen hatte. Allein zu Ellwangen in Schwaben überfiel ihn ein hitziges Fieber; und nach einer Krankheit von nicht länger als drey Tagen verließ er mit Freuden eine Welt, der er schon längstens überdrüßig

geworden war. Man begrub ihn daselbst mit grossem Gepränge.

Der damalige Präpositus des Klosters St. Lutzi ohnweit Chur, Aimones, oder Heymones, wie ihn das Urbarium des Klosters nennet, ließ es sich nach erhaltener Nachricht von Rudolfs Tode sehr angelegen seyn, das angefangene Werk auszuführen, und übernahm darum die Leitung der schon getroffenen Anstalten. Das Todesjahr dieses würdigen Mannes ist nicht angemerkt worden; wohl aber wird versichert, daß unter seiner Aufsicht in wenigen Jahren die Klostergebäude sehr erweitert, und die Anzahl der Mönche ungemein vermehret worden. Neun Jahre nach Rudolfs Tode schickten unsre Churwalder, welche die Regeln des H. Benedikts zu den ihrigen gemacht hatten, einen gewissen Mönch Heinricus nach Ellwangen, und liessen die Gebeine ihres Stifters daselbst abfodern, um sie in ihrem Kloster beyzusetzen. Die Ellwanger weigerten sich. Allein das Kloster Roggenburg, welches Conrad von Byberеck, Bischof zu Chur und seine Brüder Berchtold und Siegfried i. J. 1126. gestiftet hatten, und das nach Vertreibung der Benediktiner von St. Lutzi dieses Kloster mit Prämonstratensern bevölkert hatte, und dem in der Folge auch das Kloster Churwalden untergeordnet wurde, unterstützte das Ansuchen des Aimones beßtens; und dieser kräftigen Vorsprache hatte man endlich die Auslieferung jener heiligen Ueberbleibsel zu danken. Mit denselben zog Heinrich jetzt im Triumphe nach Haus. Man empfieng und begleitete ihn aller Orten auf das feyerlichste, und die Mönche zu Churwalde schätzten sich glücklich, diese kostbaren Reliquien in ihrer Klosterkirche beyzusetzen.

Ein gewisser Udalricus bekleidete nach Aimones Tode die Würde eines Präpositus; und das Recht den-

ſelben zu wählen ſcheint in den Händen der Mönche ſelber geſtanden zu ſeyn. Von der übrigen damaligen Verfaſſung u. ſ. f. dieſer Stiftung läßt ſich nichts mit Gewißheit ſagen; nur ſo viel finden wir, daß dieſelbe viele Lehensleuthe hatte, die ſich ohnweit dem Kloſter anbaueten.

J. J. 1220. errgten die, wie es ſcheint, ſchon muthwillig gewordenen Mönche eine Verſchwörung wider ihren Präpoſitus Conrad I. verjagten ihn, den ſittſamen Prior Lütger und ſechs andre ihrer Brüder aus dem Kloſter und der Landſchaft, und erwählten den noch ſehr jungen, feurigen, allen Ausſchweifungen ergebenen

Schwigerus zum Probſte. Conrad hatte nämlich ſeinen Mönchen heilige Stille beßtens empfohlen; Schwigerus erlaubte ihnen jetzt ihre Einſamkeit mit hübſchen Mädchen zu theilen. Sie ſchienen in den Augen des Volks alles zu thun, um in ihrer Seele den Trieb zu erſticken, für den die Menſchen ſo oft alles Glück hingebeu; aber im Grunde erſtickten ſie ihn nicht. Der Unzuchtsteufel herrſchte in ihren Herzen und in ihrer Zelle. Zu Rudolfs und Aimones Zeiten machten die Mönche verödetes Erdreich urbar, trockneten Moräſte, und rotteten Wälder aus. Jetzt aſſen ſie gut, beteten wenig, ſtudierten noch minder, arbeiteten nichts; und ſo verſchwanden bald Ruhe und Sittſamkeit völlig aus ihrer Mitte. Sie bezahlten Beyſchläferinnen, und ernährten Kinder aus den Einkünften des Kloſters. Endlich wußte Schwigerus gar von Rom die Erlaubniß zu erſchleichen, neben dem Mannskloſter auch ein Nonnenkloſter zu erbauen.

Bey alle dem gelangte der unwürdige Mann zu einem hohen Alter: Denn er lebte unter der Regierung der Biſchöfe Rudolfs von Güttingen der i. J. 1226. zu Rom ſtarb; Bertholds von Helfenſtein, der i. J. 1233. zu Ruanſen oder Rheams im Oberhalb-

stein ermordet wurde; Ulrichs, Grafen von Ryburg, der i. J. 1237. als erster Stifter des Heiligen Berges bey Winterthur, sanft entschlief; Volkards von Neuburg, eines der würdigsten Bischöfe, und Heinrichs von Montfort, der i. J. 1255. die Longobarden bey Embs besiegte, An. 1272. diese Zeitlichkeit verließ und zu Remüs im Untern Engadin begraben liegt.

Berthold I. war sein Nachfolger 1272. Man hält ihn für den Erbauer der Kirche St. Margaritha zu Chur, zu der er i. J. 1282. den ersten Grundstein gelegt haben soll. Unter ihm ereignete sich eine merkwürdige Veränderung mit den weltlichen, dem Kloster nicht zuständigen Einwohnern der Landschaft Churwalden. Werner, Freyherr von Vatz, hatte die oberherrlichen Rechte über diese Landschaft der Familie Venosta käuflich abgetreten; allein um d. J. 1284. kamen diese Rechte wieder durch Heyrath an das vorgenannte Haus, da Walther von Vatz sich mit der Tochter Conrads von Venosta, mit Namen Noria vermählte, und zum Heyrathsgut die Landschaften Schams und Churwalden erhielt. Zwar blieb damals einem Bruder dieses Conrads von Venosta, Zirio, auch noch ein gewisser Antheil an ermeldten Landschaften; wie unbeträchtlich aber die davon abfliessenden Einkünfte müssen gewesen seyn, sieht man aus dem ausdrücklichen Vorbehalte des Heyrath-Kontrakts, vermög dessen der Freyherr von Vatz sich anheischig machte, dem Oheim seiner Gemahlinn die ganze Landschaft gegen 500. Pf. abzutreten. Doch geschahe dieß niemals. Churwalden blieb unter Vatzischer Herrschaft, kam erbsweise an die Grafen von Werdenberg, u. s. w.

Udalricus II. ist uns blos aus den Akten dem Namen nach bekannt, und

Bertholds II. wird als eines abgedankten Präpositus, der sich mit seinen Mönchen nicht vertragen konnte, in den

Akten von 1307. und 1309. noch häufig gedacht. Er war Verschwender im höchsten Grade; und dieß brauchten die Mönche zum Vorwand seiner Entsetzung. Wirklich wählten sie einen sehr klugen und wirthschaftlichen Mann an seine Stelle, der durch seine haushälterschen Tugenden die zerrüttete Finanzen des Klosters bald in Ordnung brachte, und dasselbe ansehnlich bereicherte. Dieser Mann hieß

Conrad II. und war aus einer ansehnlichen Familie des Landes. Er nahm verschiedene kleine Edelleuthe, die sich vor der Raubbegierde der grössern zu retten suchten, in sein Gestift auf; und diese gaben ihre Güter dem Kloster zu Lehen. Andre, die auf offener Landstrasse geraubt und ritterlich gemordet hatten, und nun jede Verbrechersluft in ihren Raubnestern genossen, glaubten ihre Schandthaten durch Geschenke an daßelbe zu tilgen, und Conrad versprach ihnen, sie würden nun geraden Weges in den Himmel reiten. J. J. 1299. brachte er verschiedene ansehnliche Güter zu Befrang und Fontana kaufsweise an sein Kloster, und i. J. 1305. die Pfarrey von Balzers, die er ein Paar Jahre nachher, mit Einwilligung des Bischofs von Chur, an Friedrich von Grylenhausen gegen Feldsperg verkaufte. Der Reichthum des Klosters häufte sich so sehr, daß er den Pabst Clemens V. i. J. 1311. demüthig bat, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, neben dem alten Stift ein Hospital zu erbauen; denn das alte vom Schwigerus errichtete war nun gar zu enge. Auch das Frauenkloster mußte erweitert werden, als sich jetzt mehrere Personen von den Einkünften dieser Stiftungen mästen konnten. Clemens V. ertheilte die Bulle willig und gern, und Conrad brachte beydes mit grossen Kosten glücklich zu Stande; doch sah er die fruchtbringenden Bemühungen seiner Mönche und Nonnen nicht. Er entschlief An. 1318. und

Jakob erhielt den Hirtenstab. Schwerlich hätte er in

unwürdigere

unwürdigere Hände fallen können; und niemand freute sich über seine Wahl, als die in ihre Zellen eingesperrte Töchter, die noch nicht gelernt hatten ihr Herz und ihre Sinnen zu töden. Denn Jakob und seine Mönche waren samt und sonders starke und derbe Gesellen. Durch Liederlichkeit hatte er sich schon längst ausgezeichnet. Wohllust war auch hier sein Hauptaugenmerk. Alles was irgend an Mädchen, oder auch an schönen Weibern bemerkenswerth war, sah er mit Adlersblick; seine meiste Zeit weihete er darum denselben, und zwar seinen sehr feuerfänglichen Nonnen. Daneben sorgte er weidlich für seinen Bauch. Seine Mönche machten es eben so. Diese zügellose Lebensart drang bis zu den Ohren des Freyherrn Donat von Vatz, der alle Tyrannen Rhätiens an ungeheuerm Verfahren übertraf und gern jeden Anlaß — dießmal wenigstens einen gerechtern als sonst — ergriff, wo er seine Grausamkeit befriedigen konnte. Er schlich sich also eines Tags heimlich ins Kloster, und sah' da mit eignen Augen die ganze Fülle von Schande. Hierauf ließ er ohne weitern Prozeß das Nonnenkloster anzünden, und die doch immer bedauernswürdigen Töchter samt ihren Mönchen verbrennen *). Das Kloster blieb bis i. J. 1341. unbesetzt. Damals ließ der wackere und ökonomische Bischof von Chur, Ulrich, Graf von Lenzburg, der An. 1355. zu Sargans starb, den dritten Jul. einen gewissen

*) Damit nicht bey dieser, und einigen anderu in diesem Aufsatze enthaltenen Schilderungen mancher übel berichtete, und nicht unbefangene Leser gar glauben möchte, ich hätte als Protestant hie und da die Farben allzuschwarz aufgetragen, so höre man nun auch eine Stelle eines Katholicken, des Brocardus Boronus an. Derselbe schrieb, und zwar von noch spätern Zeiten, an den Pabst Clemens VIII. In fœdere Decem Jurisdictionum habetur Monasterium Ordinis D. Bernhardi Cistercienſis satis

Johann zum Präpositus des Klosters einweihen. Dies geschah zu Feldsperg von dem Stadtpfarrer bey St. Martin zu Chur. Churwalde ward aufs neue einstweilig mit ziemlich gesitteten Leuthen besetzt. Er zumal war ein würdiger Geistlicher, wachte sorgfältig über seine Untergebene, war selbst nüchtern und enthaltsam, und verlangte mit unerbittlicher Strenge Ehrbarkeit und Zucht, Gebet und Arbeit von Mönchen und Layen. Die reichen Einkünfte seines Klosters, die seine Vorfahren zu Pomp und Wohlleben verschwendet hatten, wendete er jetzt zur Versorgung der Armen und Kranken an. Seine Tugend und Ernst kannte also nicht minder Güte und Milde; und gerade ein solcher Mann mußte der Präpositus einer so sehr verschrienen Stiftung seyn, wenn solche je wieder in bessern Geruch kommen sollte. Unter solchen rühmlichen Bemühungen verließ er, ich weiß nicht wenn, diese Welt, und

Conrad III. kam an seine Stelle. Dieser folgte den rühmlichen Fußstapfen seines Vorfahren, und bekleidete diese Würde bis i. J. 1361. da

Udalricus III. erwählt wurde, der i. J. 1374. sanft und selig enschlief, und ein sehr frommer und herzensguter Mann gewesen seyn soll. Sein Nachfolger

Gerungus besaß alle seine Tugenden im vollkommensten Grade, und noch mehrere dazu. Er verdunkelte durch sein exemplarisches Leben, durch seine allgemeine Menschenliebe, und durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit alle seine Vorgänger, und erfüllte die Pflichten seines

amplum, quod appellant *Closter Churwald*, in quo aliquot Monachi saginantur, quorum vitam pudet referre; & tantum abest, ut eorum opera possit aliquid restitui, ut potius eorum moribus in dies catholicus cultus relaxetur etiam in residuis a labe hæretica quatuor paræciis . . . & est aliqua habenda cura, ne saltem sint damno, si usui esse nolunt.

Amtes mit so strenger Gewissenhaftigkeit, daß ihn Freund und Feind hochschätzte und bewunderte. Man lief haufenweise zu seinen Predigten. Sein Geist war unerschöpflich an allem, was einen öffentlichen Vortrag beleben, und die Herzen seiner Zuhörer zur Andacht erwecken konnte. Solche Verdienste, durch die er sich so sehr über andre Ordens-Geistliche seiner Zeit erhob, konnten nicht unbekannt bleiben. J. J. 1396. wurde er zum Abt des Prämonstratenser-Stifts **Waisenau** bey Ravensburg in Schwaben erwählt, und als solcher auch vom Kaiser **Sigismond** An. 1414. nach **Costanz** berufen, um den armen **Huß** verurtheilen zu helfen.

Udalricus IV. erhielt 1396. die erledigte Präpositur, die er bis 1407. bekleidete, und nun dem

Nikolaus Platz machte, der 1415. starb und sich durch seine gute Oekonomie unendlich um das Kloster verdient gemacht hatte. Er war der erste, der förmliche Lehensbriefe errichtete, und Güter, Wälder, Häuser und Höfe, die der Stiftung zugehörten, um einen jährlichen gewissen Zins verlieh. Ich habe einige solcher Lehenbriefe gesehen, und daraus gelernt, daß damals schon viele ganz freye Leuthe diese Landschaft bewohnten, die sich ihre eigene Richter und Obrigkeiten, nur den Ammann nicht, aus ihrer Mitte wählen konnten. **Nikolaus** beschloß die Reihe der Pröbste, und das Kloster wurde unter seinem Nachfolger

Conrad IV. in eine Abtey verwandelt. Die gute Wirthschaft seines Vorgängers, die reichen Geschenke grosser Sünder, und seine eigene Sparsamkeit setzten ihn in den Stand sich den Titel eines Abts, und die Inful von Rom zu verschaffen. Er war ein vertrauter Freund des Bischofs **Johann Abundi** von Chur und des Grafen **Friedrichs von Toggenburg**, die ihn an dem Römischen Hofe beßtmöglichst unterstützten. Er erlebte die

merkwürdigsten Revolutionen in Bündten, und starb 1461. in einem sehr hohen Alter. Seine Regierung fiel in jene Zeiten, da das Volk das eiserne Joch der Bischöfe, der Klöster und der Herren abwarf, und sich auf ewig mit einander verbunden. Die meisten Gemeinden des heutigen Gottshaus-Bundes waren schon mit dem Anfange des XV. Jahrhunderts mit einander verbündet; die Gemeinden des Obern- oder Graubundes traten 1424. zusammen, und 1436. nach dem Tode des letzten Grafen von Toggenburg vereinigten sich auch die Gemeinden des heutigen Zehn Gerichte-Bundes. Elisabeth von Mätsch war die Erbinn der Toggenburgischen Verlassenschaft. Sie trug dem Freyherrn Friedrich von Heuwen die Verwaltung der Regierung in ihrem Namen auf, der sie auch ein Jahr lang mit aller Ehre und Treu besorgte. J. J. 1438. begab sich diese großmüthige Dame nach Feldkirch, und berief die eigentlichen im Testament übergangenen Erben ihres Gemahls zu sich, um ihnen die Erbschaft zu überlassen. Sie theilte die Länder des verstorbenen Grafen unter die beyden Gräfinnen Cunigunda und Catharina von Werdenberg, von denen diese an den Graf Heinrich von Sax zu Misax, jene aber an den Graf Wilhelm von Montfort verheyrathet war. Dieser letztre erhielt die VI. Gerichte, und folglich auch die Landschaft Churwalde, samt der Kastenvogtey des Klosters; ließ sich daselbst huldigen, bestäthigte den Landleuthen und dem Gotteshaus ihre Freyheiten, errichtete mit den einzelen Gemeinden gewisse Verträge und Abkommnisse, und that kurz alles was er konnte, um den Namen eines lobenswürdigen und gerechten Regenten zu verdienen, und dem gänzlichen Verluste seiner herrschaftlichen Rechte vorzubauen. Die Toggenburgische und Montfortische Regierung war so sanft und gelinde, und kam der heu-

tigen Bernerschen so nahe, daß die Unterthanen nicht einmal wahrnahmen, daß sie Herren hätten, sondern sich frey zu seyn wähnten. Die Regenten waren weise, schonende, liebreiche Väter, die manches aufopferten, um ihre Unterthanen glücklich zu machen. Graf Wilhelms Sohn errichtete, besonders durch Vermittelung unsers Abts Conrads, 1441. mit den Einwohnern von Churwalde einen ihnen sehr vortheilhaften Vertrag, und erlaubte den Gemeindsleuthen von Malix und Tschiertschen die jährlich zu entrichtende Steuer von 8. Pfund Pfenningen mit 130. Pf. Pfenningen auszukaufen. Er verkaufte 1459. die Herrschaft Churwalde einem seiner Vettern, Hugo von Montfort, Herrn zu Rothemfels, behielt sich aber den Zug derselben wieder vor. Er that ihn jedoch nicht; und Hugo bestätigte 1460. der Landschaft ihre sämtlichen Freyheiten. Abt Conrad starb in einem sehr hohen Alter, und wurde mit grossem Pompe begraben.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Schreiben an einen Freund, die Meißnersch-Weygandischen Streitigkeiten betreffend.

Sie sind, wertheſter Freund, begierig, meine Meynung in Absicht auf die zwischen den Herren Meißner und Weygand öffentlich vorgefallenen Scharmützel zu wissen; und da Ihnen bekannt ist, daß ich auch das deutsche Museum lese, verlangt Sie besonders, meine Gedanken in Betreff der Antwort des Letztern zu vernehmen. Warum aber doch das? — Sind nicht so unendlich viel Seiten von denen man eine Sache ansehn kann, so viel Accidentalpunkte, Augen die nahe, andre die ferne besser

sehn — kurz, so eine verschiedene Beleuchtungsart möglich, daß mein geringer Blick nach dem Augpunkt wohl sehr überflüßig seyn dürfte. Doch, was kann ich Ihnen abschlagen! — Hören Sie also:

Will Weygand nicht mit Schriften handeln,
Die, statt in Deutschland lustzuwandeln,
Wie doch viel schlechte Bücher thun,
Im Magazin beharrlich ruhn;
So kann's ihm merkantilisch nützen.

Doch, wenn's Genie in seiner Blüthe
Der Mangel drückt; ein Hochgemüthe,
Dem Deutschland doch den Lorbeer flicht,
Nicht seinem Vortheil bald entspricht;
So sollt' er's dennoch unterstützen.

Herr Weygand denkt, wie es scheint, merkantilisch; und das muß, leyder! ein Buchhändler bey dem anhaltenden typographischen Hagelwetter, wo die Nachdrucker noch immer stärker zwischenhinein donnern, wohl thun, wenn er nicht zugrundgehen will.

Um Ihnen aber noch etwas über diese Sache vorzuplaudern, so scheint mir's, Herr W. müßte doch innerlich mehr Behagen empfinden, wenn er sich bewußt wäre, durch liebreiche anhaltende Unterstützung des Verfassers der Skizzen und des Alcibiades, christlicher Duldung allzulanger Gedankenstriche — — weitläuftigen Drucks, u. s. w. denselben doch endlich hinaufpilastert zu haben; als sich jetzt, durch Unterlassung dieser erwähnten Tugenden, gezwungen zu sehn, denselben so barbarisch herunterzuwölben, welches mich doch im Grund eine schlechte Freude dünkt. Gewiß ist es fatal für Herrn W. daß die Familie Frink und andre Meißnersche Schriften seinem Fond so getreu blieben; denn da es sein eigener Fond war, steht wohl nicht zu vermuthen, er werde es wie gewisse Buchführer machen, denen ein

Schriftsteller eine Edition zum Verkauf übergiebt, und die sie doch hernach einkellern wie den Wein, damit sie vielleicht auch wie dieser älter werden, und dem Publikum besser schmecken.

Doch, dem allen wird schwer abzuhelfen seyn; und auf den Fuß, wie die Sachen jetzt stehn, werden die Buchhändler bleiben wie sie sind, und die Authoren auch. Ich will Ihnen aber einen Vorschlag, den ich bald dem deutschen Publikum thun werde, sub sigillo silentii offenbaren; der soll dem Dinge hoffentlich eine ganz andre Wendung geben. Vernehmen Sie also: Ein Buchhändler muß mir gar keinen eigenen Fond mehr haben, damit ihn sein Interesse oder gar die Noth nicht zwinge, angehnde Schriftsteller zu hudeln. Denn daß er, selbst in eine paßive Lage versetzt, von ihnen gehudelt werde, ist wohl ein sehr seltener Fall. Was soll er aber nun anfangen, und womit soll er handeln? — Ey, nach wie vor mit Büchern! Nur mit dem Unterschied, daß nicht Er, sonder das Publikum die Kosten tragen soll. Er muß nur der Authoren ihre Schriften nehmen, und wie ein Bergwerksverwalter damit herumgehn im Publikum; soll Kuckfen sammeln; soll von dem Gestein der jungen Authoren Proben vorzeigen. Hat er eine gute Anzahl von Interessenten, so giebt er dem Author Befehl, sein Genie zu befahren, zahlt ihm seine Arbeit hübsch generos mit der Interessenten Geld; fodert wieder Zubusse, läßt grosse Pochwerke anlegen; läßt den Author gleich wieder einen andern Gang eröffnen, und nimmt eine Menge Druckerknappen an. Geht das Ding gleich Anfangs nicht so gar gut; ey! so ist doch noch immer Hoffnung da. Der Author kann ja auf einen bessern Gang kommen; das Gestein seines Gehirns kann mehr Ausbeute geben; man kann ja noch ein Paar Jahre zubüssen; die Rechnungsbücher werden ja dem Publikum gezeigt, und so

kann's nicht übervortheilet werden. Was ist doch ein geringes Metall, was Zinn, Markaßit, Kobold u. s. w. gegen ein Kraftgenie, das so ergiebig manchmal wäre, aber wegen Geldmangel nicht befahren werden kann. Hätte man seit zwanzig Jahren nur auf **Klopstock, Wieland, Ramler**, und so viel andere grosse Männer Kuksen, wiewohl würd' man sich jetzt dabey befinden, hätte man auch im Anfange eingebüßt! Und das Gehalt des Herrn Bücherverwalters? — muß ansehnlich seyn. Auch Bücher-Räthe müßten salarirt werden, um die Herren Berg-Räthe zu parodiren; eine Bücherwerks-Kommißion versteht sich von selbst. Der Landesherr nimmt dann das alles in seinen Schuß, und steckt selbst eine grosse Summe drein, um das Publikum zu engouragiren. So kömmt dann das Ding nach Verfluß einiger Jahre in solchen Flor, daß kein einziger guter Schriftsteller in schlechten Umständen ist, und kein mittelmäßiger hungern darf. — Hat ein Author zwölf Jahre lang geschrieben, und wird durch einen Zufall unsinnig, oder verrückt im Kopf, daß er entweder gar nicht mehr schreiben kann, oder in einen abgeschmackt poßierlichen Styl verfällt; oder in theologischem Unsinn sich mit Marienbildern und Rauchfässern befaßt; sich alle Augenblicke widerspricht; in seinem Wahnwitz in Kunstwuth geräth, und meynt, alle seine artistschen Gaukeleyen seyen Kunstweisheit; meynt, seine Verse klingen wie eine Cremoneser-Geige, da doch die meisten tönen als wenn man auf einen alten Theekessel klopfte; kurz, toller als Altflicker Böhm, über alles wie ein Goldmacher spricht — so kriegt er ein Gehalt als Invalide.

Noch eins: Wird ein Schriftsteller von einem Bücherverwalter übel geplagt; werden z. E. seine Schriften von Leuthen, die bey der größten Unverschämtheit den kleinsten Menschenverstand besitzen, bis zu auffallender

Makulatur heruntergebessert, und unter seinem Namen publizirt; wird er sonst, wegen der Macht und dem Ansehn worinn zuweilen die Herren Entrepreneurs stehen, von ihnen auf eine tyrannische Art, die just das Gegentheil von aller Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit ist, behandelt; so kann er sich bey meiner Einrichtung getrost an die Bücherwerks-Komnißion wenden, und erhält Recht, falls er Recht hat.

Den typographischen Stoßvögeln aber, welche auf die unschuldigen Editionen herfallen, und sie in allen möglichen Formaten mit einer recht taschenspielermäßigen Geschwindigkeit reproduziren, könnte man, weil sie doch auch mit dazu gehören, Unterbedienungen geben; denn Nachdrücke könnten unmöglich der Herren Interessenten wegen geduldet werden. Dabey aber wäre den besoldeten Herren Buchhändlern ernstlich einzuschärfen, daß sie allen alten Groll beyseitesetzen, und ihren Untergebenen denselben nicht fühlen lassen; sondern sich fein mit ihnen vertragen möchten.

D.

III.

Kurze Nachricht von der Reise des Herrn von Saussüre auf den Gipfel des Montblanc. Im August 1787.

Verschiedene Journale machten dem Publikum bekannt, daß im August des verflossenen Jahres zwey Einwohner von Chamouni, Herr Doktor Paccard, und der Führer Jakob Balmat, den Gipfel des Montblanc bestiegen haben, den man bisdahin unersteiglich glaubte. Ich erfuhr es den Tag darauf; und verreiste auf der Stelle, um das Gleiche zu versuchen. Aber es fiel unterdessen

Regen und Schnee, die mich zwangen für damals meinem Entschlusse zu entsagen. Ich gab dem Jakob Balmat den Auftrag, von Anfang des dießjährigen Junius an den Berg zu untersuchen, und mir den Zeitpunkt zu melden, wo der Schnee des Winters so gesunken sey, daß man ihn besteigen könne. In der Zwischenzeit gieng ich nach der Provence, um dort am Ufer des Meeres Versuche zu machen, die denjenigen zum Vergleichungspunkt dienen sollten, die ich auf dem Montblanc machen wollte. Jakob Balmat versuchte im Junius zweymal den Berg zu besteigen, aber ohne Erfolg; dennoch schrieb er mir, er zweifle nicht, daß man in den ersten Tagen des Julius dahin gelangen könne. Ich verreiste also nach Chamouni. Zu Sallenche traf ich den herzhaften Balmat an, der eben nach Genf wollte, um mir den neuen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen anzuzeigen. Er hatte nämlich den 5. Julius mit zwey andern Führern, Johann Michael Cachat und Alexis Tournier, den Gipfel wieder erstiegen. Als ich in Chamouni anlangte, regnete es; und das schlechte Wetter dauerte bey vier Wochen. Aber ich war nun einmal entschlossen eher das Ende der Jahrszeit zu erwarten, als den günstigen Augenblick zu verfehlen.

Er kam endlich, dieser so sehnlich gewünschte Augenblick, und ich begab mich den 1. August, begleitet von einem Bedienten, und 18. Führern *) die meine physischen Instru-

*) Sie hiessen: Jakob Balmat, genannt Montblanc.
Peter Balmat, Maria Coutet } Meine gewöhnlichen Führer.
Jakob Balmat, Bedienter der Frau Couteran.
Johann Michael Cachat, genannt der Riese.
Johann Baptist Lombart, genannt Jorasse.
Alexis Tournier.
Alexis Balmat.

mente und das nöthige Reisegeräthe trugen, auf den Weg. Mein ältester Sohn hatte das größte Verlangen, mich zu begleiten. Da ich aber besorgte, er wäre noch nicht stark und geübt genug zu Reisen von dieser Art, blieb er zurücke, und stellte immittelst in der Priorey mit vieler Sorgfalt Versuche an, die mit denjenigen, welche ich auf dem Gipfel des Berges machte, verbunden waren.

Obschon der Gipfel des Montblanc in gerader Linie kaum 1. 1/4. französische Meile von der Priorey Chamouni entfernt ist, so foderte diese Reise doch immer aufs wenigste 18. Stunden wegen dem beschwerlichen Weg überhaupt, dann den vielen Umwegen, und weil man etwa 1920. Klafter (Toises) zu steigen hat.

Um in der Wahl der Orte, wo ich die Nächte zubringen wollte, ganz frey zu seyn, ließ ich mir eine Zelte nachtragen; und schlief die erste Nacht unter derselben auf dem Gipfel des Berges de la Cote, welcher auf der Mittagsseite der Priorey 779. Klafter höher als dies Dorf liegt. Diese Tagreise ist weder mühesam, noch gefährlich; man steigt immer entweder auf Rasen oder Fels; und der Weg wird ohne Mühe in 5. oder 6. Stunden gemacht. Aber von hier weg geht er nur über Eis und Schnee.

Die zweyte Tagreise ist schon beschwerlicher. Man muß erst über den Gletscher de la Cote gehn, um an

Johann Ludwig Devouassou.
Johann Michael
Michael
Franz
Peter } Devouasson, Gebrüder.
Franz Coutet.
Franz Ravanet.
Peter Franz Favret.
Johann Peter Cachat.
Johann Michael Tournier.

den Fuß einer kleinen Felsenkette zu kommen, welche von den Schneeplatten des Montblanc eingeschlossen ist. Dieser Gletscher ist sehr beschwerlich und gefahrvoll; von breiten, tiefen, irregularen Spalten durchschnitten, über die man oft nur auf Schneebrücken gehen kann, welche bisweilen sehr dünn sind, und auf Abgründen schweben. Einer meiner Führer lief wirklich Gefahr, in einer derselben umzukommen. Er war den Abend vorher mit zwey andern auf den Gletscher gegangen, um den Weg zu untersuchen. Glücklicher Weise hatten sie die Vorsicht gehabt, sich mit Seilen an einander festzumachen; der Schnee brach auf einer breiten und tiefen Spalte unter ihm, und er blieb zwischen seinen zwey Gefährten hängen. Wir kamen ganz nahe bey dem Abgrunde vorbey, der sich unter ihm geöffnet hatte; und ich bebte bey dem Gedanke an die Gefahr, die er ausgestanden hatte. Der Weg über diesen Gletscher ist so beschwerlich und voll Krümmungen, daß wir von der Höhe des Berges de la Cote bis zu den ersten Felsen der abgesonderten Kette 3. Stunden zu gehen hatten, obschon es in gerader Linie kaum eine französische Viertelmeile ist.

Nachdem man bey diesen Felsen angelangt ist, so verläßt man sie wieder, um durch verschiedene Krümmungen in ein mit Schnee gefülltes Thal zu gelangen, das sich von Norden gegen Süden bis an den Fuß des höchsten Gipfels erstreckt. Der Schnee in diesem Thal hat hie und da sehr grosse und prächtige Risse: Ihr heller und reiner Bruch weiset die Horizontal-Lagen desselben, von deren jede ein Jahr anzeigt. Diesen Rissen, sie mögen so breit seyn als sie wollen, kann man auf keiner Seite auf den Grund sehn.

Meine Führer wünschten, daß wir die Nacht bey einem der Felsen zubringen möchten, die man auf diesem Wege antrift; aber da die höchsten derselben noch 6. bis 700.

Klafter niedriger als der Gipfel sind, so wollt' ich noch höher steigen. Zu dem Ende nun mußten wir uns mitten im Schnee lagern; und ich hatte grosse Mühe, meine Reisegefährten dazu zu bereden. Sie glaubten, während der Nacht herrsche in diesen hohen Gegenden eine unausstehliche Kälte; und sie fürchteten sich eigentlich, in derselben umzukommen. Endlich sagt' ich ihnen, daß ich nun einmal entschlossen sey, mit denjenigen aus ihnen, auf die ich mich verlassen konnte, dahin zu gehn; daß wir dort eine tiefe Oeffnung graben, dieselbe mit dem Tuch der Zelte bedecken, und uns so beyeinander einschliessen wollten; und daß wir auf diese Art auch von der strengsten Kälte nichts leiden könnten. Dieser ordentliche Plan gab ihnen Muth, und wir giengen weiter. Abends um 4. Uhr erreichten wir die zweyte der grossen Schneeplatten, über die wir gehn mußten. Hier lagerten wir uns 1455. Klafter höher als die Ortorey, 1995. höher als das Meer, und 90. Klafter höher als der Piko auf Teneriffa. Wir giengen nicht auf die oberste Schneeplatte, weil man dort den Lauwenen ausgesetzt ist; und selbst auf der ersten Platte über die wir gekommen waren, sind sie nicht selten. Wir marschirten über zwey derselben, die seit der letzten Reise des Balmat gefallen waren, und deren Ruinen das Thal in seiner ganzen Breite bedeckten.

Meine Führer fiengen sogleich an, den Platz auszuhölen in welchem wir schlafen wollten; aber sie fühlten sehr bald die Wirkungen der dünnen Luft (der Barometer war nicht höher als 17. Zoll 10. $\frac{29}{32}$. Linien). Diese starken Männer, für die 7. oder 8. Stunden Wegs, die wir gegangen, nichts waren, hatten kaum 5. oder 6. Schaufeln voll Schnee ausgegraben, so war es ihnen unmöglich fortzuarbeiten; sie mußten alle Augenblicke abgelöst werden. Einem von ihnen, der zurückgekehrt war, in ei-

nem Fäschen Wasser zu holen, welches wir in einer Spalte entdeckt hatten, wurde es übel; er kam ohne Wasser zurück, und hatte den ganzen Abend sehr starke Bangigkeiten. Ich selbst, der ich doch der Bergluft so wohl gewohnt bin, und mich in derselben sonst besser als in der Luft der Ebenen befinde, war ganz entkräftet, als ich meine meteorologischen Beobachtungen anstellen wollte. Dieses Uebelbehagen verursachte uns allen einen brennenden Durst; und doch konnten wir uns kein Wasser verschaffen, als wenn wir Schnee schmelzen liessen: Denn das Wasser, das wir im Heraufsteigen gesehn hatten, war gefroren, als man wieder zu demselben kam; und die kleine Kohlpfanne, die ich mit mir genommen hatte, versah 20. Durstige sehr langsam.

Auf der Mitte dieser Platte, die zwischen dem höchsten Gipfel des Montblanc gegen Süden, den hohen Stuffen desselben gegen Ost, dem Gipfel des Goutté gegen Westen eingeschlossen ist, siehet man fast nichts als Schnee; er ist rein, von blendender Weisse, und bildet auf den hohen Gipfeln den sonderbarsten Kontrast mit dem fast schwarzen Himmel dieser hohen Gegenden. Hier sieht man kein lebendes Wesen, keine Spur von Vegetation mehr; hier wohnt Kälte und Schweigen. Als ich mir den Doktor Paccard und Jakob Balmat vorstellte, wie sie, die ersten, als der Tag sich neigte, in diesen Wüsteneyen ankamen, ohne Schutz, ohne Hülfe, sogar ohne sicher zu seyn daß Menschen an den Orten leben könnten wohin sie gehn wollten, und wie sie denn noch immer unerschrocken auf ihrer Bahn fortwandelten, so bewunderte ich ihre Seelenstärke und ihren Muth.

Meine Gefährten, noch immer voll Furcht wegen der Kälte, schlossen alle Fugen der Zelte so genau, daß die Hitze, und die von unserm Athemholen verdorbene Luft, mir sehr beschwerlich fielen. Ich war gezwungen, ins

ins Freye zu gehn, um frische Luft zu schöpfen. Der Mond schimmerte hellglänzend am dunkelschwarzen Himmel; Jupiter trat im reinsten Licht hinter dem obersten östlichen Gipfel des Montblanc hervor, und das von dieser ganzen Schneeplatte zurückgeworfene Licht war so blendend, daß man nur die Sterne von der ersten und zweyten Grösse erblicken konnte. Endlich fiengen wir an einzuschlafen, als wir durch das Getöse einer grossen Lauwine aufgeweckt wurden, welche einen Theil der Schneewand bedeckte, die wir Morgens besteigen wollten. Das Thermometer war bey Anbruche des Tages 3°. unter dem Gefrierpunkt.

Erst späte verreisten wir, weil wir erst zum Frühstück und auf die Reise Schnee schmelzen mußten. So wie er schmolz, wurde er getrunken; und die Leuthe, die den Wein, den ich ihnen zu tragen gegeben hatte, heilig aufbewahrten, entwendeten mir immer das Wasser das ich sparen wollte.

Wir fiengen an, die dritte und letzte Schneeplatte zu besteigen; dann giengen wir links, um zu dem höchsten Felsen auf der Ostseite des Gipfels zu gelangen. Die Wand ist sehr steil, und an einigen Orten macht sie 39°. Auf allen Seiten gränzt sie an Abgründe; und die Oberfläche des Schnees war so hart, daß die, welche vorangiengen, keinen sichern Tritt hatten, wenn sie ihn nicht mit einer Axt aufbrachen. Wir hatten 2. Stunden diese Wand zu besteigen, die etwa 250. Klafter hoch seyn mag. Als wir zu dem obersten Felsen gekommen waren, giengen wir rechts, um noch die letzte Wand zu erklimmen, deren Perpendikular-Höhe etwa 150. Klafter ist. Diese Wand macht kaum eine Biegung von 28. bis 29°, und ist gar nicht gefährlich; aber die Luft ist dagegen hier so dünne, daß die Kräfte sehr geschwind erschöpft sind. Nahe bey dem Gipfel konnte ich nicht mehr als 15. oder

16. Schritte thun, ohne stille stehn zu müssen, um frischen Athem zu schöpfen. Ich fühlte sogar von Zeit zu Zeit einen Anfang von gänzlicher Ermattung, die mich niederzusitzen zwang: Aber wie ich dann den Athem freyer holen konnte, so kamen auch meine Kräfte wieder; wenn ich anfieng zu gehen, so glaubt ich immer auf einmal den Gipfel erreichen zu können. Alle meine Führer, im Verhältniß von ihren Kräften, waren in gleichem Falle. Wir hatten 2. Stunden von dem obersten Felsen bis auf die Spitze, und es war 11. Uhr als wir dort anlangten.

Meine ersten Blicke fielen auf Chamouni: Ich wußte, daß dort meine Gattinn mit ihren zwo Schwestern, das Aug vom Teleskop unverwandt, meinen Schritten mit einer Aengstlichkeit folgten, die freylich zu groß, aber darum nicht minder grausam war; und ich empfand ein ungemein süsses und tröstendes Gefühl, als ich die Fahne flattern sah, die sie mir versprochen hatten aufzustecken, wenn sie sehn würden, daß ich auf meinem Posten angelangt sey; ich hofte, jetzt würden ihre Besorgnisse wenigstens aufgeschoben seyn.

Nun konnt' ich ungestört das grosse Schauspiel geniessen, das ich unter meinen Augen hatte. Leichte Dünste, die in den niedrigern Gegenden der Luft schwebten, raubten mir freylich den Anblick der niedrigsten und entferntesten Gegenstände, als z. B. der Ebenen von Frankreich und der Lombardie. Aber ich bedauerte diesen Verlust nicht sehr: Das, was ich schon gesehn hatte, das was ich jetzt mit der größten Deutlichkeit sah, war das Ganze aller hohen Berggipfeln, deren Organisation ich schon so lange zu kennen gewünscht hatte. Ich traute meinen Augen kaum; es schien mir ein Traum zu seyn, als ich unter meinen Füssen diese majestätischen Häupter, die furchtbaren Firsten, le Midi · l'Argenterie, le Geant sah, deren Fuß selbst ich nur mit vieler Mühe und Gefahr

fahr hatte besteigen können. Ich faßte nun ihre Verhältnisse, ihre Verbindung, ihren Bau; und ein einziger Blick löste nun Zweifel auf, welche 10. Jahre voll Arbeit mir bisher nicht entwickeln konnten.

Während dieser Zeit hatten meine Führer die Zelte ausgespannt, und den kleinen Tisch darinn aufgestellt, auf welchem ich den Versuch mit dem Sieden des Wassers machen wollte. Aber als ich jetzt anfieng meine Instrumente in Ordnung zu bringen, und zu beobachten, fand ich mich jeden Augenblick gezwungen, meine Arbeit zu unterbrechen, um mich mit nichts als mit der Sorge für mein Athemholen zu beschäftigen. Wenn man betrachtet, daß der Barometer nicht höher als 16. Zoll 1. Linie war, und die Luft also kaum die Hälfte ihrer ordentlichen Dichtigkeit hatte, so wird man bald begreifen, daß man dieselbe durch öfteres Athemholen ersetzen mußte. Nun gab dieß öftere Athemholen der Bewegung des Blutes grössere Geschwindigkeit; und zwar um so viel mehr, da die Arterien von aussen nicht weiter den gewöhnlichen Druck der Luft litten. Auch hatten wir alle das Fieber, wie man in der Abhandlung über unsere Beobachtungen sehen wird. Wenn ich ganz ruhig blieb, so fühlt' ich nur ein leichtes Uebelbehagen, eine schwache Anlage zum Herzweh. Aber sobald ich mir etwas Mühe gab, oder meine Aufmerksamkeit mehrere Augenblicke nach einander auf einen Gegenstand heftete; vorzüglich aber wenn ich mich bog, und so meine Brust zusammendrückte, so mußt' ich wieder ausruhen, und sorgfältig zwey oder drey Minuten neuen Athem schöpfen. Alle meine Führer empfanden etwas ähnliches. Sie hatten keine Eßlust; auch waren unsre Lebensmittel die auf dem Weg alle in Eis schossen, eben nicht im Stand, solche zu erwecken; selbst Wein und Brandtwein reitzte sie nicht mehr. Wirklich hatten sie erfahren, daß gebrannte Wasser jenes

Uebelbehagen noch vermehrten, ohne Zweifel indem sie die Geschwindigkeit des Blutumlaufs vergrösserten. Nur frisches Wasser that uns wohl, und war angenehm zu trinken; aber es brauchte Zeit und Mühe um Feuer anzuzünden, ohne welches wir kein Wasser haben konnten.

Doch blieb ich bis 3. 1/2. Uhr auf dem Gipfel; und obschon ich keinen Augenblick verlor, konnt' ich doch in diesen 4. Stunden nicht alle Versuche machen, die ich hingegen oft in minder als drey Stunden am Ufer des Meers gemacht habe. Indessen macht' ich sorgfältig die wichtigsten.

Das Hinuntersteigen war mir leichter als ich gehoft hatte. Da die Bewegung, die man dazu nöthig hat, das Zwerchfell nicht zusammendrückt, so hindert sie auch das Athemholen nicht; und man ist nicht gezwungen immer stille zu stehn, um frische Luft zu schöpfen. Dennoch kam uns das Herabsteigen vom obersten Felsen auf die erste Schneeplatte ebenfalls sehr mühsam vor, weil die Wand steil ist, und die Sonne die Abgründe, die wir unter unsern Füssen hatten, so lebhaft erleuchtete, daß man einen guten Kopf haben mußte um nicht zu schwindeln. Ich schlief noch einmal auf dem Schnee, 200. Klafter weiter unten als die vorige Nacht. Hier überzeugt' ich mich völlig, daß ganz eigentlich nur die dünne Luft auf dem Gipfel es war, welche uns so beschwerlich gefallen; denn wenn es Ermüdung gewesen wäre, so würden wir uns nach diesem langen und beschwerlichen Herabsteigen viel übler befunden haben. Im Gegentheil, wir speisten nun mit gutem Appetit; und ich machte meine Beobachtungen, ohne weiter durch Ermattung gehindert zu werden. Ich glaube sogar, daß die Höhe, in welcher jenes Uebelbehagen anfängt, für jeden einzelen Menschen genau bestimmt ist. Bis 1900. Klafter ob dem Meere befinde ich mich sehr wohl; aber sobald ich höher steige, so wird mir übel.

Den folgenden Tag fanden wir den Gletscher de la Cote durch die Hitze dieser zwey Tage sehr geändert, und weit beschwerlicher zu paßiren, als vorher. Um eine Spalte, die während unsrer Reise entstanden war, zu vermeiden, mußten wir jetzt über eine Schneewand hinuntersteigen, die eine Biegung von 50°. machte. Endlich um 9. 1/2. Uhr kamen wir auf dem Berge de la Cote an; sehr zufrieden, wieder auf einem Boden zu seyn, von dem wir nicht zu befürchten hatten, daß er unter unsern Füssen einsinken dürfte. Hier traf ich Herrn Bourrit an, der einiche meiner Führer bereden wollte, alsobald wieder mit ihm hinaufzusteigen; aber sie waren zu müde, und wollten erst in Chamouni ausruhen. Wir stiegen also alle fröhlich zur Priorey hinunter, wo wir eben zum Mittagessen anlangten. Es machte mir grosses Vergnügen, meine Leuthe alle gesund und wohl, mit ihren Augen und Gesichtern im beßten Zustand zurückzubringen. Der schwarze Flor, mit dem ich mich versehen und uns allen das Gesicht bedeckte, hatte uns ganz bewahrt; da hingegen unsre Vorgänger fast blind zurückgekommen, und ihre Gesichter von der Reverberation des Schnees verbrannt und bis aufs Blut aufgeritzt waren.

* * *

Nachricht von den Beobachtungen und Versuchen welche den 3. August 1787. auf dem Gipfel des Montblanc gemacht wurden.

(Die nähern Erklärungen werden in dem dritten Bande meiner Reisen folgen.)

1) Gestalt des Gipfels. Oben auf dem Gipfel findet man keine Ebene: Er ist ein langer auf seinem erhabensten Theile fast horizontaler Grat, der von Morgen gegen

Abend lauft, und sich an einichen Stellen nach der gleichen Richtung unter Winkeln von 28. bis 30°. senkt. Auf der Mittagsseite ist der Abhang nicht steil, nur etwa von 15. bis 20°. auf der Nordseite aber von 45. bis 50°. Dieser Grat ist ganz schmal, und zu oberst fast schneidend, so daß zwey Personen einander nicht ausweichen könnten; gegen Osten aber senkt er sich und wird breiter; und auf der Westseite hat er die Gestalt eines gegen Norden gekehrten Schirmdachs. Diese ganze Anhöhe ist mit Schnee bedeckt, und man sieht keinen Felsen aus demselben hervorstehn, ausser 60. oder 70. Klafter unter dem Gipfel.

2) Schnee auf dem Gipfel. Sein Oberfläche ist schuppicht, an einichen Stellen mit einer dünnen Rinde von Eis bedeckt. Er ist fest, und nur mit etwelcher Mühe kann man einen Stock hineinschlagen. Die Wände des Gipfels sind mit einer Rinde von gefrornem Schnee bekleidet, welcher oft unter den Füssen bricht; und unter dieser Rinde befindet sich ein unzusammenhängender Schneestaub.

3) Felsen. Die obersten sind alle von Granit: Die auf der Ostseite mit Speckstein vermischt; die auf der Süd- und Westseite enthalten viel Schorl, und etwas Hornstein. Einer der höchsten zeigt sehr wohl ausgezeichnete Lagen, welche fast vertikal sind. Schon Herr Doktor Paccard hat diese Bemerkung gemacht. Vollends die höchsten die man antrift, sind zwey kleine Granitfelsen, die sehr nahe bey einander an der Ostseite des Gipfels, 60. oder 70. Klafter unter demselben stehn. Ohne Zweifel ist der höhere derselben unlängst vom Strale getroffen worden; denn wir fanden seine Brustsstücke allenthalben, auf einiche Schuhe im Umkreis, auf dem jungen Schnee zerstreut. Doch konnt' ich kein einziges Glaskügelchen entdecken; ohne Zweifel weil seine Bestandtheile

sehr viel Refraktionskraft haben. Der untere Fels stellt eine oben glatte, horizontale Tafel vor. Diese Tafel steht auf der obern Seite im Schnee; auf der untern oder Ostseite ist sie 4. Schuh, 8. Zoll, 6. Linien über demselben. Diese genaue Ausmessung kann in der Folge das Steigen oder Fallen des Schnees bestimmen.

4) Thiere. Wir sahen keine andern, als zwey Schmetterlinge. Der eine war eine kleine graue Phalene, welche über die erste Platte flog; der andre war ein Tagvogel, ich glaube der Myrtill. Dieser flog auf dem obersten Abhang des Montblanc etwa 100. Klafter unter dem Gipfel. Wahrscheinlich wurden sie durch Winde hiehergetrieben.

5) Pflanzen. Die einzige vollkommene Pflanze mit deutlichen Blüthen, die ich auf der größten Höhe antraf, ist die Silene acaulis, oder Carnillet mouſſier des Herrn de la Mark. Ich fand einen Busch derselben, ganz blühend, in dem Felsen ohnweit welchem ich auf meiner Rückreise schlief, etwa 1780. Klafter ob dem Meer. Aber bis auf den höchsten Felsen sah ich Moose, und unter andern den Lichen sulphureus, und rupestris des Herrn Hofmann (Enumerat. Lychenum).

6) Barometer. Ich hatte für diese Reise drey mit mir genommen, und ließ einen in Chamouni meinem Sohne zurück, um Versuche zu machen die mit den meinigen, und denen die Herr Senebier in Genf machen wollte, in Verbindung stühnden. Die beyden andern nahm ich mit mir auf den Montblanc, damit ich sie mit einander vergleichen könnte. Den 3. August Mittags, drey Schuhe höher als der Montblanc, waren sie 16'. 0. $\frac{144}{160}$'. verbessert was die Verdickung des Merkurs durch die Kälte und die kleine Verschiedenheit beyder Instrumente betragen mochte. Zu gleicher Zeit war der Barometer des Herrn Senebier in Genf nach aller Verbesserung, 27°.

2. $\frac{1085}{1600}$'. Das Thermometer war auf dem Montblanc am Schatten 2. $\frac{2}{10}$°. unter dem Gefrierpunkt, und in Genf 22°. 6'. darüber. Wenn man nach diesen relativen Höhen des Barometers und Thermometers die Höhe des Berges nach der Methode des Herrn de Luc berechnen will, so wird man finden, daß sein Gipfel 2218. Klafter höher als das Cabinet des Herrn Senebier ist, und 2272. nach der Methode des Herrn Trembley. Zu dieser Höhe muß man noch die Höhe des Cabinets des Herrn Senebier über den See rechnen, welche etwa 13. Klafter betragen mag. So wäre der Montblanc nach der erstern Methode 2231. nach der letztern 2285. Klafter über die See erhaben. Nun aber giebt die trigonometrische Rechnung des Ritters Schukburg, welche 19. Klafter mehr hat als die des Herrn Piktet, dem Montblanc eine Mittelgrösse zwischen jenen beyden, nämlich 2257. Klafter über der See. Hier also, wie gewöhnlich, verkleinert die Methode des Herrn de Luc die durch Logarithmen gegebene Höhen zu sehr; und wenn im gleichen Falle die Trembleysche sie nicht genug verkleinert, so ist der Grund nicht schwer zu finden. Die obere Luft, welche sich um die Berge befindet, ist nirgends so kalt als um den Gipfel des Montblanc, wegen dem Schnee und Eis welche ihn fast von seinem Fuß auf bedecken. Man muß also bey ihm die gefundene Zahl mehr verbessern als bey andern. Uebrigens hat der Ritter Schukburg den Montblanc nur nach sehr kleinen Basen gemessen; und selbst die größte derselben giebt ihm 2261. Klafter. Dieses vermehrt den Irrthum des Herrn de Luc und vermindert den des Herrn Trembley.

Das Resultat der Beobachtung welche mein Sohn in Chamouni machte, kömmt der Ausmessung des Ritters Schukburg näher, wenn man sie nach der Methode des Herrn Trembley berechnet. Ich machte um 2. Uhr eine

zweyte Bemerkung auf dem Montblanc, die sich nicht sehr von der ersten entfernt. Aus diesem kann man schliessen, daß die Höhe desselben nicht viel von derjenigen, welche der Ritter Schukburg annimmt, verschieden ist, nämlich 2450. Klafter über dem Meere.

7) Thermometer mit Queckſilber und isolirter Kugel zeigte, vier Schuh höher als der Gipfel an der Mittagssonne hangend, — 1, 3. Auf der gleichen Höhe im Schatten des Stocks an welchem er hieng — 2, 3. Ein andrer Thermometer, dessen Kugel schwarz gefärbt war, + 1, 9.

Die gleichen an dem gleichen Ort um zwey Uhr zeigten an der Sonne — 1, 3. Am Schatten — 2, 5. Der schwarze an der Sonne + 1, 9.

8) Hygrometer hatte ich zwey bey mir, und schloß sie erst in eine feuchte Schachtel *). Sie stiegen wie auf der Ebene zu ihrem äussersten Punkt der Feuchtigkeit. Nachher stellt' ich sie wie die Thermometer, einen an die Sonne, den andern an den Schatten des Stocks an welchem sie hiengen. Mittags an der Sonne zeigten sie 44°, am Schatten 51°. Diese Verschiedenheit ist hier viel grösser, als sie sonst gewöhnlich in der Fläche ist. Um drey Uhr zeigten sie an der Sonne 46°. am Schatten 52°. In Genf war der Hygrometer Mittags 76°. 7'. in der Priorey 73°. 4'. Aus diesem folgt, daß die Luft auf dem Montblanc sechsmal weniger Feuchtigkeit enthielt als in Genf. Denn nach meinen Tabellen (Essais sur l'Hygrometrie §. 180.) enthält ein Cubikschuh Luft der 2°. 6'. Temperatur, 57°. der Trockenheit hat, nicht mehr als 1. $\frac{7}{10}$. Gran ausgedünstetes Wasser; da hingegen der gleiche Cubikschuh, wenn er 22°. 6'. Temperatur und 76°. 7'.

*) In kurzem werd' ich zeigen, wie wenig Grund die Einwürfe des Herrn de Luc gegen diese Methode, die größte Feuchtigkeit zu erlangen, gegründet seyen; und wie betrüglich und fehlerhaft sein neuer Hygrometer ist.

der Trockenheit hat, etwas mehr als 10. Grau enthält. Diese ausserordentliche Trockenheit der Luft war ohne Zweifel eine der Ursachen des brennenden Durstes den wir litten.

9) Elektrometer. Die Kügelchen entfernten sich 3. Linien; die Elektrizität war positiv. Ich war erstaunt, sie nicht stärker zu finden; wahrscheinlich ist die Trockenheit der Luft Schuld daran.

10) Sieden des Wassers. Das Wasser sott auf 68. $\frac{923}{1000}$°. eines Thermometers der mit einem Mikrometer versehen war, in welchem der Merkur 80. steigt, wenn der Barometer 27. Zoll zeigt. Das Wasser war in einem kleinen Gefäß eingeschlossen, welches durch eine mit Weingeist gefüllte Lampe, die nach den Grundsätzen des Herrn Argand eingerichtet ist, erwärmt wird. Dieß Gefäß ist ganz von Herrn Paul *) mit der größten Genauigkeit verfertigt worden. Es brauchte auf dem Montblanc eine halbe Stunde, um das Wasser zum Sieden zu bringen, da es in Genf 15. oder 16. Minuten, und am Ufer des Meeres 12. oder 13. Minuten braucht. In dem gleichen Gefäß erhielt das Wasser am Ufer des Meeres, den 22. April dieses Jahrs eine Hitze von 81°. 299′. auf dem Barometer, verbessert 28°. $\frac{82}{160}$′. Dieß macht einen Unterschied von 12. $\frac{306}{1000}$°.

11) Farbe des Himmels. Ich hatte Papierstreifen mit Azurblau von 16. Schattierungen gefärbt, von dem dunkelsten welches ich Nro. 1. bis zu dem blassesten welches ich Nro. 16. bezeichnete. Von jeder dieser Papierstreifen macht' ich drey gleiche Vierecke, und erhielt drey vollkommen gleiche Reihen dieser Schattierungen. Eine davon hinterließ ich Herrn Senebier, eine meinem Sohn; und eine nahm ich mit mir. Den 3ten August Mittags

*) Ein berühmter Künstler in Genf, der physikalische Instrumente verfertigt.

hatte der Himmel im Zenith von Genf die siebente Schattierung; in Chamouni war er zwischen der fünften und sechsten, und auf dem Montblanc zwischen der ersten und zweyten, oder ganz nahe bey dem dunkelsten Königsblau.

12) Wind. Er blies auf dem Gipfel des Montblanc gerade aus Norden; und ganz oben fiel er wegen der Kälte sehr beschwerlich. Aber wenn man auf der Südseite ein wenig hinunterstieg, so fühlte man ihn nicht mehr, und die Luft war sehr angenehm temperiert. Die meisten meiner Führer aber ruheten auf ihren Säcken, die sie über den Schnee gelegt hatten.

13) Abweichung der Magnetnadel, wie in Chamouni.

14) Kalkwasser. Ich vermischte es mit gleichen Theilen distillirten Wassers; damit, wenn sich eine Kalkrinde zeigen würde, ich nicht im Zweifel wäre, ob sie von der fixen oder der durch Ausdünstung verursachten Verdickung herrühre. Ich füllte zwey kleine Gläser damit an, die ich auf dem Gipfel, ziemlich weit von dem Orte, wo wir uns aufhielten, hinstellte, und mich wohl in Acht nahm, sie nicht anzuhauchen. Nach Verfluß 1. 3/4. Stunden fand ich in jedem Gläschen ein vielfärbiges Häutchen, das auf der Oberfläche des Wassers schwamm, welches an den Randen zu gefrieren anfieng. Nahe bey dem Meer bildete sich in der gleichen Zeit eine viel dickere Rinde.

15) Brennbares Alkali. Ich tauchte Papier in brennbares Pflanzen-Alkali, welches mein Sohn mit der größten Sorgfalt zubereitet hatte. Wenn man dieses Papier aus der Flasche nahm, so brauste es in Säuren nicht auf; aber wenn man es etwa 1. 1/2. Stunde auf dem Gipfel des Berges der Sonne aussetzte, so schien es ausgetrocknet, und brauste lebhaft. Dennoch hatt' ich es gleich sorgfältig behandelt wie das Kalkwasser. Es ist also kein

Zweifel, daß die athmospherische Luft in dieser Höhe nicht schon mit fixer Luft vermischt sey.

16) Die Schatten waren ohne Farbe.

17) Der Geruch und Geschmack hatten hier ihre ganze Vollkommenheit; wir fanden alle bey dem Wein und den Speisen den gleichen Geruch und Geschmack, welchen wir am Fusse des Berges gefunden hatten.

18) Der Schall. Ein Pistolenschuß tönte auf dem Gipfel nicht stärker als eine kleine chinesische Petarde in einer Stube tönt.

19) Geschwindigkeit des Pulses. Nachdem wir uns vier Stunden auf dem Gipfel aufgehalten und ausgeruhet hatten, schlug der Puls des Peter Balmat 98. mal in einer Minute, der meines Bedienten 112. der meinige 100. mal. In Chamouni schlugen unsre Pulse in der gleichen Ordnung 49, 60, 72. mal.

20) Relative Höhe des Montblanc. Die höchsten Gipfel, welche ich entdecken konnte, waren der Schreckhorn im Grindelwald, und der Mont-Rosa in Piemont. Ich sah' beyde unter einem Winkel von 30. Minuten unter dem Horizont. Obschon nun die wahre Horizontal-Linie niedriger ist, als die scheinbare, so giebt doch dieser Winkel dem Montblanc eine grössere Höhe als jenen beyden.

Ich nahm einiche Flaschen' Luft mit mir, die ich auf dem Gipfel gefaßt hatte; aber bis jetzt konnt ich sie nicht analysiren. In der gleichen Absicht hab ich auch Schnee mit mir genommen.

Mit dem größten Vergnügen wiederholte ich die schönen Versuche des Herrn Bertholle t, und bemerkte wie sehr die Lebhaftigkeit des Lichts die Auflösung der dephlogistisirten Meersalz-Säure beschleunige. Wir hatten sehr konzentrirte zubereitet; und ich hatte einige Flaschen voll mit mir genommen. Aber ich mochte sie so genau ver-

schlieſſen als ich wollte, der Gas floh' so stark davon, daß er das blaue Papier, in welches sie eingepackt waren, entfärbte.

Ich konnte die Versuche über die Ausdünstung des Wassers nicht machen, weil es auch an der Sonne gefror; und die Ausdünstung des Aethers fodert ununterbrochene Sorgfalt, welche diejenigen, die sie machen wollten, nicht in ihrem Umfange kannten, und die ich jetzt ebenfalls nicht nehmen konnte.

Aus der gleichen Ursache war ich gezwungen neue Versuche, welche ich über die Durchsichtigkeit der Luft machen wollte, zu unterlassen. Aber ich hoffe, diese Lücken noch zu ersetzen. Herr Exchaquet hat auf der Ostseite des Montblanc eine grosse Platte entdeckt, welche 18. bis 1900. Klafter hoch ist, und für Versuche sehr vortheilhaft liegt. An ihrem Rand findet man einiche Felsen, wo man sich Schirme bauen könnte: Und da mir in dieser Höhe die dünne Luft noch nicht beschwerlich ist, so werd' ich mit meinem Sohne dorthin gehn, da auf der Stelle unsere Meersalz-Säure zubereiten, einiche Tage da zubringen, und, wie ich hoffe, verschiedene wichtige Bemerkungen machen.

N. S. Ich sah das Meer auf dem Gipfel des Montblanc nicht; da mich aber mehrere Personen fragten, ob ich es gesehen habe, so wurd' ich begierig zu untersuchen, ob dieß wohl möglich wäre? Da der Montblanc 2450. Klafter hoch ist, so muß sein Gipfel, die Wirkungen der Refraktion abgezogen, in einer Entfernung von 126,600. Klafter, oder 63. kleine französische Meilen, sichtbar seyn. Die Refraktion vermehrt diese Entfernung um etwa 5. Meilen, und bringt sie also auf 68. Nun aber sind die Ufer des Genuesischen Meerbusens, wo das Meer am nächsten beym Montblanc ist, nur etwa 112000. Klafter von demselben entfernt. Man könnte

also nicht nur das Ufer des Meeres, sondern noch 12. französische Meilen weiter sehn, wenn zwischen dem Montblanc und dem Meere nichts als Ebenen wären, und das Aug' in der Entfernung von 56. französis. Meilen das Wasser von dem Land unterscheiden könnte; welches aber nicht wahrscheinlich ist. Allein da jener Meerbusen von Bergen umgeben ist, so darf ich behaupten, es sey unmöglich, das Meer zu sehn. Die Berge, welche es umgeben, kann man gewiß sehn; denn ich glaube, den Montblanc von der Höhe des Caume, welcher zwey Meilen gegen Norden von Toulon liegt, deutlich erblickt zu haben. Freylich ist dieser Berg nach meiner Beobachtung des Barometers wenigstens 400. Klafter höher als die Oberfläche des Meeres.

IV.

Urkunden aus der Sammlung des Herrn Barons von Zurlauben ꝛc. Fortsezung.

(S. Mus. III. Jahrg. 8. Heft. S. 705. u. ff.)

Nro 8.

Heinrich, Graf von Buchegg und Landgraf in Burgund vermählt seinen Knecht und Ammann, Conrad von Wichtrach mit Adelheit, einer Tochter seiner (Heinrichs) Schwester Elisabeth, und ihres Manns Heinrichs des Schreibers; mit Beding, daß die aus solcher

Ehe erzielten Kinder der Stift St. Urſus zu Solothurn zudienen ſollten 1).

(Dat. 22. Jenner 1302.)

Ich Graf Heinrich von Buochech Lantgraf ze Burgunden 2) tuon kunt allen die diſen Brief ſehent older

1) Die pergamentne Urkunde dieſes auf der Hinterſeite mit Litt. B. 9. bezeichneten Aktenſtücks liegt im Archive der St. Urſus-Stift zu Solothurn; und eine Abſchrift davon in dem Miſcell. Helvet. Hiſt. in Fol. Tom. I. p. 179. in der Bibliotheck des Herrn von Zur-Lauben zu Zug.

2) Sohn Graf Peters von Buchegg, Kaſtvogt (Advocatus) der Kirche St. Urſus zu Solothurn; vermählte ſich mit einer Tochter des Grafen von Strasberg (aus dem jüngern Zweige der Grafen von Neuſchatel) und erzeugte mit ihr 1°.) Hugo, Grafen von Buchegg, einen der größten Feldherrn ſeines Zeitalters, deſſen Heldenthaten die deutſchen und welſchen Geſchichtſchreiber, mit vielem Ruhm Erwähnung thun. 2°.) Berthold, in ſeiner Jugend Deutſch-Ordens-Commenthur von Summiswald, und nachwärts Biſchofen zu Speyr und Strasburg. St. 1329 .3°.) Matthias, Kloſterherr von Murbach im Elſaß, nachwärts bis an ſeinen Tod Erzbiſchof zu Mainz. 4°.) Eine Tochter, in erſter Ehe mit einem Grafen von Freyburg, nachwärts mit einem Freyherr von Klingen vermählt. 5°.) Eine andre Tochter, die Gemahlinn eines Freyherrn von Signau. 6°.) Eine dritte (Johanna) mit dem Ritter Burkard, Senn von Munſingen, vermählt; die Mutter Johanns Senn von Munſingen, Biſchofs von Baſel. 7°.) Eine vierte, Aebtißinn des nahe bey Bern gelegenen Ciſterzienſer-Kloſters Frauenbrunnen. Die meiſten dieſer genealogiſchen Nachrichten finden ſich in den Commentariis *Albert. Argentin.* de *Bertholdi de Buchecke*, Epiſcopi Argentinenſ. rebus p. 167 -- 179. T. II. *Urſtiſii* inter Germaniæ Hiſtoricos illuſtres. Edit. Francof. 1585. in Fol. Das Gebiet des Grafen von Buchegg gränzte an die

hœrent leſen nu older hernach das Elsbeth 3) min Swe-ſter die nu ze Buochech 4) geſeſſen iſt. und Heinrich der Schriber ir eman dur mine betti und dur mine liebe hant gegeben Adelheito ir tochter ze e und ze rechte Chuon von Wichtrach min Knechte und minen Amman und hein ir gegeben zu thuon ze eſture zuwenzeg phunt gemeiner munz und darum das ſi das getan hant, ſo han ich mit miner Sunon hant Huges 5) und Chuon 6) und der ander minen Kinden und mit ir

Stadt Solothurn. Zapf in den Monum. Anecd. Hiſt. Germ. illuſtrant. T. I. p. 163 -- 69. hat ein vom 13. Dez. 1278. datirtes Aktenſtück, worinn Graf Heinrich Landgraf von Buochecha, ſeines Vaters Graf Peters Landgrafen von Buochecha Erwähnung thut. Laut einer andern Urkunde, datum in *Buron* (Büren) 1273. welche zu Bern aufbewahrt wird, ſchenkt Heinrich, Junker (Domicellus) von Buchegg, Sohn Peters Grafen des Schloſſes (Caſtri) von Buecha, mit Einwilligung ſeiner Gemahlinn Adelheid von Strasberg, ſeiner Schwäger Berthold, H. (artmann) und Otto von Strasberg, und ihrer Kinder, Hugo, Peter, Hartmann und Eliſabeth, der Commenda Buchſee, St. Johanns-Ordens von Jeruſalem, ſeine Beſitzung zu Wil, (Wyl, in der jetzigen Bernerſchen Landvogtey Buchſee und Pfarrey dieſes Namens gelegen. S. Leu, Th. XIX. S. 632.) welche ihm als Heimſteuer ſeiner Gemahlinn zugedient hatten.

3. u. 4) Dieſe Eliſabeth ſcheint, ihrer ungleichen Heurath wegen, bloß eine natürliche Schweſter des Grafen Heinrichs geweſen zu ſeyn. Sie wohnte in dem Schloſſe Buchegg, (S. Leu, Th. IV. S. 397--400.) wo der Graf reſidirte, und wovon man noch die Ruinen auf einem kleinen Berge der Gemeind Aettingen in der Solothurniſchen Obervogtey Bucheggberg oder Buchenberg, welches eben die Grafſchaft Buchegg war, findet.

5) Dieſes iſt der ſchon oben erwähnte berühmte Graf Hugo, welcher, der letzte ſeines Hauſes, i. J. 1347. verſtorben.

6) Conrad von Buchegg, ein Sohn unſers Grafen Heinrich, der wahrſcheinlich jung verſtorben, da Albert. Argent. l. c. ſeiner keine Erwähnung thut.

ganzen willen, die Kint die Adelheit und Chuono der vorgenant mit einandren gewinnent. gegeben ze rechten eigen dem guoten Sant Urſen, und dem Gotzhus von Solotern 7) ir Probſt Hartmann von Nidowa 8) der nu probſt iſt zu Solotern und der tuomherrn hende, und ſwen Elsbete und Heinrich ir man der vorgenante nicht enwerin, und Got ubur ſi gebuttu, ſo erbet Adelheit die vorgenante, ſi mit ein andern Kinden ir geſchwiſtrichen nach des landes gewanheit. Uber lepte aber Adelheit Chuon ir man und ſi Kinden nicht enhettin mit einandren. ſo ſol ſi zwenz phunt ir eſtura, und darzuo zwenzg phunt Chuon guotes, danna mit ir fueren, und iſt damit gericht. des ir da werden ſol. hettin ſi aber Kint mit ein andren ub ſi Chuon uber lepti. ſo nint ſi und ir Kint aber zewenzeg phunt ir eſture vor us und darzu die zewonteil als des guotes ſo Chuon hette furlazen an alle geuerde und ſint ſi und ir Kint da mit abergericht. und der dritte teil belibet

7) Dieſes königliche Stift, welches die Burgundiſche Königin Bertha im X. Jahrhundert erneuert, und St. Urſus, einen Martyrer der Thebäiſchen Legion (der nebſt St. Victor und andern Kriegsleuthen dieſer Legion zu Anfang des IV. Jahrhunderts zu Solothurn enthauptet worden) zu ſeinem Schutzheiligen gehabt, hatte eigene Knechte, die man Sant Urſen Knaben oder Leuth nannte, und auf dem Leberberg im Gebiet der Stadt Solothurn wohnten. (S. Leu, Th. XVIII. S. 765.)

8) Bruder Graf Rudolfs von Neuſchatel, Herrn von Nidau. Beyde Brüder vergabten i. J. 1309. mit Einwilligung ihrer Mutter Frau Gertrud, den Kirchenſatz Walperzwyl (jetzt Walperzweil, ein in der Bernerſchen Landvogtey Nidau, eine Stunde von Arberg entlegenes Pfarrdorf. S. Leu Th. XIX. S. 147.) dem Stift Erlach oder St. Jean de Cerlier (Monaſterio Heriiacenſi) um des Heils der Seele ihres Vaters Rudolfs willen. Das Original-Vergabungs-Diplom lieget zu Bern bey den andern Urkunden der St. Johanns-Abtey.

mir older miner erben. Die gezuge die har an waren older darzuo gezogen wurden die sint hienach geschriben. Bruoder Ruodolf von Gruenenberg 9) ein barfuozo. Bruoder Berchtold min Suon cummendur ze Suomolswalt 10) ein tuscher herre. Hug von jegistorff 11) ein Vrio. Johans der munzemeister und Ruff Friezo burger

9) Die Freyherren von Grünenberg residirten auf einem Schloß dieses Namens, von dem man noch die Ruinen in der Pfarrey Melchnau, in der Bernerschen Landvogtey Aarwangen, an den Gränzen des Cantons in der Nähe des Gotteshauses St. Urban gelegen sieht. (S. Leu, Th. IX. S. 268 = 70.) Diese Freyherren sind in den Schweitzerschen Annalen sehr berühmt, und besassen viele Herrschaften im Land.

10) Nachrichten von ihm s. oben in der zweyten Anmerk. Die Commende Summiswald macht jetzund eine Bernersche Landvogtey aus. (S. Leu, Th. XVII. S. 751 = 53.)

11) Jegistorf oder Jegenstorf ein eine Stunde von Bern auf der Landstrasse nach Solothurn, in dem Bernerschen Landgericht Zollikofen gelegenes grosses Pfarrdorf. (S. Leu, Th. X. S. 520 = 21.) Die Herrschaft, und das darinn gelegene prächtige Schloß gehören dermalen der Familie von Erlach zu Bern. Man kennt die Edeln von Jegistorf schon aus Urkunden des XII. XIII. und XIV. Jahrhunderts. Sie nahmen zuletzt den Titul von Freyherren an. Ein älterer Hugo von Jegistorf erscheint unter den Ministerialen des Herzogs Bertholds, Statthalters von Burgund, in einem Aktenstücke von 1181. welches das Stift zu Solothurn angeht, und von Tschudi (Chron. I. Th. 90. S.) und von Herrgott (Geneal. Habsburg. Vol. II. p. 194.) angeführt wird. Ein Diplom Friedrich II. Röm. Königs und Königs von Sicilien (dat. Hagenau 10. Febr. 1220.) worinn dieser Fürst die Freyheiten der Kirche Interlappen, Lausanner-Dioces, bestätigt, ward ausgefertigt in Gegenwart Rudolfs, Grafen von Neuschatel, Heinrichs von Kien, Johanns von Strettlingen, Burkards von Egerdin, Cunos von Jegistorf und Conrads von Walchringen. Die Originale dieses und der zwey nachfolgenden Aktenstücke liegen zu Bern unter den Urkunden des sekularisirten Stifts

burger ze Solotern 12). Wernherr der Amman und Heinrich der Amman von Balmekke 13). und andre

Stifts Interlachen. Die beyden andern sind nämlich: Ein (1230. Dat.) Vergliech der Kirche Interlachen und des Ritter Arnolds von Riede, die Kastvogtey von Iseltwald, (einem an der linken Seite des Brienzersees im Bernerschen Amt Interlachen, in der Pfarrey Gesteig, auf einem hohen Berge gelegenen Dörfgen. S. Leu, Th. X. S. 609.) betrefend; unter den Zeugen dieser Handlung nun erscheint ebenfalls ein Ritter Cuno von Jegistorf. Hiernächst eine andre, den 14. Jun. 1244. unter Vermittelung des Herrn Werner von Kien (de Chiens) und des Herrn von Jegistorf errichtete Verkommniß der nämlichen Kirche Interlachen mit dem Ritter Conrad von Tettingen. Zeugen waren Walther von Wädischwyl, und Rudolf sein Bruder; Rudolf von Ibesche, Rudolf von Balma, Heinrich von Jegistorf, Arnold Warnagel (alle Milites genannt); dann Brogner (Officialis Domini Regis apud Berno) und endlich der Minister (Ammann, Gerichtshalter) Domini Regis in Hasle.— Ferner findet sich Cuno Nobilis *de Jegistorf* als Zeuge in einem Aktenstücke (Dat. Burgdorf im Jul. 1246.) Kraft dessen die beyden Grafen Hartmann von Kyburg die Schenkung eines Grundstücks zu Mulinen thun, um darauf das Kloster Fraubrunen (Fons Beatæ Mariæ) Cisterzienser-Ordens, in der Constanzer-Dioceſe zu bauen. Diese Urkunde lieget zu Bern unter den Fraubrunner-Klosterschriften. Endlich waren Heinrich von Jegistorf und Hugo sein Sohn An. 1278. gegenwärtig bey einer, verschiedener Besitzungen zu Hagwyl, Bergen und Capellen wegen getroffenen Tauschhandlung der beyden Gebrüder Wilhelm und Thieri (Domicelli) von Aarberg, Herren von Arconciel (Domini in Erguntia). Diese Urkunde liegt ebenfalls zu Bern unter den Aktenstücken des sekularisirten Klosters Frienisberg.

12) Erstrer war wahrscheinlich Aufseher der Münzstätte zu Solothurn.

13) Das Schloß Balm oder Balmeck, wovon man noch die Ruinen nahe bey dem in der Solothurnischen Landvogtey Buchenberg gelegenen Dorfe Mesen sehen kann, gehörte, nebst ermeldter

genuoge. Ze einem urkunde und bezugunge des haran geſchriben ſtat, ſo han ich der vorgenant graf Heinrich von Buocheche fur mich und min Kint diſen Brief beſigelt mit minem ingeſigele 14). dirre brief wart gegeben an der jarcal als man cellet von unſers Herren geburte dricehen hundert jar in dem andern jare, an Sant Vincentien tage 15).

Nro. 9.

Peter zem Turne, Herre ze Geſtellen in Wallis Vrye Ritter verlob dem Wilhelm Murner ze rechtem manlehen das guot im Gerrim gelegen in der parachi von Eſch in Loſsner bystuom 1).

(Dat. Mont. 20. Apr. 1355.)

Ich Peter zem Turn Herre ze Geſtellen 2) in Wallis Vrye Ritter vergien und tuon kunt menglichem mit diſem briefe, daz ich ze etlichen Ziten ze rechtem manlehen verlob Wilnhelm gnemt Murner, ze ſinen und ze ſiner

Landvogtey, ehemals den Grafen von Buchegg, die daſelbſt ihren Ammann hatten. (S. Leu, Th. II. S. 65.)

14) Oval in weiſſem Wachs. Auf einem ablangen Schilde ſiehet man drey über einander ſtehende Roſen. Ringsum lieſet man: † S HENRICI COMITIS DE BVCHEC.

15) 22. Jenn.

1) Das pergamentene Original dieſer Urkunde lieget zu Zug im Archive der Freyherren von Thurn und Geſtellenburg, genannt Zur-Lauben.

2) Peter, Freyherr vom Thurn, Herr zu Geſtellen oder Geſtellenburg, beſaß unter anderm auch die Baronie Frutingen, welche jetzt L. Stand Bern zudient.

geteiliden handen und ze ſiner und ze ſiner geteilideu erben handen, daz guot gnemt im Gerrim gelegen in der parachi von Eſch 3) in Lossner byſtuom daz inen vormals verluwen hatt ze manlehen min Vatter her Johans ſelig vom Turn 4) Ritter Vrye daz vorgenant guot gelegen iſt zwiſchant dien nachgeſchriebnen zilen, mit namen uff den Zſchingelfluo vntz an den Erlibach, denne den Erlibach uff untz an die iagbalm, denne von der iagbalm untz an rindfluo ort, denne die rindfluo am untz in den dirnenbach, denne dem dirnenbach abe untz an die march, mit allen recht nutz und ehaftigi mit wunne mit weide mit waſſer mit waſſerrunſen mit holz mit veld, mit etzweide, und mit allen andren dingen ſo darzuo gehœrent, von gewonheit oder von den rechten; daz egenant guot von dem vorgenanten Wilnhelm murner und von ſinen erben vnd von ſinen geteiliden vnd von dero erben fur ir rechtes vryes und bewertes manlehen, ze beſizzenne ze hanne und ze nieſſenne vridlich ruewenklich vnd ewenklich, umb einen jerglichen Zins nemlichen vmb vier pfunt phenningen gemeiner im Lande, die ſi mir old minen erben, old dien in dero hant die herſchaft von Mulinon 5) ſtat old ſtande wirtt ieglichen, geben ſullent,

3) Aeſche oder Aeſchi; ein zwiſchen Spietz und Mühlinen auf der linken Seite des Thuner-Sees in der Bernerſchen Caſtlaney Frutingen gelegenes Pfarrdorf. (S. Leu, Th. I. S. 72.)

4) Tſchudi I. S. 288. führt eine deutſche Urkunde (Dat. bi Soloturn uff dem Veld, an dem nechſten Suntag vor Sant Michelstag 1318.) an, Kraft deren Johanns von Thurne Herre zu Geſtelen in Wallis verſpricht helffen Hertzog Lüpolten von Oeſterrich und ſinen Brüdern mit dryen tuſſend Mannen ſiner Lüten gegen den Waldſtetten und wider die von Bern.

5) Vor alten Zeiten ein Städtchen, jetzt ein Flecken der Pfarrey Reichenbach im Fruttinger-Thal, das, wie wir oben veruom-

ane alle merung, vnd ſteigerung dezſelben zinſes, vnd wan der egenant Wilenhelm Murner peters teil gnentt wiſſen, vnd Greden ſiner ſweſter teil, mine gehebt het vnd ſich dez angezogen het funf jar als ſi ſprechent, ſo vergien ich als vor, daz der vorgenant Wilnhelm Murner fur mich kam an den nechſten Samſtag nach uſsgenden Oſterwuchen und gen mir geſprach, waz ich und Her Johans von Wabern prior ze Lœtſchen 6) tetin old ornetin von der nutzzen und blumen wegen ſo er gezogen hatt ab den vorgenantem min teil des vorgenanten güotes, daz er daz ſtet welte haben ane geuerde. Vnd daz mornend an den Sunnentag kam vnd das widerruoft. vber daz, daz ouch der egenant Peter Wiſſo an ſin und an der egenant ſiner Sweſter ſtat ouch gewalt gab, vmb dieſelber richtung ſtet ze hanne, Geziig dis dinges ſint der egenant Her Johans von Wabern prior ze Lœtſchen, Peter Mederli, Thomi Wallo vnd andre erbere luten gnuoge. Vnd dez ze einen waren vrkunde und gezugſami dis dinges han ich Peter von Turn herre ze Geſtellen in Wallis Ritter vrye vorgenant

men, ehemals den Freyherren von Thurn zu Geſtelen unterwürfig war, und wovon noch ein Thurn und ein Thor vorhanden ſind.

6) Letſchen, Letſchenberg, Letſchenthal, oder Lötſchen u. ſ. f. ein faſt 6. Stunden langes ſehr fruchtbares Thal im Raron-Zehnten im Obern Wallis. Der dortige Pfarrherr führt noch jetzt den Namen eines Priors. Es ſind viele Dörfer in dieſem Thal; und eine Straſſe über den Lötſchenberg führt ins Fruttingerthal. An. 1375. ward das Letſcherthal nebſt dem Dorfe Nieder-Geſtelen (lat. inferior Caſtellio, franz. Châtillon d'en bas) dem Hauſe der Freyherren zum oder von Thurn, durch die V. Zehnten Goms, Brig, Viſp, Raron und Leuck mit den Waffen aberobert, und von ermeldten Zehnten ſeit der Zeit ein Caſtelan dahin geſetzt. Der Fluß Lonza entſpringt in dieſem Thale. (S. Leu, Th. XII. S. 84.)

min eignen insigel 7) gehenkt an disen brief der gegeben wart an den nechsten mentag vor sant Georgyen tag 8) des iares do man zalt von Gottes Geburt dritzzehenhundert vnd funf vnd funfzig iar.

V.

Drey Schweitzerlieder. *)

I.

Wildenberg.

Hu! Nacht und Graus
Und Windgesaus
Im kalten Eichenwipfel;
Ein Räuberneſt,
Gethürmt und veſt;
Ein Wald auf ſeinem Gipfel!

Warſt du nicht da,
Der fern und nah'
That wie ein Unthier hauſen;
Daß deine Wuth,
Dein böſer Muth
That jedem Nachbar grauſen?

7) Das Siegel ist abgerissen. Doch sind noch die pergamenteuen Schnüre da.

8) 20. Apr. da Ostern in diesem Jahr auf den 5. Apr. fiel. S. l'Art de verifier les Dates, p. 28. und 117. letzte Ausgab. in Fol.

*) Diese drey neue Schweitzerlieder sind für eine Sammluug Schweitzerscher Volkslieder bestimmt, welche in der Bürkliscber Buchhandlung nach dem Neuen Jahre erscheinen, und von den Herren Walder und Egli in Musik gesetzt werden. Hier theilt man den Liebhabern den Text zum Voraus mit.

Ja! mächtig Leid
War auf der Haid,
Die dieſe Veſt' umzingelt;
In Tag und Nacht
Kein Stündlein lacht,
Wo nicht das Thor geklingelt.

Er ſchoß heraus,
Zum Thor hinaus,
Wie Sperber ſtürzt aus Lüften.
Ein Mägdelein
Kam her allein —
Husch hatt' ers bey den Hüften.

Die Straſſe her
Gieng nimmermehr
Ein Mägdlein frey und fröhlig;
Wenn weit durchs Grün
Die Burg erſchien,
So ſchnob es leiſer mählig.

Das Stirnlein klar,
Das blonde Haar
Lag wirr und mißgeſtaltet;
Als wär es nicht
Ein Liebgeſicht,
Ein Mägdlein ſchon veraltet.

Wenn s'Mägdlein ſtand
Ins Ritters Land,
Da giengs mit bloſſem Tritte;
Das Herzlein ſchlug
Bis n'ein gen Zug,
Und Heimwegs bis zur Hütte.

» Ach Vater, Ach!
» Ach Mutter, Ach!
» Hört ihr das Herzlein ſchlagen?

„ Den Weg so lang
„ War mir todbang,
„ Will nicht zu Markt mehr tragen!„

Und Thräne fiel
Im Wehgefühl,
Wenn so die Töchter klagten;
Dann zeigte sich
Bald trauriglich,
Daß sie wohl Wahrheit sagten.

Ein Vater sprach,
Von Kindesschmach
Erschüttert: „Fluch dir Räuber!
„ Fluch dir und Tod,
„ Für Töchternoth
„ Und für die Schand der Weiber „.

„ O Tochter mein,
„ Geh' Heut hinein,
„ Und fliehe nicht beym Ritter.
„ Geh' lauten Schritt,
„ Nicht blossen Tritt,
„ Wenn du bald kommst zum Gitter „.

„ Das Stirnlein klar,
„ Das blonde Haar
„ Sey nicht wirr und verstaltet.
„ Verbirg ihm nicht
„ Dein Liebgesicht,
„ Wie Mägdlein schon veraltet „. —

„ Ach Vater mein,
„ Ich soll hinein?
„ Ach, bist du Vater nimmer? —
„ Bin Vater noch,
„ Mein Kind! Geh' doch;
„ Bin Vater mehr, als immer „.

Und folgt mit Muth
Und Vaterwuth
Zur Schlachtstätt' seinem Kinde.
„ Holla ! Hervor!
„ Mach auf das Thor,
„ Du wilder Mann der Sünde ! „

Es knarrt das Thor;
Er stürzt hervor,
Wie Sperber aus den Lüften.
Das Mägdelein
Allein, allein !
Husch hat ers bey den Hüften.

Trgrah, Trarah!
Der Vater da!
Patsch ! — schlagt den Wicht zu Boden.
Das Mägdlein frey,
Die Gegend frey,
Der Ritter bey den Todten.

Und Patsch ! — Hinweg
Vom Leibe weg
Den rechten Fuß dem Würger.
Er steckt ihn auf —
Gen Zug im Lauf,
Verkündet es dem Bürger.

Der Bürger aus,
Zur Burg hinaus,
Mit Eisen und mit Stangen.
Er stößt sie ein,
Und Mägdelein
Thut s'Herzlein nimmer bangen.

II.

Die Religionskriege in Helvetien.

Gott gelobt ! Es ist vorbey ! —
Das es immer über'n sey !
Ganzen Landes Herzeleid ,
Brüderirrthum , Brüderstreit ,
Falscher Eifer , heil'ge Wuth
Für ein nicht gekanntes Gut !
Gott gelobt , das ist vorbey ! —
Das es immer über'n sey !

Fern von Fehde , fern von Haß ,
Sieht der Schweitzer thränennaß
Auf die Fluren , auf die Höhn ,
Wo noch dunkle Male stehn ;
Male , die nicht aufgebaut
Schweitzer sammt und liebetraut ;
Wo das Blut , das dahin floß ,
Bruder nahm aus Bruders Schooß.

O wie konnte , konnte man !
Seht die milden Fluren an !
Freundlich sind sie , wo man sieht ;
Freude lachet , Segen blüht.
Der die Fluren setzte hin
Traulich schön — mit Vatersinn
Gab er sie zum Friedensbild ;
Und es gieng so grauf und wild !

O wie konnte Brüder man —
Seht die freyen Fluren an !
Räuberschlösser sind zerstört !
Keiner , der von uns sich nährt ,
Unserm Blute , unserm Geld ,
Keiner in der ganzen Welt !

Und, so frey durch uns allein,
Wollten wir selbst Feinde seyn? —

Nein, nicht mehr! — Der Schweitzer bebt,
Wenn das nur vorm Sinne schwebt;
Bebt, und drückt die Bruderhand:
„ Guter Gott, und Vaterland! „
Und schlagt tiefer ein, und schwört,
Das man's inn' und aussen hört:
„ Kann nicht seyn, Ein Glaubenssinn,
„ Sey doch nur Ein Schweitzersinn! „

Ja, ja! Gott und Vaterland
Schwören wir's mit Druck der Hand;
Dies ist unser Schweitzereyd,
Ewiger als Ewigkeit:
„ Ewig, wie hier die Natur
„ Blüht auf Schweitzerberg und Flur,
„ Blühe Frieden in dem Land,
„ Unbeschadt dem Glaubensband! „

Traute Brüder! Seht, wie schon
Groß ist unsrer Eintracht Lohn:
An des fernen Bürgers Heil
Nimmt der ferne Bürger Theil.
Jeder steht dem andern zu,
Fragt nicht erst: „ Wie heisset du „?
Ueberall wird Freund genannt
Katholick und Protestant.

Weisheit, welche Staaten stützt,
Wider innre Feinde schützt;
Feinde, lächelnd und gar schön,
Furchtbar doch, wie Marsgetön;
Weisheit auch, die Ruh' uns giebt,
Stille Hausesfreuden liebt,
Sucht mit Lehrzank unbekannt
Katholick mit Protestant.

Hohn, der Brauch und Lehre schilt,
Nur aus niedern Herzen quillt,
Flöß' aus Feder nicht, und Mund;
Wollt's auch nicht der Schweitzer Bund.
Heil'ge Hitze, die verdammt,
Nur in falschen Herzen flammt,
Kennet nicht Helvetiens Sohn;
Wollt's auch nicht Religion.

O das fördert Landes Wohl,
Das man sammtlich fördern soll.
Und wann einst, Gott wend' es! Noth
Einem, oder allen droht,
Weh dem, der an uns sich wagt,
Sey er Held auch! Unverzagt! —
Jeder giebt für jeden dar
Blut und Leben in Gefahr.

O das fördert Brüderlust,
Oeffnet warme Schweitzerbrust!
Brüder suchen Brüder auf
In dem Schweitzerreise-Lauf.
Welche Lust beym Becherklang,
Und beym Schweitzer-Hochgesang!
Welche Lust in Feld und Hayn
Unter Sonn- und Mondesschein!

Nicht mehr trüben dann auf Höhn,
Wo noch dunkle Male stehn,
Vorzeitthaten unsern Blick.
Glänzt uns nicht der Eintracht Glück?
Was der Zeiten Loos gebracht,
Tilge tiefe Mitternacht.
Gott gelobt! Es ist vorbey!
Daß es immer über'n sey!

III.

Gesang für die Helvetische Militair-Gesellschaft.

Singt, Brüder! singt,
Ihr Brüder, singt!
Wie wilder, wirrer Trommelschall,
Wie Bomben- und Kanonenknall;
Wie Schlachtgetös und Waffenklang,
Sey, Brüder, unser Hochgesang!
Ja, Brüder, ja!
So tönt ein Schweitzer-Kriegsgesang:
So töne unser Hochgesang!

Singt, Brüder! singt,
Ihr Brüder singt!
Doch mächtiger als Trommelschall,
Als Bomben- und Kanonenknall;
Als Schlachtgetös und Waffenklang,
Sey, Brüder, unser Hochgesang!
Er sey, er sey,
Wie unsrer Väter Siegsgeschrey,
Wie unsrer Väter Siegsgeschrey.

Was singen wir,
Was singen wir?
Wir singen unsrer Freyheit Glück —
Froh sey das Lied, wie unser Blick! —
Wir singen Muth und Tapferkeit —
Krieg sey das Lied, wie unser Kleid! —
Wir singen mehr:
Wir singen unsern Kriegerreih'n;
Das schweitzersche Beysammenseyn.

Das singen wir;
Nun, singen's wir!
Helvetien! Du bist ein Land,
Vor allen Ländern anerkannt,

Als herrlich, herrlich, herrlich schön;
Wohl anzusehn, nicht auszusehn;
Als herrlich schön
In der Natur, so hoch und hehr;
In deinem Biedervolke mehr.

Ja herrlich schön,
Helvetien!
Das schönste doch, das ist an dir —
Ich nenn's die allergrößte Zier,
Die je ein schönes Land geschmückt,
Die je ein biedres Volk beglückt —
Das ist an dir,
Daß du bist frey; kein Königsthron
In deinem Land, kein Fürstleinhohn.

Schön ist Natur,
Schön Wald und Flur!
Schön, wenn ein Berg zum Himmel steigt,
Und Schauer und Anbetung zeugt!
Schön ist ein langes, grünes Thal,
Und Heerd' und Hütten überall!
Wie herrlich schön!
Doch wenn da nur Hofluft gehn —
He Schweitzer — — s'ist nicht halb so schön —

Schön ist ein Mann,
Der währen *) kann!
Wenn er mit seinem Völklein mäht,
Wenn er am Pflug und Flegel **) steht;
Schön, wenn den Brey den Kinderlein
Mit Singsang streicht die Mutter ein:
Nicht halb so schön,
Wenn Schweiß und Frucht dem Fürst gehört;
Wenn s'Weib dem Fürst die Kindlein nährt.

*) Ein Schweitzer-Ausdruck. Heißt arbeiten; vielleicht von ausdauern, erdauern. Der Mann währt aus.

**) Dreschflegel.

Wo Freyheit ist,
Da alles ist;
Ein Herr, des blosser Wille nicht
Dem freygebohrnen Bürgerpflicht;
Ein gutes Volk, das selbst sich wacht,
Und all' und jeden glücklich macht;
Was ist da nicht?
Da Eintracht, Treu und Redlichkeit;
Da Stärke, Muth und Tapferkeit.

Einst war's nicht so.
Kein Mann war froh;
Es herrschten Herren in dem Land,
Die waren Viel zu thun im Stand:
Sie raubten, stachen Augen aus;
Sie griffen auf des Bürgers Haus.
Sie thaten mehr:
Kein Weib war sicher in dem Land! —
Das waren sie zu thun im Stand.

Es gieng vorbey,
Wir wurden frey.
Die Herren wollten das nicht thun;
Wir konnten Jahr um Jahr nicht ruhn —
Krieg war's, und nichts als Krieg und Krieg;
Sieg war's, und nichts als Sieg und Sieg.
Das that der Muth!
Da sah man, Brüder, bey der Treu!
Wie Tapferkeit zu loben sey. —

Sehn wir nun hin,
Und her und hin!
Wer stürzte Mann und Roß in See,
Dort am Morgarten? — Von der Höh'
Wer wälzte Stein und Block hinab,
Warf Herr'n und Knechte unters Grab?
Das that allein
Der Väter Muth und Tapferkeit,
Der Väter Muth und Tapferkeit!

Sehn wir nun her
Und hin und her,
Wer schuf so hohe Mannsgewalt
Da drüben beym Sempacherwald?
Wer splitterte des Feindes Wehr,
Wer spaltete sein stolzes Heer?
Das that allein
Der Väter Muth und Tapferkeit,
Der Väter Muth und Tapferkeit!

Sehn wir nur um,
Und um und um,
Auf deine Siegesstatt, Erlach!
Auf's Grab des Kühnen, auf Dornach —
Auf St. Jakob (da blutet's noch) *).
Auf Näfels, und ins Schwaderloch —
Was sieht man da?
Man sieht nur Muth und Tapferkeit,
Den Sieg durch Muth und Tapferkeit.

Bravo, Bravo!
So Väter, so!
Das war ein freyes Schweitzerblut;
Das heißt man Tapferkeit und Muth:
Sie schützten Land, und Weib, und Kind,
Vor stolzen Herr'n, und Raubgesind!
Bravo, Bravo!
Hört ihr den warmen Enkeldank? —
Hört ihr der Krieger Jubelsang?

Wir sind, was ihr!
Wir sind, was ihr!
So Schwert und Panzer truget ihr,
So wilden Marsblick rolltet ihr;
Ist gleich in unserm Wamms mehr Zier,
So sind wir, Väter, doch, was ihr:

*) Ein Scherz. Deutet auf das Schweitzerblut, das man auch schon in der Militärgesellschaft zu Sursee trank.

In heisser Brust,
Da schlagt uns Muth und Tapferkeit;
Der Väter Muth und Tapferkeit.

Ja komm' er nur,
Ja komm' er nur,
Ein Fürst mit seinem ganzen Heer,
So rauschend, tobend, wie ein Meer;
Wir ziehn mit unsern Häuflein aus,
Und jagen ihn zum Land heraus.
In heisser Brust
Da schlagt uns Muth und Tapferkeit;
Der Väter Muth und Tapferkeit.

Wo Tapferkeit,
Wo Muth im Streit,
Da steht der Mann, wie Berg und Eich',
Und tödet Männlein, Mücken gleich:
Sie summen zwar, als wär's weiß was;
Doch tilget sie ein Knab im Spaß.
Fest stehet, fest
Die Freyheit eine Ewigkeit;
In uns schlagt Helden-Tapferkeit.

Ja, Brüder, ja!
Ja, Brüder, ja!
Ist's das nicht, daß wir hier uns sehn,
Als Brüder hier beysammenstehn,
Von allen Seiten aus dem Land
Und kräftig patschen Hand in Hand?
Wir schwören da
Einander Muth und Tapferkeit;
Der Freyheit ihre Ewigkeit.

Und dann! „All' Ihr,
Willkommen mir,
Willkommen du! — Woher? — Wie geht's? —
Bist du gesund und munter stets?
Wie gehts bey dir? — In Fried' und Ruh,
Nicht wahr? — Willkommen, Bruder, du?

Wie steht's bey Haus?
Wie leben Braut, und Weib, und Kind? —
Freut mich, wenn alle fröhlich sind! — „

„ Nun gehn wir da!
Nun setz' dich da! „
Da zwey und zwey, und dort ein Paar! —
Man zählet, wie's vor Altem war,
Und wie's nun ist, wie's kommen wird,
Und wo die Laune jeden führt:
Da Scherz, dort Ernst;
Und keiner, der nicht etwas bringt;
Der vorschlägt, lachet, oder singt! —

Ist das nicht Lust,
Nicht Herzenslust:
So sammeln sich all' Jahr einmal
Im braunen, alten Schweitzersaal;
So essen, trinken, wie's gefällt,
Nach Sitte alter Schweitzerwelt?
Ist das nicht Lust?
Dank dem, der das zuerst ersann!
Der war ein wackrer Biedermann.

Was fließt noch mehr
Des Guten her?
Der Bruder flieht den Bruder nicht:
Er sieht manch ehrlich Angesicht;
Sieht einen Sinn wie seinen Sinn;
Mißtrauen, Kälte fliehet ihn.
Ha! Das ist gut.
Denn was ist besser in dem Streit,
Als Freundschaft und Vertraulichkeit?

Nun dann, nun dann!
Füllt ein! Schlagt an!
Gesundheit unserm Vaterland,
Gesundheit unserm Kriegesstand,
Gesundheit dem Herr Präsident,
Gesundheit allen ohne End! —

Schlagt an, setzt an!
Trinkt! — Trinkt den schäumenden Pockal —
So machen's Schweitzer — auf einmal.

Thaddäus Müller.

VI.

Dankbare Erinnerung einer vor zwey Jahren genossenen Wohlthat.

(Dem Hochlöblichen Stande Schaffhausen geweihet.)

Zu Anfange des Septembers 1785. gieng ein gehörloser Handwerker aus dem Obern Thurgäu, allernächst bey Münsterlingen, evangelisch-reformirten Glaubensbekenntnisses, aus Unzufriedenheit über seine mürrische Ehegenoßinn von Haus weg. Man suchte den Grund seiner Abwesenheit, der mehr als eine Woche von der Frau verheimlichet ward, in seiner Häuslichkeit und Neigung mehreres Brod zu verdienen, da er vor Jahren auch etwa ins Schwäbische den spähern Erndten nachgegangen war. Durch Schwaben nahm er seinen Weg ins Gebiet des Hochlöbl. Standes Schafhausen. Leichtgläubig hörte er da, daß im Schwarzwald ein geschickter Empyriker sey, der ihm binnen wenigen Tagen zum verlornen Gehör werde verhelfen können — trat die Reise an bis auf die Gränzen des Kantons und der Schweitz — traute der Sache doch nicht ganz — gieng von Schleitheim, dem äussersten Schafhausischen Dorfe, zurück — und war im Begriff, wieder auf Siblingen zu kehren, wo er sich etliche Tage früher aufgehalten hatte; als er am Abend des 20sten Septembers bey einem Eichgehölze, eine Viertelstunde von Siblingen, an der Landstrasse, von zween Landstreichern, die ihn für einen andern ansahen,

überfallen, und mit Stichen so verwundet ward, daß ihm die Gedärme ausfielen. Von diesen Unmenschen auf die Seite geworfen, lag er in seinem Blute, hatte keine Kraft zum Gehen mehr, konnte niemandem rufen, den Vorbeygehenden nicht antworten, und ward von ihnen für betrunken gehalten. Hilflos und äusserst elend blieb er da unter Gott's freyem Himmel liegen, bis ein am folgenden frühen Morgen vorbeyfahrender Bauer es wagte, sich ihm zu nähern, seinen erbarmenswürdigen Zustand erblickte, und nun eilte, im Dorfe Siblingen Anzeige davon zu thun; worauf er sogleich von dem Platze seiner Verunglückung abgeholt, ins Wirthshaus getragen, und alles zu seiner Verpflegung nöthige veranstaltet wurde. Der hohe Magistrat, dem der Fall ohne Verzug einberichtet ward, ließ durch beeidigte Wundärzte die Umstände untersuchen; da denn die wiederholte Aussage des Verunglückten, der bey heiterm Verstande war, und seine Beschreibung die er von den Urhebern seines Jammers machte, vollkommen mit den Kennzeichen von zween Kerls übereinstimmte, die man Tags vorher als Bettler im Dorfe gesehen hatte. Mit Sorgfalt nahm sich der erfahrne Wundarzt des Städtgens Neukirch, Herr Müller, des Elenden an, um ihm seinen Zustand zu erleichtern, da die Eingeweyde schon brandicht waren. Freytag Abends den 23. löste ihn der erwünschte Tod von seinen beynahe unausstehlichen Schmerzen auf, und Tags darauf ward er nach Landesgebräuchen bey nicht geringem Begleit ehrlich bestattet. Mehr noch indessen, als die sorgfältigste Pflege an seinem rettungslosen Körper, auch bey dem beßten Willen, zu thun im Stande war, hatte des rechtschaffenen Herrn Pfarrherrn Oschwald bewährte Amtstreue an seinem zur Ewigkeit emporstrebenden Geiste gethan. Dieser von der reinsten und zärtlichsten Menschenliebe beseelte Mann

ein würdiger Sohn des verdienten Vorstehers der sämtlichen Schafhauser-Kirchen, merkte es bald, daß der leidende Fremde Lesen und Schreiben verstehe, und fieng nach dem Trieb seines edeln Herzens an, sich mit ihm durch die Schreibtafel zu unterhalten. Erst ließ er ihn die auffallendsten Fragen von seinem Herkommen, Erwerb, (worüber auch ein Sackagbüchelgen, oder Verzeichniß welches er über diejenigen führte von denen er für seine Dreher- und Schreiner-Arbeit noch nicht bezahlt war, Licht verbreitete), von seinen häuslichen Umständen, den Ursachen seines Wanderns, von seiner Verwundung u. s. w. beantworten; und nachdem er aus allem wahrgenommen hatte, daß er ein helldenkender Mensch sey, lenkte er itzt seine Aufmerksamkeit und Denkenskräfte auf die Vorbereitung zu einem andern Leben. Mit beyspielloser Geduld und seltener Ueberwindung des natürlichen Eckels bli b der warme Menschenfreund bey dem Unglücklichen, da wegen unleidlichen Geruches es bald niemand mehr bey ihm aushalten mochte; schrieb ihm zweckmäßige Bibelstellen und erweckliche Strophen aus geistvollen Liedern her; läuterte seine Gesinnungen gegen die verlaßene unartige Ehegenoßinn; gab ihm Anlaß, seines einzigen Kindes mit Zärtlichkeit, und seines gewesenen Seelsorgers mit Liebe zu gedenken; berichtigte seine Empfindungen über die Werkzeuge seines langsamen Todes, (zwar nicht ohne Mühe, hauptsächlich durch Vorstellung des erhabenen Beyspiels des Erlösers. Ich sahe (sagte mir der geschätzte Mann), daß eine solche Feindesliebe die schwerste, ungemeinen Kampf fodernde, Pflicht des Christen ist); erbaute ihn noch in der letzten Stunde mit dem frommen Gellertschen Liede: „So hoff' „ ich dann mit vestem Muth „; und hielt am Tage der Beerdigung eine dem Umstand angemessene rührende Predigt, um die ganze Trauergeschichte für seine Gemeinde

fruchtbar zu machen. Heil dem wackern Manne, und Segen über seine heiligen Arbeiten! Seine liebenswürdige Bescheidenheit verzeihe mir, was ich hier, von wahrer Erkenntlichkeit gedrungen, niederschreibe, und seine seither schriftlich und mündlich genossene Freundschaft bleibe ein schätzbares Gut meines Lebens! — Auch dem Hochlöblichen Magistrate wird, wie für alle auf diesen Fremdling verwendete menschenfreundliche Sorge, so für die gnädige Nachlassung der darüber ergangenen sich auf 62. Reichsgulden belaufenden Unkosten hier öffentlich der ehrerbietigste Dank erstattet.

Scherzingen, am 20. Jul. 1787.

Heinrich Fäsi, Pfarrherr daselbst.

VII.

Beytrag zur Geschichte des Hußiten-Kriegs.

Nachdem auf dem Concilio zu Constanz Johann Huß und Hieronymus von Prag zum Feuer verdammt worden, und die Böhmen sich empört hatten, ließ der Kaiser im J. 1421. im ganzen Reiche Monitoria ausgehen; Pabst Martin sandte eine Bulle an die vier Churfürsten am Rhein, und diese mahneten darauf die Städte im Elsaß zum Zug gegen die Hußiten, und zur Bothschaft zu dem Kaiser nach Nürnberg. In ihrem Briefe der von Dom. Lätare 1421. datiert ist, heißt es: „Von solches schwehr „ und ungehörtes Irthums und Ungloubens wegen „ der sich in dem Königreich zu Behem erhoben hat, „ und das doch die Heilge Kilche, der Stuel ze Rome „ und namlich das Concilium zu Costanz, daselbst die „ ganze Christenheit mit Macht besamt was, vernichtiget „ und verworfen hat, so habe ouch ihr Allergnädigster

„ Vatter der Pabst seinen Sündern Ablaß und Gnade
„ mit Vergebung aller Sünden ußgesandt; desselben
„ Bullen und Breve sie hiemit Abschrift senden. Damit
„ nun solcher verurteilter Ungloube vertilget werde, so
„ soll man Sontag dryg Wochen nach Osteren mit Bott-
„ schaft zum Kayser nach Nürenberg kommen und dazu
„ beholfen sin, mit einer Zal reißiger gewapter Lüte die-
„ sen Nöten zu steuren, und zu helfen daß der Christen-
„ gloube, in dem Väter, Müter und Eltern seliglich in
„ Gott gestorben siad, nicht gekränket und vernichtiget
„ werde „.

Zufolg dieser Mahnung dingte auch die Stadt Müll-hausen Ludwig Meiger von Hüningen, Edelknecht, laut Reversbrief desselben, dat. Mittwochen nach Jacobi 1421. welcher substanzlich also lautet:

„ Ich Ludwig Meiger von Hüningen, Edelknecht, ver-
„ gähe mit diesem offen Briefe, daß ich M. und R.
„ der St. M. meiner Herren Diener worden bin, den
„ Ritt gen Behem wider die unglöbigen Hussen ze tün-
„ de in irem Namen mit anderer Fürsten, Herren und
„ Stett Dienern; Gotte, siner wirdigen Muter Mairen
„ ze lobe und dem waren Cristenen Glouben ze Troste
„ und Sterkunge ze ritende, und si an einer Glenen
„ (Glied) mit vier Hengsten und Pferden zu versehende
„ und versorgende, iren Nuz und Ere ze fürderende,
„ iren Schaden ze wenden, diewil und so lang ich ir Diener
„ bin, und ouch den ganzen Ritt uß das Beste und
„ Wegste in iren Wegen ze tunde; und dem Houptman
„ der mir denn von iren wegen geben wirt, gehorsam
„ ze sinde; und sollen si mir mit den vier Hengsten und
„ Pferden geben alle Monad vierzig und zween Guldin,
„ diewil ich von iren wegen uß bin; und weder um Ha-
„ ber noch um anders mir nüzit verbunden sin, sie wellent
„ es denn gern tun; und so ich darwider täte soll ich

„ meineid und erloß syn „. Laut einem andern Schein auf Laurentii 1421. kraft dessen er auf Rechnung seines Solds zweyhundert Gulden empfängt, setzt er hinzu: „ Ich soll ouch, diewil ich ir Diener bin, kein Spiel „ mit Würflen noch anders tun, und ouch keinen Rainer „ setzen der für mich spielte, und ouch über Spiel nie„ man kein Gelder lihen; das ich alles liplich ze Gotte „ und den Heiligen ze haltende geschworn han „.

Im Jahr 1424. zogen die Müllhauser mit Strasburg und andern Stätten im Elsaß gegen den Margrafen von Baden vor Mühlberg, und machten einen Vertrag (dat. vor Pfingsten 1424.) mit Heinrich von Maßmünster, Ludwig Meyer von Hüningen, und Ruprecht Schuepsakh, Edelknechten, um eine Anzahl Kriegsleuthe. Der von Maßmünster verband sich zu stellen: „ Mit sin selbst „ Libe vier gewafnete Knechte und einen Venner. Unter „ den Knechten sollten zwene jeglicher ein Armbrust und „ zwene jeglicher ein Handspieß führen, und mit sechs „ Hengsten und Pferden wol erzügt und bereit sin mit „ allem dem so dazu gehört „.

„ Ludwig Meyer ouch so viel und also ausgerüst „.

„ Ruprecht Schuepsakh aber nur einen guten Knecht „ und einen Knaben und drige Hengste und Pferde „ ouch also ausgerüst „.

Der Zug sollte drey Monathe währen, auf je drey Pferd täglich einen Rheinischen Gulden zu Sold zu bezahlen; und so der Krieg länger dauern sollte, beyderseits vierzehen Tag vorher abzukünden.

„ Dem Houptman sollten sy gehorsam syn, und wider „ der Herren noch sin Willen nirgends riten, sondern by „ ihm blyben. Geben sy aber deheinem unter ihnen Ur„ lob, der solle by sinem Eide wider sy, ire Helfer noch „ die so zu demselben Kriege gehaft sind, alldiewil der „ weret, nit tun in dheiner Wise „.

„ Sie sollen ouch ire Hengste, oder Pferde die inen „ gestimet sind, riten und kein anders; es were dan „ daß eines abgienge oder hingkende wurde, und er ein „ anders koufte oder gewunne, das mag er riten. „.

„ Sollte einer darnider ligen und gefangen werden, so „ sollen die von Müllhusen keine Richtung von den Fi„ genden ufnemmen, der Gefangene sige dann seiner Ge„ fängnisse ledig worden; und aldiewile er in dem Zile „ als er gefirmet ist im Gefängnisse lit, er habe Zil oder „ nit, so soll man ime ganzen Solt geben „.

„ Were es daß dheiner unter inen sturbe oder abgien„ ge oder erschlagen wurde, dessen Erben sollen die von „ Müllhusen nüt schuldig syn ze gebende, usgenomen „ sine Hengst und Pferde und sinen verdienten unbezal„ Solt; es were dann daß ein Hengst oder Pferd von den „ Figenden erstochen oder abgejagt wurde oder von Ge„ bresten redlichen abgienge, da soll Müllhusen das „ Pferd gelten. Kein Knecht soll uf Futerunge riten one „ des Houptmans Wissen und Willen „.

„ Were es daß sy ein Vigent viengent oder sicherten, „ sollen sy den in des Houptmans Gewalt antworten, „ und sollen sy von der Schazung nüzet haben; Hengst, „ Pferd und Harnisch aber sollen innen allein bliben, „ und soll einem jeglichen, der dabi ist gewesen, wer„ den was ime nach Bütungsrecht werden soll; aber „ Pferde und anders Vihe, das gespaltene Füsse hat, „ das sollen sie ouch in des Houptmans Gewalt antwor„ ten, und einem jeglichen sin Bütunge daran werden „ als das gewohnlich ist „.

Dieser Krieg ist An. 1425. verglichen, und den Kriegsleuthen ihr Sold bezahlt worden.

VIII.

Etwas aus dem Archive der Stadt Müllhausen.

Diese Stadt war in dem XIV. und XV. Jahrhundert in beständige Kriege mit den Benachbarten verwickelt, so daß man nach dem Fehdengeiste damaliger Zeiten einander um der geringsten Ursachen willen absagte, Leuth und Vieh wegnahm, und Schlösser und Dörfer verheerte. Unter anderm hatte sie einst einen solchen Streit mit Heinrich von Regisheim, einem auch in der Stadt angesessenen elsaßischen Edelmann, der durch ihre gedingte Knechte gefangen ward. Nun über diese Gefangennehmung folgt hier eine lateinische Urkunde vom Jahr 1400. welche ihres Inhalts sowohl als des Ausdruckes wegen merkwürdig genug ist.

Nos Johannes Zobel dictus Heber Miles, Johannes de Illzich, Cunradus de Wytenheim & Bernhardus de Hirzbach, Armigeri; notum facimus per presentes Litteras visuris seu audituris, quod sicud Pyrrynus de Trifelen, Henricus de Lybiron, Johannes dictus Jaquemait de Lanans, predictus Bernhardus de Hirzbach & Heinricus dictus Hohermut, cepissent & tradidissent Henricum de Regisheim de Mulhusen & ad manus nostros duxerunt in nostram captivationem, pro summa pecuniarum que est persoluta. Itaque nos predictum Henricum de Regisheim non interficiemus, ne nullum malum a. membris suis, neque corrumpere debemus nec permacerem faciemus (d. h. daß wir ihn nicht mager machen, aushungern wollen) per nos & nostros & per nullum hominem sive nullo modo.

Ita si fuerit quod predictus Henricus de Regesheim cum nobis & cum universis Civibus Opidi Mulhusen erit concordatus, vel moritur in captivatione, tunc ista

Littera non erit ultra valiturus; & in illam concordidatem debemus accipere predictum Pyrrynum de Trifelen, Henricum de Lybiron, Johannem Jaquemait de Lanans, Bernhardum de Hirzbach & Henricum Hohermut, cum omnibus eorum conſodalibus; & omnia premiſſa promittimus predictus nos Johannes Zobel Miles, Johannes de Illzich, Cunradus de Wytenheim & Bernhardus de Hirzbach Armigeri ſatisfacere, atque firmum habere, nec contra quocunque modo facere vel venire per juramenta ſollempnia interpoſita ſtipulatone corporaliter preſtita. In cujus rei teſtimonium Sigillos noſtros ſunt appenſa. Datum Craſtino beati Bartholomei apoſtoli anno Dei quadringenteſimo.

Dieſer Streit ward hernach durch Reinhard von Sibingen, Landvogt im Elſaß, und Eberhard von Bamberg, Schultheiß zu Müllhanſen, ſpruchsweiſe dahin verglichen: Daß 1) Regisheim ewig aus der Stadt verwieſen bleibt. 2) Soll er ihr 200. Goldgülden bezahlen. 3) Das Recht zwiſchen dem innern und äußern Graben nehmen. 4) Eine Urphed ſchwören gegen die Stadt und die ſo ihn gefangen hatten. 5) Giebt er vier Bürgen; die ſollen auf Mahnung derer von Müllhauſen zur Leiſtung verbunden ſeyn, bis der Schade abgethan iſt. Dieſe waren Ottman zum Haubt, Werlin Schärin, Herman Schaffner, und Cunrad von Regisheim. Datum Samſtags nach St. Martinstag An. 1401.

IX.

Ein Späßgen, daß ich mir einſt machte.

25. Dec. 1784.

Hab' ein Goldſtück noch zu Haus,
Gäb's um keine Krone;

Zwar — sehr röthlicht sieht es aus,
Werth ist's keine Bohne.
Doch erinnert's mich noch heut
Einer Handlung, die mich freut.

Hoff! Du Lieber! lachst doch nicht,
Wie mich der belachte,
Unter wessen Angesicht
Ich das Spässgen machte.
Nein ich weiß, du lachest nicht;
Nun, so hör dann die Geschicht!

Ich fuhr einstens über Land
Mit dem Oehm im Wagen,
Dessen Seele und Verstand
Sitzt in seinem Magen.
Sonsten ist er, wie ein Kind,
Keinem Menschen bösgesinnt.

Wie wir so die Strasse fort
Miteinander eilen,
Hören wir von Ferne dort
Jemand schrecklich heulen.
Bald darauf da sah'n wir Sie,
Die Verzweifelte, die schrie.

Ein Stück Gold in ihrer Hand —
Ludewigs Gepräge —
Lief Sie athemlos durch's Land:
Hier ward Neugier rege.
„ Kutscher! Halt! Was giebt es hier? „ —
„ Weh, ach, weh! Mir Armen mir „.

„ Bin des Wirths Weib nah von hier;
„ Er ist auf dem Felde.
„ Da kommt wer, und trinkt bey mir:
„ Wechselt mir dies Gelde —
„ Sprach Er — und ich nahm das Stück,
„ Bracht ihm Münz dafür zurück.

„ Er damit zur Thür heraus ;
„ Kaum ist sie geschlossen,
„ Sieht das Stück mir röthlicht aus,
„ Leicht, und wie gegossen.
„ Kurz, das Stück ist falsch, und ich
„ Bin betrogen jämmerlich.

„ Kommt mein rascher Mann zu Haus,
„ Und er hört es sagen:
„ Ach, so bricht sein Wüthen aus;
„ Tod werd' ich geschlagen.
„ Helft, ihr Herren! Helft mir doch!
„ Hier lief er vor Kurzem noch. „

Weit und breit war nirgendwo
Dieser Bursch zu sehen.
„ Ey! das gute Weib soll froh —
Dacht' ich, „ von uns gehen. „ —
Ach! Wie so was doch so gut
Uns auch lang hernach erst thut!

„ Frau! zeigt euer Goldstück her „
Sprach ich, sie zu trösten:
„ Ey! Es ist so gelb und schwer
„ Als die allerbeßten.
„ Glaubt ihr's nicht, so tauschen wir!
„ Nehmt dies andre hier dafür! „—

„ Gott behüt! Sie würden sich
„ Fürchterlich betrügen! „
Sprach Sie: — „ Ach! wie dörfte ich
„ Sie hierinn belügen?
„ Helfen Sie — dies bitt ich nur —
„ Mir dem Diebe auf die Spur! „

Und so konnt ich kaum das Weib
Ehrenfest belügen.
Eh' ertrug sie an dem Leib
Schmerzen, als betrügen.
Nähm die Welt vom guten Ton
Sich doch eine Lehr davon! — —

Bravo, Freund ! Du lach'ſt doch nicht
Wie der Onkel lachte,
Unter deſſen Angeſicht
Ich das Stückchen machte.
Du kannſt faſſen : Wie ſo gut
Uns ſo was im Herzen thut.

Drum, o Freund ! Ich bitte dich
Laß Gelegenheiten
Wohlzuthun nicht lüderlich
Dir vorüberſchreiten !
Glaubſt nicht, wie geſchontes Geld
Nach der Hand den Spahrer quält. Von B***

X.

Der Kanarienvogel.

Ein falber Zeiſig, deſſen Ahnen
Des Pico dürrer Fuß gebahr,
Und der im Lande der Germanen,
Der größte Virtuoſe war,
Fand Mittel ſich von ſeinen Ketten
In einen grünen Hain zu retten.
Hier ſang er der vereinten Schaar
Der Vögel ſeine Minnelieder.
Ihr Zauber war ihm unbekannt;
Allein kaum hörten ihn die Brüder,
So ward der ſeltne Muſikant
Bis an das Firmament erhoben:
Und kurz, der ſchaalſte Gratulant
Kann keinen Midas dreiſter loben,
Als ihn die bunte Horde pries.
Doch der beſcheidne Kanaride,
Entwiech, der Laſt des Beyfalls müde,
Noch eh der Hahn zum Abzug blies,
Und ſang auf einem öden Anger

Jetzt, unbeklatscht vom Spaß und Specht,
Sein schönstes Lied. Er hatte Recht!
Das Lob ist des Verdienstes Pranger.

Pfeffel.

XI.

Anzeige, betreffend die Kunst den Borax zu verfertigen, und dieses Salz nach Belieben durch schickliche Operationen hervorzubringen.

Diese, durch so viele Scheidekünstler schon seit Jahrhunderten gesuchte Kunst, ist endlich durch Herrn Dirade von Genf gefunden worden *).

Dieser durch die Kunst zubereitete Borax, ist wegen seiner grossen Reinigkeit dem natürlichen Borax weit vorzuziehen. Seine Kristallen sind regulmäßig, durchsichtig und an Farbe den feinen blassen Perlen gleich. Das Sedativsalz, welches vermittelst Säuren daraus gezogen wird, hat den Glanz, und bey der Berührung das Weiche und Sanfte eines schönen Atlas. Im Feuer blähet er sich viel stärker auf als der natürliche. Er bedeckt sich während dem Aufschäumen mit perlenmutterartigen Schichten, deren Kalk glänzend schneeweiß ist, und in ein sehr durchsichtiges Glas sich verwandelt. Dieses Glas verdirbt nicht an der Luft; auch springt es nicht, wie das von dem indischen Borax. Die innere Oberfläche eines Tiegels, die mit diesem Glas überzogen wurde, hatte, nachdem er mehr als ein ganzes Jahr beständig unter einem Fenster der Luft ausgesetzt war, nicht das mindeste gelitten. Geschickte Goldarbeiter, die ersucht worden, dieses Salz zu untersuchen, bedienten sich desselben, ohne irgend einen Zusatz,

*) Verfasser einer physischen von der Akademie zu Berlin 1766. gekrönten, und in Paris bey Didot gedruckten Abhandlung.

zum Löthen von verschiedenen Sachen; unter anderm auch zum Schweiſſen des Stahls; und ſie bezeugten, daß ſie noch keinen beſſern Borax gebraucht haben.

Die Operationen bey dieſer Entdeckung ſind ſehr einfach und leicht nachzumachen, auch von geringen Unkoſten. Der Erfinder macht ſich anheiſchig, um einen billigen Preis einem jeden der es verlangt, hierüber die nöthigen Erläuterungen zu geben.

Bey den Verlegern des Muſeums iſt gedruckt und zu haben:

Helvetiſcher Almanach aufs Jahr 1788. Mit Kupfern von S. Geßner. Gebunden à 1 fl. ungebunden à 39 kr. baar in Zürich Valuta.

Lemuel Gullivers Reiſen zu verſchiednen entfernten Nationen. Aus dem Engliſchen des D. Swifts neu überſetzt vom Verfaſſer der Briefe eines reiſenden Franzoſen. 8. 1 fl. 36 kr.

Handbuch für Reiſende durch die Schweitz. gr. 8. 40 kr.

Leonard Meiſters kurzgefaßte Geſchichte der römiſchen Hierarchie und ihrer Heil. Kriege bis zur Vertilgung der Tempelherren. 8. 1 fl. 52 kr.

Fr. Chr. Neubauers Hymne auf die Natur. In Muſik geſetzt. 2. Bände. Fol. 2. franzöſiſ. Louisd'or.

— — — Geſänge mit Begleitung des Klaviers. gr. 4.

Risbecks (Verfaſſer der Briefe eines reiſenden Franzoſen) Geſchichte der Deutſchen. Erſter Band. 8. 1 fl. 36 kr.

Sammlung auserleſener geiſtlicher Lieder und Geſänge bey der häuslichen wie bey der öffentlichen Gottesverehrung. Herausgegeben von Herrn Prediger Zollikofer in Leipzig. 8. 32 kr.

Die Triumphe des Frohſinnes. Ein Gedicht in VI. Geſängen. Aus dem Engliſchen des W. Hayley. 8. 40 kr.

Bey Herrn David Bürkli, Buchdrucker in der vordern Schipfe, iſt gedruckt und zu haben:

Meiſters (Leonard) Grundlinien der Holländiſchen Geſchichte; von ihrem Anfange bis auf jetzige Zeit; nebſt kurzem geographiſchem Abriß. 8. 1787. 24 kr.

Inhalt.

I. Geschichte des Klosters Churwalde im Zehn Gerichten-Bunde gelegen. H. L. Lehmann. S. 1 – 21.

II. Schreiben an einen Freund, die Meißnersch-Weygandischen Streitigkeiten betreffend. D. S. 21 – 25.

III. Kurze Nachricht von der Reise des Herrn von Saussüre auf den Gipfel des Montblanc. Im August 1787. S. 25 – 44.

IV. Urkunden aus der Samlung des Herrn Barons von Zurlauben ꝛc. Fortsetzung. S. 44 – 53.

V. Drey Schweitzerlieder. T. Müller. S. 53 – 66.

VI. Dankbare Erinnerung einer vor zwey Jahren genossenen Wohlthat. H. Fäsi. S. 66 – 69.

VII. Beytrag zur Geschichte des Hußiten-Kriegs. S. 69 – 72.

VIII. Etwas aus dem Archive der Stadt Müllhausen. S. 73 – 74.

IX. Ein Späsgen, daß ich mir einst machte. Von B * * *. S. 74 – 77.

X. Der Kanarienvogel. Pfeffel. S. 77 – 78.

XI. Anzeige, betreffend die Kunst den Borax zu verfertigen, und dieses Salz nach Belieben durch schickliche Operationen hervorzubringen. S. 78 – 79.

Schweitzerſches
Muſeum.
1788.

Vierter Jahrgang.
Zweytes Heft.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Digitized by Google

I.

Geschichte des Klosters Churwalde, im Zehn Gerichten-Bunde gelegen. Fortsetzung.

(S. Mus. IV. Jahrg. I. Stück. S. 1. u. ff.)

Der Abt von Roggenburg, Johann Dreyringer, setzte den Wahltag eines neuen Abtes auf den 26. April 1461. an. Er selbst berief 11. Wahlherren, nebst dem Abt Johann von St. Lutzi und dem Präpositus vom Klösterlein im Brettigäu zu sich. Als nun diese 13. Wahlherrn und er nicht mit einander einig werden konnten, und die Stimmen zu verschiedenen Malen innestanden, so ließ man das Loos entscheiden, und dieses traf einen gewissen

Ludovicus von Lindau. Noch am nämlichen Tage wurde er von dem Bischofe von Chur, Ortlieb von Brandis, eingeweihet; und unter seiner Verwaltung haben sich sehr wichtige Veränderungen in der Landschaft eräugnet, die ich nicht übergehen kann. Die Einwohner der Gemeinde Churwalde sind von je her gute, friedliebende, sanfte Leuthe gewesen, und haben diesen ihren Ruhm bis auf unsere Zeiten behauptet. Nicht leicht wird eine Gemeinde in Bündten zu finden seyn, wo weniger Unordnung, Partheysucht, u. s. f. herrschen. Ehedem mochten die sanfteren Sitten des Klosters unter einigen sehr würdigen Vorstehern, dann der Druck unter dem die Protestanten lebten, das ihrige zu dieser Denkungsart bey-

tragen; und in unsern Zeiten hat man es ganz gewiß dem verewigten Landshauptmann von Wiezel zu danken. Aber eben diese ihre Herzensgüte setzte sie auch von jeher tausend Beleidigungen ihrer trotzigen Nachbarn aus. Malix gegen Norden und Vatz gegen Süden nagten immer an ihnen; man fürchtete diese Nachbarn ärger als das Fegfeuer, und trug lange ihr Joch geduldig. Heut zu Tage hat man es ziemlich abgeschüttelt; und auch dies ist Wohlthat des seligen Wiezels. Die Theilung der Herrschaften unter die Erben des verstorbenen Grafen Friedrichs von Toggenburg legte den Grund zu diesen häufigen Streithändeln, besonders zwischen Churwalde und Obervatz. Vatz war dem Graf Görg von Werdenberg zugefallen, der es mit Schams 1456. an den Bischof von Chur Leonhard Waismayer, mit Einwilligung seines Bruders Wilhelm, und seiner Schwester Elisabeth der Gemahlin Johanns von Rechberg, um 3600. Gulden verkaufte. Vatz gehört auch wirklich anjetzt zum Gotteshausbunde. Die Gränzen gegen Churwalde werden in dem Kaufbriefe also beschrieben: „So sind dann die „Anstöß von Vatz. Des ersten fahen sie an ob dem Kloster Churwalde, in dem Bach, so man nennt Rabios, „hinauf gegen Parpan, innert der Straß zu der rechten „Hand auf und auf von der Kilchen Parpan; und bis zu „der Kilchen hinauf durch Threwin auf den Grad, und „den gerade ab Schenk Spons aufhin, und schlecht hinab, „als der groß Stein auf Lenzer-Heid ob der Straß „weiset, so man nennet Pietra grossa, und von demselben „Stein schlecht aufhin, bis an den Bühel des Bergs, und „den Berg hinaus, was den Berg nieder sich oder obwärts „siehet gegen Vatz „.

So bald der Bischof von Chur den Besitz seines Kaufes angetreten hatte, so verkaufte er dem Abt von Churwalde zum Possen, weil er sich dawider gesetzt

hatte, die Alp Tschrewin an die Gemeinde Lenz. Abt Ludewig und die Landleuthe vom Gericht Churwalde glaubten, der Bischof thue Eingriffe in ihre Rechtsame, und behaupteten: Des Grafen von Werdenberg Gerichtsbarkeit habe sich nie soweit ausgedehnet, als jetzt der Bischof verlange. Den Bischof anzufallen waren sie zu ohnmächtig; sie wendeten sich also an den Käufer, die Gemeinde Lenz. Anfänglich wollten sie diesen nicht erlauben, mit ihrem Vieh unter den Mannweg (Ausdruck des Originals) gegen den Wald zu fahren: Die Lenzer hingegen verlangten nicht nur dieses Recht, sondern behaupteten sogar noch ein wichtigeres erkauft zu haben; nämlich bey schlimmem Wetter das Vieh selbst in den Wald treiben zu können. Abt Ludewig wußte alle gütlichen Auswege zu vernichten; und so geneigt man überhaupt von jeher in Bündten war, und noch ist, Streitigkeiten gütlich beyzulegen, so wollte es doch dießmal nicht angehen. Die Sache mußte berechtet werden. Graf Hugo von Montfort ward als Schiedsrichter angerufen; und er übertrug dieses Amt dem damaligen Ammann der Landschaft Churwalde, Peter Dusch aus der Nachbarschaft Tschiertschen. Am St. Lorenz Tag 1462. saß dieser zu Parpan zu Gericht, und sprach mit seinen Beysitzern aus beyden Gemeinden also:

„ Und war geurtheilet mit umgehender Urthel, daß
„ Richter und Rechtsprecher sollten auf den Stoß gahn
„ und ihn entscheiden mit Marksteinen. Und das rathe-
„ ten wir, und setzten, der Eggen auf noch etwan viel
„ unter dem Mannweg, einen Markstein; und von dem-
„ selben aus noch drey unten in den Loch allgerecht;
„ und sollen die von Parpan denen von Lenz von den
„ obgenannten vier Marksteinen hinnauf keinen Scha-
„ den thun; und die von Lenz sollen denen von Par-
„ pan auch keinen Schaden thun mit ihrem Vieh, all-
„ wege ohngefehrlich „.

Noch unter der Regierung des vorigen Abts lagen das Kloſter und die Gemeind Obervatz wegen des Genuſſes der Alp Stotz und Rongs im Rechtsſtreite. Die Partheyen hatten 1460. auf vier Spruchherren kompromittiret, die auch wirklich Markſteine ſetzten, und beyden Partheyen vorſchrieben, wie ſie in Zukunft Waidgang, Waldung, Holz, Weg und Steg genieſſen und gebrauchen ſollten. Beyde Theile hatten den Spruch angenommen, und verheiſſen demſelben nachzukommen. Allein ſie und beſonders der Abt glaubten, es wäre ihnen Unrecht geſchehen; und ſie erwarteten nur eine gute Gelegenheit dieſen Spruch ſtürzen zu können.

Die VI. Gerichte waren von der Familie Mätſch auf das Haus Oeſterreich gekommen; und die Landſchaft Churwalde durfte nun von dorther ſtarke Unterſtützung hoffen, ſo wie Vatz vom Biſchofe von Chur. Mit kleinen Neckereyen fiengen die Vatzer den Streit an. Verſchiedene Sprüche ergiengen über dieſen Handel, die zwar die Sache für einen Augenblick beruhigten, aber nie ganz endigten. J. J. 1484. um nicht die weniger erheblichen anzuführen, wurde vom Bund ein unpartheyiſches Gericht niedergeſetzt. Dieſes entſchied. Die Partheyen waren mißvergnügt — und mußten gehorchen. Das Feuer der Uneinigkeit zündete ſich mehr und mehr an; Friedensſtöhrer trugen Holz zum Haufen; Feindſchaft und Verbitterung wuchſen täglich, und endlich kam es zu ſchändlichen, die Vatzer entehrenden Thätlichkeiten. Sie behaupteten, die Behauſung eines gewiſſen Cloos Roch ſtühnde auf ihrem Grund und Boden, und beſetzten daſſelbe mit Mannſchaft. J. J. 1487. giengen ſie vollends bey Nachtzeit in die Alp Stetz oder Stotz und erſchlugen 12. Sennen, die ruhig und ſorgenlos in ihren Hütten ſchliefen, an keinen Ueberfall dachten, und ſich alſo nicht zur Gegenwehr ſtellen konnten. Dieſe Hütten ſtan-

den damals nahe bey dem Ursprunge des Bachs, der zwischen dem Pradawenzer- und Kohlhüttenwald herabfließt; und noch jetzt nimmt man die Rudera davon wahr. Ganz natürlich war es wohl, daß sich die Parpaner und Churwalder, und besonders die Verwandten der Entleibten, zu rächen suchten. Nur thaten sie es nicht auf eine biederen Männern anständige Weise; und daran mochten wohl Uebereilung und Bestürzung bey der Nachricht von dieser schrecklichen That Schuld seyn. Denn sie erschlugen den ersten beßten Vatzer, der ihnen aufstieß, ohne lange zu untersuchen, ob er an dem Mord Antheil hätte? Nun rüsteten sich beyde Theile förmlich zum Kriege; beyde warben Freunde und Bundsgenossen, und fanden ihre Vertheidiger. Die Rathsboten Gemeiner Drey Bünde suchten dem Ausbruche eines gefahrvollen einheimischen Krieges beßtmöglichst vorzubauen; sie citirten beyde Gemeinden; entschuldigten, besänftigten, vermittelten, schmeichelten, drohten, und brachten es endlich dahin, daß beyde schwuren, von fernern Feindseligkeiten abzulassen. Die Vatzer und Parpaner mußten einander heilig versprechen, eines des andern Grund und Boden, Haus und Stall in Jahresfrist nicht zu betreten; doch wurde den Churwaldern und Parpanern gestattet, mit Kaufmannsgütern und andern Waaren nach Lenz über die Heide zu fahren; und damit es hier nicht zu neuen Händeln kommen möchte, so verordneten Gemeine Lande:

„ Wenn die Partheyen auf derselben Straß einander
„ mit ihren Wägen begegneten, so sollte allewege der leere
„ Wagen dem geladenen weichen; und wenn zwey gela-
„ dene Wägen einander begegneten, so sollte derjenige
„ pflichtig und schuldig seyn auszulenken, der es am be-
„ quemsten thun könnte „.

Auch wurde ein Gericht niedergesetzt, den Hergang

dieſer Todſchläge gehörig zu unterſuchen, und darüber abzuſprechen. Dieſes Gericht fieng in Mittefaſten 1488. unter dem Vorſitze Conrads von Marmels, genannt Grallator, Herrn zu Razüns, ſeine Unterſuchungen in der Stadt Chur an; und nach vergeblich angewandter Mühe, die Partheyen zu einem gütlichen Verglieche zu bereden, wurde endlich nachfolgende Urtheil ausgeſprochen:

„ Daß die Gemeind Obervatz ſtrafwürdig und ſchuldig „ ſey zu büſſen die Abgeſtorbenen, ſo ſie auf deren von „ Churwalde und Parpan Seiten vom Leben zum Tode „ gebracht hand; nämlich 12. Perſonen; deßgleichen auch „ die von Churwalde und Parpan auch 1. Perſon, ſo „ ſie auf deren von Vatz Seiten vom Leben zum Tode „ gebracht hand; und ſolch Buß dermaſſen geſchehen: „ Mit Namen, ſo ſollen die von Obervatz 12. Mann, „ als Büſſer, und die von Churwalde und Parpan 1. „ Mann, in Jahresfriſt gen Rom, oder ob ſie lieber „ wollen gen Einſiedel in die Engelweihe, ſo ſich dis „ Jahr allda halten wird, ſenden; und dieſelben Büſſer „ ſollen an der End einem, dahin ſie dann kommen wer„ den, beichten, und, nach ihres Beichtvaters Rath und „ Heiſſen, die Todten büſſen; und dadannen glaubliche „ Urkund bringen, und die jederſeits dem geiſtlichen „ Richter zu Chur bezeigen zu ſehen, ob ſie auf beyden „ Theilen der Romfahrt, Beicht und Buoß, nach Ein„ halt der Urthel belebt, und nach ihres Beichtvaters „ Geheiſſen genug gethan haben. Es ſollen auch die von „ Obervatz der Gemeinde des Gerichts Churwalde ge„ ben, und ohn Schaden antworten auf St. Geörgen„ Tag nächſtkünftig 50. Pfund Pfenning Churer-Münz „ und Währung; daraus ſoll dieſelbe Gemeinde zu Chur„ walde zu Heilwärtigkeit der abgegangenen Menſchen„ Seelen ſo ſie in dem gemeldeten Stotz verloren hand, „ nach geiſtlicher und gelehrter Leuthen Rath verordnen

„ 30. Pfund Pfenning an ein ewig jährlich Jahrzeit auf
„ U. L. Frauen Abend Conceptionis, als die Todschläg
„ geschehen sind, und an Kerzen und Lichtern zu haben,
„ es sey zu Churwalde oder Malix, wo und wie es
„ ziemlich gut bedünkt; und die übrigen 20. Pfund Pfen-
„ ning sollen sie verwenden denselben Seelen an Begräb-
„ niß sieben und dreyßig zu Begaum und Kerzentragen,
„ auch wie sie das unter ihnen und der Gelehrten Rath
„ befinden, den Seelen zur ewigen Seligkeit allernütz-
„ lichst seyn. Und zu dem sollen auch die von Obervatz
„ den Witwen und Waisen, so durch die Todschlag im
„ Gericht Churwalden gemacht, für ihre verlohrne Män-
„ ner und Väter, dazu denen die im Stotz wund worden
„ sind an ihre Schmerzen und Schaden geben, und hin-
„ ter einen Burgemeister zu Chur ohne Schaden antwor-
„ ten, 600. Pfund Pfenning der obgenannten Währung;
„ nämlich halb auf St. Martinstag nächstkünftig, und
„ den andern halben Theil von nun St. Jörgentag
„ nächstkommend über ein ganz Jahr, oder zu jedem Ziel
„ ohngefährlich, in den nächsten acht Tagen darnach;
„ und die jetzt gemeldete Summa Geldes soll ein Ge-
„ meind des Gerichts Churwalde theilen und verfügen
„ zu gleichestem, nachdem nun jedermann gehandelt hat,
„ verlohren und Schaden empfangen. Und ob aber die
„ Gemeinde unter sich selbst der Theilung nicht einig wer-
„ den möcht, so soll sie vier oder fünf Mann, der näch-
„ sten Nachbauren zu ihr berufen; und dieselben sollen
„ dann, nach Verhörung jedermanns Handlung und
„ Schaden, helfen der Gemeinde solch Geld theilen und
„ zum Besten gleichlich als sie bedunkt verfügen. Dar-
„ gegen soll auch die gemeldete Gemeinde des Gerichts
„ zu Churwalde denen von Obervatz geben, oder an
„ ihrem obgemeldeten Geld abziehen 4. Pfund und 4.
„ Schilling Pfenning der obgesaiten Währung; und solch

„ Geld sollen die von Obervatz auch dem ihren, der un-
„ ter ihnen umkommen ist, seiner Seel zu Heil schicken
„ an ein jährlich Jahrzeit, oder an den Gottesdienst,
„ wie sie denn das auch nach Rath geistlicher Leuthe er-
„ lernet, seiner Seelen allerhülflichst zu seyn „.

Die Richter mischten hier weislich die Religion ins Spiel, und bedienten sich derselben sehr geschickt, um die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen. Abt Ludewig, oder vielmehr sein Nachfolger und sein Kloster, wurden durch die Stiftnng der ewigen Seelenmessen beruhiget; und so ward die ganze Sache zu aller Interessirten Zufriedenheit beendigt. Vatz sandte seine Büsser nach Einsiedeln, und Churwalde einen Mönch nach Rom.

J. J. 1471. kaufte Erzherzog Sigismund von Oesterreich die VI. Gerichte vom Graf Hugo von Montfort, und überließ sie im nämlichen Jahre dem Graf Ulrich von Mätsch. Graf Ulrich trat sie sogleich seinem Sohne Gaudenz, welcher Feldherr in Oesterreichischen Diensten war, ab; und dieser bestätigte ihnen im gedachten Jahre 1471. ihre Freyheiten, und sancirte die älteren geschlossenen Verträge. Beyde diese Urkunden verdienen hier einen Platz.

Graf Hugos Cessionsakte lautete also: „ Hug Graffe
„ zu Montfort, Herr zu Rottennfels beutet den Gemein-
„ den vnnd Gerichten Davoß, Prettigäuw, zu Lenz,
„ Churwalden, Schanfick, vnnd zum Clösterlein, daß
„ sie Hertzog Sigmund zu Oesterreich ꝛc. huldind dieweil
„ er Hertzog solche Gericht, Biett vnd Gut von Graff
„ Willhelmen zu Montfort seinen Vettern erkauft vnd
„ von ihme Graff Hugen der Pfandung halben, damit
„ ihme solche Gericht, Biett vnd Gütter verhafft vnd
„ verbunden gewesen, erlediget hat. Geben zu Regen-
„ spurg an vnser Lieben Frawen Abendt Assumptionis An-
„ no Domini 1471. „

Die zweyte Urkunde ist diese: „Wir Vogt Gaudenz „von Mätsch, Graffe zu Kirchberg bekennend offentlich, „vnd thun kundt aller männigklichen mit diesem ofnen „Brieffe, als wir dann die frommen, erbaren Leuth „vnd Gericht, so hienach geschrieben stand, mit Nammen „Davos, Prettigöw zum Closter, ze Lentz im Bel„forter-Gericht, das Gericht zu Churwalden, vnd „das Vorder-Gericht im Schanfick, vnnd das Ge„richt an der Langenwieß im Schanfick, zu unseren „Handen bracht vnd erkaufft hand, das mit ihrem gu„Willen vnd Wüssen beschehen, vnd mit ihnen gütlich, „lieblich vnd tugendlich in ein vnd vberein kommen sind, „für vns vnnd vnsere Erben vnd Nachkommende, als „hienach geschrieben stadt.

I. „Item deß ersten das wir die obgemelten Leut vnd „Gricht allgemeinlich, und ein jetzlicher besonder, der „in die obgemelten Gricht gehört, oder darinn gesessen „ist, söllend vnd wöllend lassen blyben, by allen ihren „Rechten, Fryheiten, ein jetlichen nach seinem Staat „vnd in seinem Wäsen, wie sie von Alter herkommen, „vnd von einer Herrschaft von Montfort gefreyet oder „gehalten sind, vnd nach ihr Brieff vnd Pundsam in „Außweisung die wir ihnen auch bestetten, vnd in gan„zen Kresten blyben lassen, jetzt vnd hiernach zu ewigen „Zytten, vnd ihnen darum kein Abbruch, Mangel noch „Gebresten geschehen sol, mit Gericht, noch ohn Gericht, „geistlichen und weltlichen, ohn all Gefahr".

II. „Item wir obgenambter Vogt Gaudenz, Grave „von Mätsch ꝛc. auch vnser Erben vnd Nachkommenden „sollen auch die obgenampten Erbaren Leuth vnnd Ge„richt nimmermehr verkaufen, noch versetzen, noch in „kein Weg verwenden von vnsern Handen, vnd sie zu „ewigen Zytten by der Herrschaft von Mätsch, vns vnd „vnsern Nachkommenden bliben lassen; es were dann

„ daß sie selbs ihren guten Willen darzu gebind, vnd „ das erlaubtind vnnd vergöntend ze thun „.

III. „ Item wir vorgenambter Grave, oder vnser Nach- „ khommenden, welicher je die obgemelten Gericht vnd „ Herrschaft innhat, vnd an den sie mit rechtem Erbfal „ gefallend oder kommend, soll auch in einem der obge- „ meldten Gerichten oder in der andern zwey Gerichten „ eim, so wir vorhand in Prettigöw, seßhaft vnd huß- „ heblich syn, selb persönlich in gütem Tröuwen ohn alle „ Geferd, damit sie uns wissend ze finden, zu allen ih- „ ren Nöthen, als vil wir ihnen schuldig sind „.

IV. „ Und darzu haben wir ihnen allen vergunnen mit „ gutem Willen zu halten und zu vollführen zu ewigen „ Zyten alle die Pündtnuß vnd Eydt so sie gemacht oder „ gethan hand; doch vns vnd vnsern Erben ohn Scha- „ den, vnd nach ihr Pundtsbrief Vßwysung ohn alls „ Geverd „.

V. „ Item wann wir ein Vogt in Landen wöllend se- „ tzen, das sond wir allwegen thun mit der obgemelten „ acht Gerichten Willen vnd Rath. Also geloben wir ob- „ gemelter Graff Gaudenz von Mätsch, by vnseren Wür- „ den vnd Ehren, vnd by guten Treuwen an Eydesstatt, „ vnwiderruflich in gantzer Eynigkeit alle Stuck, Punkten „ vnd Artickel, so hierob geschrieben stand, wahr, stett, „ vest vnd zu ewigen Zytten zu halten, vnd darwider „ nimmermehr zu thun, noch schaffen gethon werden mit „ Gericht, vnd ohn Gericht, Geistlichen vnd Weltlichen „ ohn all Geverd. Vnd zu Vhrkund der Wahrheit, so „ habend wir obgemelter Vogt Gaudenz von Mätsch „ vnd Graff zu Kirchberg, mit Flyß gebetten vnd erbetten, „ vnseren lieben Herrn vnd Vatter, Huldreichen Graff „ zu Kirchberg von Mätsch, Burggraff zu Tyrol ꝛc. ꝛc. „ daß er sein eigen Insigel, für vns vnd vnser Nachkhom- „ menden hat offentlich lassen henken an diesen Brief,

„ (Bresten halb des vnseren) der geben ist am Donstag
„ nechst vor Sant Gallen Tag in dem Jahr da man zählt
„ von Gottes Geburth 1471.

Ehe ich die fernern Veränderungen der weltlichen Herren dieser Landschaft erzähle, muß ich einer traurigen Eräugniß gedenken, welche um diese Zeit dem Kloster Churwalde begegnete. Im Monat May 1472. verzehrte eine Feuersbrunst das Convent, die Kirche und den Thurm; und bey dieser Gelegenheit giengen viele und wichtige Schriften des Klosters, besonders auch die vom Probst Gerungus angelegte Bibliotheck verloren. Dies war es auch eigentlich, was ihn am meisten schmerzte; denn das Kloster war reich genug, um den übrigen erlittenen Schaden bald zu ersetzen. In Zeit von fünf Jahren erbauete er eine schönere und grössere Kirche, und in dem sehr erweiterten Chor ließ er einen prächtigen, der Mutter Gottes gewiedmeten Altar, mit folgender Inschrift errichten:

O mundi domina! Fratrem Ludovicum de Lindovia
Respice, benigna, Abatem ejusque munera digna,
Chorum, cum campana datum, hocque opus tibi gratum,
Capita deaurata, Jesu cum matre tibi donata,
Cum cruce argentea, Evangelii textum inspice pia.
Anno milleno quadricenteno septuagenoque septeno.

Zwischen den beyden Chorthüren stehet:

Anno Domini 1472. die May per ignis voraginem devastatum est hoc monasterium, & per Abatem Ludovicum sic restauratum

Und eine andere Inschrift:

1162. Fundatum est hoc monasterium. Cave ne interes in tentationem.

Das nachfolgende ist nicht zu lesen; blos sind noch die Worte der untersten Linie kennbar:

Ex ista duxit meas, testavit talis mea — —

Auch an der Wiedererbauung der Bewohnung des Abts verwendete Ludewig grosse Summen; allein da seine Mönche nach Roggenburg und St. Lutzi gezogen waren, und er nur einige wenige bey sich hatte, so wurde an den Convent noch nicht gedacht. Kaum hatte unser Abt seinen neuen Kirchenbau vollendet, so wurde er anderweitig beschäftiget; denn Gaudenz von Mätsch, der es fühlen mochte, wie wenig seine Kräfte hinreichend waren, der immer zunehmenden Freyheitsliebe des Volks Schranken zu setzen, faßte i. J. 1477. den Entschluß, die VI. Gerichte an Herzog Sigismund von Oesterreich abzutreten. Sobald er den erwähnten Gerichten dieses sein Vorhaben eröfnet hatte, so schrieben sie einen Bundstag nach Davos aus, und suchten bey dem Obern und Gotthaus-Bunde Rath und Beystand. Die Gesandten dieser beyden Bünde, und besonders der Bischof von Chur, widerriethen ihnen die Einwilligung zu einer solchen Entfremdung auf das nachdrücklichste. Gemeine Drey Bünde liessen darum eine Gesandtschaft an den Herzog abgehen, ihm ihre Gründe ehrerbietigst vorstellen, und ihn bitten: Er möchte die Weigerung der VI. Gerichte, ihm zu huldigen, nicht ungnädigst vermerken. Der Kauf war indessen einmal um 5000. fl. geschlossen; und beyde Theile, der Käufer und Verkäufer, suchten jetzt die Einwilligung der VI. Gerichte, und besonders auch des Abts von Churwalde, der sich insgeheim heftig widersetzte, auf alle Weise zu erhalten. Der Graf von Mätsch kam selbst ins Land; und der Schweitzersche Canton Luzern verwendete sich ebenfalls für Oesterreich, so daß sie endlich gewonnen wurden. Doch mußte ihnen der Herzog Zollfreyheit in seinen Landen und Bestäthigung ihrer Freyheiten versprechen. Der Graf von Mätsch erließ sie darum ihres Eydes durch folgende Urkunde:

„Wir Vogt Gaudenz von Mätsch, Graff zu Kirchberg

„ entbieten den Erbaren, Weisen, vnseren lieben ge-
„ trewen Ammannen, Räthen, vnd Gmeinden der Grich-
„ ten auf Davos ꝛc. ꝛc. Vnsern Gruß, vnd alles guts
„ zuvor. Als Uch dann im Anfang dem Durchleuch-
„ tigen Hochgebornen Fürsten Ertzhertzog Sigmun-
„ den von Oesterreich, vnd Graven von Tyrol ꝛc. Vn-
„ serm gnedigen Herrn, auff einen Widerkauf vnser Herr
„ Vater verkaufft hat, deß wir seinen Gnaden nach Rath
„ der Pündten vnd ewren Wüssen gewilliget habend.
„ Darauff schaffen wir mit ewr allen vnd jeden insonders
„ ernstlich, ermanen ew auch der Gelübd, Eyde, Pflicht,
„ vnd alles deß so wir ew zu ermanen habend, daß ihr
„ dem bemelten vnserem Gnedigen Herren von Oester-
„ reich, oder dem, so sein Gnad das an seiner Gnaden
„ statt befilhet, gelobet, schweret, vnd in allweg als
„ eweren rechten Erbherren vnd Landsfürsten gehorsam
„ vnd gewärtig seyind, vnd ew deß nit widrigind, oder
„ setzind in kein Weise; wann so ihr das gethon habend,
„ alsdann sagend wir ew der Gelübd vnd Eyde, damit
„ ihr vns bishero verbunden gewesen seyd, ledig; vnd
„ ihr thut daran gantz vnser Meynung vnd Gefallen.
„ Und wiewol das billichen geschicht, so wöllend wir das
„ vmb ew all vnd jeden insonders dennoch beschulden.
„ Geben zu Freyburg in Breißgöw an Sanct Jörgen
„ Tag. Anno Domini 1478.

Der neue Regent hielt auch sein gegebenes Wort. Denn er stellte in folgendem Jahre folgende Urkunde aus.

„ Wir Sigmund von Gottes Gnaden, Ertzherrtzog zu
„ Oesterreich, zu Steyer, zu Kärndten vnd zu Krayn,
„ Graffe zu Tyrol ꝛc. Bekennen für Vns vnd Vnsere
„ Nachkommen, alß wir das Gricht zu Davos mit sampt
„ anderen von dem Edlen, vnserm Lieben vnd Getrewen
„ Vogt Gaudentzen von Mätsch vnserem Rath erkaufft,
„ die nun vns vff sömlichs, als ihrem rechten Erbherren

„ vnd Landsfürsten Huldigung, Glübd vnd Eyd gethan,
„ daß wir sömlich gutwilligklich vnd vntertheniges Erbie-
„ ten angesehen, vnd inen dardurch von besondern Gna-
„ den die Gnad wissentlich in Krafft diß Briefs gethan
„ habend, also daß sie vnd ihre Erben allenthalb in vn-
„ seren Landen mit ihrem eignen Gut, wo sich dessen ein
„ wahre Vhrkundt oder Wortzeichen von einem Amman
„ oder Statthalter erfündt, in allen vnseren Zöllen vnd
„ Zollstätten, wie sie dann das vngfahrlich brucht hand,
„ vnd gfahren sind, zollfrey fahren, vnd keinen Zoll
„ von ihrem eignen Gut zu geben schuldig seyn söllend „.

„ Auch söllind sie bleiben bey allen ihren Freyheiten,
„ guter loblicher Gewonheit vnd Herkommen, wie sie
„ dann von weiland dem Graven von Montfort, Tog-
„ genburg, vnd dem bemeldten von Mätsch befreyet sind „.

„ Darzu so mögind sie auch blyben bey den Eyden so
„ sie den Pündten geschworen hand, nach lut der Briffen
„ Sag; doch uns in allweg als Herren vnd Landsfürsten,
„ an vnser Gerechtigkeit, Herrligkeit, vnd Oberkeit vnver-
„ griffentlich; alles getrewlich vnd vngevehrlich, mit Ur-
„ kund dieses Briefs. Geben zu Rodolfszell, am Samb-
„ stag nach Sant Erasmustag. Anno Domini 1479 „.

Die Landschaft Churwälde und Abt Ludewig huldigten also dem Erzherzog Sigismund. Allein die zwey Gerichte Schiers und Castels im Brettigäu waren nicht dahin zu bringen. Erst nach geschlossenem Frieden zu Basel i. J. 1499. erkannten sie die herrschaftlichen Rechte des Hauses Oesterreich für gültig, wie die Confirmations-Akte der Freyheiten der VIII. Gerichte vom Kaiser Maximilian I. welche am St. Peterstag i. J. 1500. zu Inspruck ausgefertiget worden, beweiset. Denn in dem Freyheitsbriefe von 1496. sind sie nicht mit eingeschlossen.

J. J. 1478. zerfiel der Abt und die Stadt Chur wegen des Steinbachwalds. Jede Parthey ernannte drey

Spruchherren aus ihrer Mitte, und machte sich verbindlich ihrem Ausspruche nachzukommen. Diese Herren begaben sich an Ort und Stelle, setzten neue Marksteine und baueten so allen fernern Weitläuftigkeiten glücklich vor.

Die Grafen von Straßberg, der Abt von St. Lutzi und der Abt von Churwalde besassen in der Landschaft noch verschiedene Gefälle; und besonders der letztere sehr viele Höfe und Meyereyen, die er nach Gefallen verleihen konnte. Unter andern gab er auch den Hof Pradaschier zum Lehen. Die Lehensträger wurden von den Malixern öfters beschädigt und beklagten sich deßwegen bey dem Abt, der sie an Landamman und Gericht verwies. Im Jahr 1485. ward darüber also erkannt:

„Da ward aber mit meiner Frag erkannt, mit einhelliger Urtheil, die Mark unter den grünen Bühel, die mein Herr von Churwalde mit Namen Abt Ludewig, und Benedict Casal gesetzt hand; von der Nachbaurschaft Malix und denen von Pradaschier wegen sollte bleiben in Kräften; denne von derselben obgenannten Mark obhin, etwa um gen Malix werts, ist ein Markstein jetzund gesetzt auf einen Bühel, vnd von dem sohin, aber gen Malix werts, ist auch auf einen Bühel eine Mark gesetzt, vnd von dem richtig ab unter den Weg, der ausgaht gen Malix, ist auch eine Mark gesetzt; vnd dieselbe Mark vnter dem obgenannten Weg soll austreiben gen Patniertobel; doch alles mit dem Beding, daß die obgenambte Entscheidung vnd vnsere Theilung meinem gnädigsten Herren von Oesterreich in aller seiner Herrlichkeit vnschädlich sey, desgleichen meinem Herrn von Churwalde, seinem Gotshaus, vnd noch an seinen Freyheiten vnd Gerechtigkeiten vnschädlich".

Kaum war dieser Handel zum Vergnügen unsers Ab-

tes beseitigt, als die oberzählten blutigen Auftritte mit Vatz ihren Anfang nahmen. Der ziemlich abgelebte Abt härmte sich darüber so sehr, und ward so aufgebracht und erbittert, daß er noch vor Ausgang der Sache krank ward und starb. Sein Nachfolger

Johannes von Trostberg ward den 18. März 1488. unter dem Präsidio des Abts von Ursperg, als hierzu vom Prälat von Roggenburg delegirten Kommissarius, und unter Aßistenz des Abts Leonhard von St. Lutzi und des Präpositus Paul vom Klösterlein im Brettigöu zum Abt von Churwalde erwählet, und vom Bischofe von Chur eingeweihet.

Abt Johann beschäftigte sich während seiner neunjährigen Regierung größtentheils mit dem von seinem Vorfahren angefangenen Bau; und seine eigene Bequemlichkeit war hierbey sein vorzügliches Augenmerk. Des Abts Bewohnung wurde nach dem damaligen neuesten Modestil ausgeschmückt, und keine Kosten gespart, alles schön und gut genug einzurichten. Damit man aber seiner Prachtliebe nicht spotten, und ihm eine unzweckmäßige Verschwendung des Kirchenschatzes vorwerfen möchte, so errichtete er in der äusseren Kirche einen grossen Altar von sauberer Schnitzarbeit, und weihete ihn den HH. Petrus und Paulus; und ein gewisser Frate Baeta vom Predigerorden hielt zum erstenmale das Hochamt auf demselben. Georg Haberlein, ehemaliger Administrator des Klosters Churwalde, hat die Geschichte dieser Einweihung, nebst andern interessanten Nachrichten von dem Kloster, in einem Buche unter dem Titel: Churwaldia fundata & propogata, desolata & restaurata &c. beschrieben, welches als Manuscript in der Bibliotheck zu Roggenburg aufbewahrt wird; das meinem verewigten Freunde von Haller in seinem kritischen Verzeichnisse entgangen ist, und näher bekannt zu seyn gewiß verdienet.

Unser

Unser Abt scheint zu bequem gewesen zu seyn, um sich in die politischen Händel der Landschaft Churwalde zu mischen; denn alle Akten dieser Zeit gedenken seiner mit keinem Worte. Indessen muß ich doch eines und das andere noch anführen, das diese Landschaft in unserm Zeitpunkte angeht.

Als Erzherzog Sigismund von Oesterreich durch mancherley Schenkungen von Freyheiten die VI. Gerichte zur Huldigung gebracht hatte, so ließ er es sich sehr angelegen seyn, dieselben bey dem Besitze des ihrigen zu schützen, und ihren Wohlstand so blühend als möglich zu machen; und legte von weitem den Plan an, sich nach und nach auch auf dieser Seite zu vergrössern. Die Berichtigung der Gränzen war eine seiner angelegensten Sorgen; denn daher hatte er schon so viel Unheil entstehen gesehn. Der Bischof von Chur stand in gleichen Gesinnungen und beredete seine brausenden und trotzigen Vatzer, des Haderns einmal ein Ende zu machen. Der Erzherzog und der Bischof wählten, mit Genehmigung der Partheyen vier Herren des Obern Grauen-Bundes zu Spruchherren, und den regierenden Landrichter zum Obmann. Diese begaben sich an Ort und Stelle, verhörten die streitigen Theile, besahen die Marksteine, untersuchten die ältern Verträge, Abkommnisse und Rechtssprüche, und sprachen endlich bey ihren Eyden also:

„Item des ersten, daß unser Gnädiger Herr zu Chur „bey der Obrigkeit und Herrlichkeit Hohen und Niedern „Gerichts bleiben soll, ganz nach Innhalt des Kaufs„briefs so sein Gnaden von dem obgenannten Grafen „Jörgen von Werdenberg in Handen, und solcher Kauf „Bischof Leonharden selig gegeben; doch ausgenommen „und vorbehalten, als dann Peter Josen Hauß ob der „Kilchen zu Parpan, auch Hanß Schwarzens Hauß ob „der Sagen, dishalb den Bach Rabius Parpan werts,

Bayerische Staatsbibliothek München

„ auch Peter Egges Hauß, vor unsers Gnädigen Herren
„ von Churwalde Mayer herrüber, mit niederen Gerich-
„ ten auch mit Schnitz und Brüchen zu dem Gericht
„ Churwalde gedient haben, noch also mit den Sachen
„ wie vor fürohin zu dem Gericht Churwalde, doch in
„ Hohen Gerichten anmit zu dem Gericht Vatz gehören
„ sollen. — Item zu dem andernmal haben wir aber zu
„ Recht wie obstatt gesprochen: Was von der Hohenegg,
„ der Egg herab bis an uns an die Landstraß, was gen
„ Churwaldewerts halbet und am Weg so unz, gehört
„ nun Waid, Holz und Feld dem Gottshauß Churwalde
„ und denen von Churwalde zu, am ihrigen, doch aus-
„ genommen und vorbehalten, was denen von Vatz der
„ Spruchbrieff von 1469. und 1484. zwischen dem Abt
„ von Churwalde und ihnen zugiebt und ausweist, daß
„ sie gänzlich dabey bleiben sollen. — Item zum dritten
„ haben wir wie vor zu Recht gesprochen, und eine Mark
„ gesetzt unter Valbella ob der Landstraß hinter dem gros-
„ sen Stein, von derselben Mark gerad auf unz auf die
„ Höhe, und auch von derselben Mark gerad auf der
„ Landstraß nach aus ob Parpan in die Enge zur linken
„ Hand der Landstraß, auch an die Mark so wir gesetzt
„ haben, und von derselben Mark gerad auf gegen der
„ Alp Tscherwin auf einen Bühel an die Mark, von der-
„ selben Mark gerad auf an die Alpweid Tscherwin,
„ was von den Marken und Zielen Vatz werts ist, soll
„ denen von Vatz seyn, „ u. s. f.

Ungeachtet dieses von den Partheyen genehmigten und i. J. 1489. unterschriebenen Spruches, blieb das Josische Haus zu Parpan ein ewiger Zankapfel zwischen Vatz und Churwalde. Vatz belegte die Eigenthümer desselben mit Schnitz und Bruch. Churwalde, das durch diesen Spruch dazu war berechtiget worden, that ein gleiches, und versagte ihnen noch oben ein das Holz, welches

Vatz zu geben schuldig wäre. Allein Vatz schlug auch dieses ab.

Die äusserst bedrückte Wittwe Elisabeth, Hans Josens selige Ehefrau, wandte sich daher i. J. 1491. mit Rath und Beystand des Abts an die Bundsversammlung Gemeiner III. Bünde zu Chur, trug ihre Beschwerden ehrerbietig vor, und bat um Abhelfung derselben. Vatz vertheidigte sich schlecht; Churwalde hingegen ließ durch ihre Deputirte Simon Heue und Thomas Heue so viel scheinbares vortragen, daß endlich folgendes Urtheil ergieng:

„ Zum ersten sollen die von Obervatz der Frauen Holz
„ geben und tugendlich lassen erfolgen, zu ihr Hauß und
„ Ställen und allen Gütern, so sie im Vatzer Gericht
„ hat, es sey zu Brennen, zu Zimmern, zu Zünen, zu
„ Schindeln, Dach und Gemach und zu andern ihren
„ nothwendigen Sachen, an gelegenen, komlichen und
„ ungefahrlichen Enden; und ob die Gemeinde von Ober-
„ vatz Wald und Hölz, die der Frauen gelegen wären,
„ im Verbann legen, und ihr damit ihren bestimmten
„ Holzgebrauch gefährlich versperren und verbannen woll-
„ ten, so soll und mag sie unseren gnädigen Herren zu
„ Chur hierinn zu Hilf anruffen, daß seine Fürstliche
„ Gnaden mit denen von Vatz verschaffe, daß sie einen
„ gebührlichen und komlichen Holzbrauch an ziemlichen
„ und gelegenen Enden, wie unser Entscheid das alles
„ bestelt und ausweiset, gelangen lassen. — Fürter der
„ Schnitz und Brüche halber obgemelt, lassen wir jedem
„ Theil auf allen drey Seiten bey seinen Rechten und
„ Abkommen verbleiben; und daß zu seiner Zeit sich die
„ drey Partheyen bedenkgeblich hierrin vereinbaren, und
„ vollkommen betragen, als wir dann jetzund angesehen
„ und einem jeden Bothen in Befehl gegeben haben an
„ seine Gemeinde zu bringen, damit jedermann auf den

„ nächstkünftigen Tag hierzu willig Antwort geben könn-
„ te. Und dann weiter des Holz halb die von Churwal-
„ de antreffend, habend wir auch entscheiden, daß sie der
„ Frauen auch zu ihren Alpen, Ställen und Wiesen, so
„ sie in derselben Gericht hat, Holz geben sollen zu bren-
„ nen, zimmern, Zünen, Dach und Gemach, zu allen
„ nothwendigen Sachen, auch an gelegenen und ungefähr-
„ lichen Enden zu guten Treuen. Sie sollen ihr auch
„ an Heu, Korn und andern Dingen feilen Kauf geben
„ und geben lassen nach Inhalt des geschwornen Bunds-
„ briefs Lut und Sag ungesäumt und ungehindert „.

Diese so gerechte Sentenz ward, der Feyerlichkeit mit der sie ausgesprochen wurde, und des allgemeinen Beyfalls ungeachtet, den sie erhielt, dennoch von den Obervatzern schnöder Weise übertreten.

Unsre gute Else Jos hatte also Alles, und im Grunde wieder Nichts gewonnen; denn es fehlte an der Vollziehung gegen den Stärkern. Else bekam kein Brenn- und Bauholz; Else mußte an zwey Orten Schnitz und Bruch bezahlen; Else sollte kein Heu und Stroh aus der Gemeind verkaufen; kurz die arme, aber bey alle dem entschlossene Else griff selbst zu, wo sie konnte, weigerte Zahlung, und erschien i. J. 1495. aufs neue klagbar vor Gemeinen Landen und dem Bischof von Chur. Conradin von Marmels, Herr zu Razüns, Conradin Belin, Ammann zu Davos, und Andreas Vober, Bürger und Zunftmeister zu Chur, erhielten den Auftrag, die Sache nochmals zu untersuchen, und darüber ungesäumt abzusprechen. Diese Herren versuchten anfänglich alles mögliche, eine gütliche Ausgleichung zu Stande zu bringen; und erst als alle ihre Bemühungen fruchtlos waren, so sprachen sie wie folgt:

„ Item des ersten, daß wir in unserem Spruch der
„ obgemeldeten Else, ihren Brüdern und Erben, so in

„ dem Hoof zu Parpan, den sie jetzt inne hand, auch
„ alda gesessen sind, in Vatzer-Gericht gehören, ein
„ Wald mit Holz händ gesprochen und zugeben, daß sie
„ den brauchen, nutzen und niessen sollen, ohne deren
„ von Vatz Irrung. Dieselben von Vatz sollen auch
„ darin kein Holz nehmen noch begehren; und sind die
„ Anstöß des Walds: Des ersten stoßt er Pfannen halb
„ an der Frauen Guth, genannt Valbella, unten an
„ die Landstraß, Bischen halb an zwey Marksteine, so
„ zwüschen dem würdigen Gottshauß zu Churwalden
„ und auch denen von Vatz Holz halben gesetzt sind,
„ und demselben Markstein nach auf, als das Guth Val-
„ bella gath, und oben aus an die Almeind genannt
„ Stetz. — Und ferner sprechen wir hierrin, nachdem ein
„ Span zwüschen den obgerichteten Gottshaus Chur-
„ walde und denen von Vatz, des Walds halben stets
„ sich haltet, und ob oder wann sich begebe, daß ein Ent-
„ scheid darum geschehe, und denselben von Vatz der
„ Wald stets zugelassen und bleiben wurde; wenn denn
„ das geschehe, so soll der obgemeldeten Frauen, ihren
„ Brüdern und Erben, so alda wie obgemeldet gesessen
„ sind, auch wie andern von Vatz den Wald stets zu
„ geniessen und zu gebrauchen zugelassen und vorbehalten
„ seyn; und dagegen der Wald, so der Frauen und
„ ihren Kindern wie obgemeldet jetzt gegeben und zuge-
„ sprochen ist, alsdenn darnach denen von Vatz auch
„ entschlagen, und zu brauchen zugelassen seyn, mit der
„ Frau ihren Kindern und Erben, wie obgemelt zu lesen
„ ist. — Item wann die Frau, ihre Kinder und Erben
„ obberührt in dem Hauß gesessen nit mehr Brennholz
„ zu ihrer Nothdurft in den obgemelten Wald, der ihnen
„ hierin mit Anstössen verordnet ist, haben möchten,
„ und desselben Mangel litten, so mögen dieselben ihren
„ Herren, einen Bischof zu Chur anruffen und bitten

„ er soll alsdenn unverzüglich drey unpartheysche ehrba-
„ re Personen dazu verordnen, den Mangel besehen und
„ darauf demselben Hauß genugsam Holz zu der Noth-
„ durft bescheiden, zu nehmen, damit sie bleiben mö-
„ gen. — Aber sprechen wir, wenn sich begiebet, daß die
„ Frau, ihre Kinder oder Erben an solchem Hauß und Hof
„ obgerührt Zimmerholz zu Bäuen, Hauß oder Ställen,
„ wie sie dann das dazu zu brauchen, nothdürftig wären
„ oder würden, so sollen sie die obgerührten von Vatz
„ deshalb anruffen, an sie fordern und begehren, um
„ solch Zimmerholz, zu bauen nach der Nothdurft, an
„ gelegenen Enden ze geben und ze bescheiden, damit
„ sie allewege ihre Gebäude vollbringen mögen. Wann
„ aber alsdann die von Vatz das nicht thun wollten,
„ so mögen die obgemeldete Frau, Kind und Erben, so
„ in dem obgemeldeten Hof gesessen sind, aber ihren
„ Herrn, den Bischof zu Chur anruffen und bitten; der
„ soll dann unverzüglich drey ehrbare Personen ver-
„ ordnen; die sollen denn solch Zimmerholz genugsam zu
„ der Nothdurft obgerührter Gebäude in deren von Vatz
„ Bauholz inzunehmen aufbescheiden und geben, daß
„ auch alsdann die von Vatz gestatten und dawider in
„ keine Weg seyn sollen; alles von beyden Theilen, wie
„ obgeschrieben ist, zu vollführen und dabey zu bleiben in
„ guten Treuen ungefehrd „.

So mußten sich endlich die Vatzer bequemen, einer Frau, in einem Lande, wo der Winter 9. Monate dauert und die drey Sommermonate noch kalt genug sind, das nöthige Holz zu reichen; und da sie nicht vor gut fanden aufs neue des Waldes halber mit dem Abt von Churwalde anzubinden, so blieb der Wald der Frau Else und ihren Erben. Er trägt noch heut zu Tage den Namen Valbella, und ist ein Eigenthum verschiedener Particular-Personen geworden.

Abt Johann von Trostberg war des Lebens satt; und da er noch das Vergnügen gehabt hatte, daß der Röm. König Maximilian, der Sigismunds Länder geerbt hatte, ihm und der Landschaft Churwalde, samt den VI. Gerichten ihre Freyheiten 1496. bestäthigte, so gieng er im Frühjahr 1497. zu seinen Vätern. Unter seiner Regierung hat sich keine wichtige Veränderung mit dem Kloster und der Landschaft zugetragen; und der gedachte Freyheitsbrief ist zu bekannt, als daß ich ihn hier einrücken sollte. Wichtigere Begebenheiten liefert uns die Regierung des folgenden Abts; und es wird mir Mühe kosten in den Schranken vorgesetzter Kürze zu bleiben.

Im Kloster Roggenburg sahe es seit einigen Jahren her fürchterlich aus. Die unreinen Sitten der Mönche, über die man schon ein ganzes Jahrhundert vor der Glaubenstrennung klagte, und wider die man auf dem Concilio zu Constanz mit so vielem Rechte predigte, hatten sich auch hier eingeschlichen. Der damalige Abt Georg suchte indeß seine Untergebenen so viel möglich wieder in Ordnung zu bringen, und gieng ihnen derbe zu Leibe. Seinem Vorfahren hatte es nicht glücken wollen: Ihm gelang's so gut, daß er, zwar wider den Rath seiner Freunde, es wagen durfte sich in eigner Person nach Churwalde zu begeben, um bey der eben in diesen Zeitpunkt fallende neuen Abts-Wahl das Präsidium zu führen. Er wußte solche auf einen gewissen

Johannes Weiß zu lenken, der sich aber der Ehre bedankte; und sich blos mit dem Rang nach den Aebten der Klöster seines Ordens, und der Freyheit begnügte, sein Leben in sieben verschiedenen Klöstern, gegen Bezahlung eines annehmlichen Tischgeldes, zubringen zu können. Der Abt von Roggenburg gestand ihm dieses gerne zu; und Weiß war überall ein sehr willkommener Gast, weil er ein ansehnliches Tischgeld von seinen ererbten Mitteln

bezahlte. Der Mann muß ein Philoſoph — gewiß etwas beſonders geweſen ſeyn.

Man ſchritt nun zu einer zwoten Wahl; und Gebhard Benz erhielt den Hirtenſtab i. J. 1497. Er war von Werdenberg gebürtig, hieß Vittler, und bat 1500. um die Ertheilung des Adelsbriefs für ſich und ſeine beyden Brüder Johann und Ulrich. Der Freyherr Albrecht von Bonſtetten, der geiſtlichen Rechte Doktor, Decan zu Einſideln, und Kaiſer Friedrichs Pfalzgraf und Kommiſſarius, ertheilte ihm und ſeinen Brüdern Wappenbrief, Kleinod, Schild und Helm. Im Schild befinden ſich zwey weiſſe und ein rothes Herz. Der Adelsbrief iſt zu Einſiedeln den 6. Dezemb. 1500. datirt. Ulrich von Vittler zog nach Mayenfeld. Sein Sohn Veith bekleidete 1557. die Würde eines Stadtvogts daſelbſt. Deſſen Sohn Ulrich hatte drey Söhne: David, Veith und Chriſtian, die 1613. noch lebten, und Nachkommen hinterlieſſen, die nun meines Wiſſens ausgeſtorben ſind, wenigſtens ihren Rang nicht mehr behaupten.

Die erſte merkwürdige Begebenheit unter der langen Regierung unſers Abts Gebhards war der von dem Herausgeber des Muſeums im ſiebenten Stücke des dritten Jahrgangs ſo treflich beſchriebene Schwabenkrieg. Unſer Abt ſpielte auch in demſelben, ſo wie der damalige treuloſe Biſchof von Chur, eine anſehnliche Rolle, und man könnte von ihm ſagen, was Monteſquieu ſo ſchön von andern Mönchen geſagt hat: „Sie konnten die „Welt, die ſie verlaſſen hatten, dennoch zu erſchüttern „nicht aufhören„. Da dieſe Fehde, gewiß eine der merkwürdigſten welche die Schweitzer und Bündtner je geführt haben, in ſo ferne dieſelbe Bündten betrift, noch nicht genug bekannt und bearbeitet iſt, ſo bin ich geſonnen, wenn Zeit und Umſtände es mir erlauben, eine nähere Beſchreibung davon ebenfalls in dieſer Monathſchrift

erscheinen zu lassen. Ich schweige also hier ganz, und kehre mit meinen Lesern zum Kloster Churwalde zurück.

Abt Gebhard vollendete den Kirchenbau und die Wiederherstellung der Abtey, und ließ zu dem Ende 1502. die Kirche aufs neue feyerlich einweihen. Der Bischof von Chur, Heinrich von Heuwen, übergab dieselbe unter allem nur möglichen Pompe dem Schutz und Schirm der Mutter Gottes, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel; und noch heut zu Tage wird dieses Kirchweihfest am St. Michaelstag, zwar nicht so prächtig, aber doch feyerlich, von den noch übriggebliebenen katholischen Einwohnern celebriret.

In dem schönen, waidereichen Thal Brettigöu, das ehedem von Helden bewohnt wurde, die Gut und Blut für's Vaterland jeden Augenblick willig und gern aufopferten, und das auch jetzt Männer von unverdorbenen Sitten und patriotischem Geiste in seinem Schoosse ernähret, lag ein Prämonstratenser-Kloster, zu St. Jakob genannt. Das Stiftungsjahr desselben ist mir noch nicht bekannt worden; so viel aber ist gewiß, daß ein Abt von Churwalde den Präpositus desselben nach Belieben ein- und absetzen konnte, und daß letztrer dem erstern Treu und Gehorsam schwören mußte. Abt Gebhard ernannte den 17. May 1503. den Pater Conrad Schmelzli, der in den Akten Canonicus & Professus Churwaldensis genennt wird, zu einem solchen Präpositus. Derselbe mußte ihm am Fusse des Altars den gewöhnlichen Eyd schwören; dann legte ihm der Abt einen goldenen Ring um den Finger, setzte ihm die Mütze auf, und führte ihn auf den hohen Altar. Die Canonici und Mönche sangen indessen den Hymnus St. Ambrosii und Augustini; und endlich ward er den geistlichen und weltlichen Herren als wirklicher Präpositus vorgestellet. Dem Subprior von Churwalde mußte er jede Frohnfasten 2. Gl. erlegen.

Auch dieses Kloster nahm nach und nach ab; und wenig Jahre nachher wurde es ganz aufgehoben. Bartholome Bilger von Chur hatte i. J. 1512. diese Würde vom Abt Conrad erhalten; fand aber nachwärts (i. J. 1526.) zuträglicher sich zur reformirten Kirche zu bekennen, ein Weib zu nehmen und sich in seiner Vaterstadt niederzulassen, wo seine Familie noch jetzund blühet. Seine untergebenen Mönche folgten meist seinem Beyspiele. Der Abt Conrad wandte zwar alles an, um die Einkünfte des Klosters zu retten. Allein, da die Brettigöuer fast alle Zwinglins Lehrsätze angenommen hatten, und Geld brauchten, ihre Geistlichen zu salariren, so behielten sie diese Renten einstweilig für sich. Erst i. J. 1548. ward zwischen dem Abt Gregor von Roggenburg und dem Abt Florin von Churwalde einer- und dem Landvogt von Guttenberg Balthasar vom Ramschwag und dem Landvogt von Castels Peter Finer anderseits, ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen man den Geistlichen Herren einige Güter verabfolgen ließ.

Eine noch empfindlichere Kränkung erfuhr unser Abt i. J. 1527. da Zwinglins Lehre auch in der Landschaft Churwalde Beyfall fand, und man überhaupt aller Orten zu reformiren anfieng. Bey der Kirche befand sich ein Vorgebäude, in welchem eine grosse Stube, die Conventstube genannt, befindlich war. Diese schien den Landleuthen ein schicklicher und bequemer Ort zur Abhaltung ihrer Gerichte und Versammlung ihrer Obrigkeit, wie auch zur Aufbehaltung ihres Archives zu seyn. Sie sprachen den Abt höflich um die Abtretung derselben zu einer Rathstube an, indem ja er diese Stube doch nicht bewohnen könne, und ihnen dadurch grosse Kosten erspart würden. Als er ihnen nun die Bitte abschlug, nahmen sie das Gemach, ohne weitere Komplimente, ipso facto in Besitz. Der Abt beklagte sich zwar darüber;

aber die durch die Reformation in Bündten entstandene Gährung ließ den Katholicken nicht zu, auf solche Kleinigkeiten zu achten. Dieß machte den Landleuthen Muth, und sie wagten nun einen noch dreistern Schritt. Gerade ob dem Kloster liegt ein schöner grosser Wald; den hatte bisher das Gotteshaus allein genossen und beschirmet. Die Landleuthe vermeinten, sie könnten das wohl eben so gut, als der Abt, und machten jetzt wirkliche Ansprache an dieses Recht. Keine Parthey wollte nachgeben. Endlich errichteten sie einen Compromiß und überliessen die Entscheidung ihres Streits dem Rathe der Stadt Chur. Dieser übertrug die Sache seinem Stadtvogt, dem regierenden Oberzunftmeister und einem Gliede des Raths; und da es der Stadt Chur niemals an geschickten und einsichtsvollen Staatsmännern gefehlt hat, so brachten diese einen Spruch heraus, der beyde Partheyen befriedigte, dem Abt nicht alles nahm und den Landleuthen nicht alles gab. Gemeinschaftlich genossen sie nun den Wald, und geniessen ihn noch zu unsern Zeiten. Kluges Nachgeben der Geistlichkeit würde an manchen Orten gewiß die Ausbreitung der Reformation gehindert haben; aber die unweisen Pfaffen thaten gerade das Gegentheil, reitzten dadurch die Gemüther zur Erbitterung, und verloren so mehr, als man ihnen zu nehmen gesonnen war. So machte es auch unser Abt. Die akatholischen Einwohner der Landschaft Churwalde konnten es nicht leiden, daß sie auf und neben der Kanzel Ketzer geschimpft wurden, und gaben darum Gebharden zu verstehen: Sie würden in Zukunft dem Kloster keine Lehenzinsen mehr bezahlen, wenn man sie nicht mit solchen Ehrentiteln verschone. Diese Drohung ward auch wirklich ins Werk gesetzt; und der Zehngerichte-Bund sahe sich 1527. genöthiget, ins Mittel zu treten. Er ernannte zu dem End drey Deputirte, und die Landschaft

eben so viel zur Untersuchung der genannten Streitigkeiten. Diese Kommißion verurtheilte die Landleuthe, die Lehenzinsen zu bezahlen, und dem Abt den Genuß der Alp Stetz zu überlassen; er aber sollte jährlich gewisse bestimmte Spenden austheilen, und sichs gefallen lassen, daß drey Herren aufgetragen würde, genaue Aufsicht auf die Einnahmen und Ausgaben des Klosters zu haben, den Vorschlag an Zinsen zu legen, und dem Zehngerichten-Bunde und Ammann der Landschaft Churwalde jährlich bey ihren Eyden Rechnung abzulegen. Das war ein unerwarteter Streich für unsern Abt; doch, um nicht noch mehr zu verlieren, unterschrieben und besiegelten er und sein Convent diesen Spruch. Allein beyde Theile beobachteten ihn nicht. Der Abt kam schon 1528. mit seinen Klagen gegen die Landschaft beym Bunde wieder ein, und beschwerte sich vorzüglich darüber, daß man ihm keine Zinsen bezahle. Die Landschaft erwiederte: Sie wäre willig und bereit sogleich alles abzutragen, wenn der Abt auch seinem Versprechen nachkommen, und seine und seiner Conventualen Weiber und Kinder aus dem Kloster und der Landschaft schaffen würde. Der Bund setzte nun eine andere Kommißion nieder, die den vorigen Spruch durchaus bestätigte, und den Abt wirklich nöthigte, Weiber und Kinder fortzuschaffen; doch sollten diejenigen in der Landschaft bleiben mögen, welche sich daselbst verheyrathet hätten, und also Bundsleuthe geworden wären; auch setzte man dem Kloster aufs neue Vögte. Dieses Urtheil fiel unsern Mönchen zu schwer auf. Sie verliessen also mit ihren Weibern das Kloster; und nur der Abt und ein andrer abgelebter Conventual, Martin Dusch, blieben daselbst; lebten noch 8 Jahre in Frieden bey einander, assen und tranken, und bekümmerten sich wenig um die Welt. Den 5. August 1536. entschlief endlich Abt Gebhard alt und lebens-

satt, und hinterließ Söhne und Töchter, die er jedoch wohl zu versorgen bemühet war. Sobald der Abt Johann von Roggenburg die Nachricht von seinem Tode erhalten hatte, ernannte er einen Canonic von St. Lutzi und Pfarrer zu Bendren,

Florin Janut, zum Abt von Churwalde; und trug dem Subprior von Roggenburg auf, denselben im Namen des Abt Johanns einzuweyhen. Die katholischen sowohl als reformirten Einwohner der Landschaft Churwalde glaubten, da das Kloster nicht mehr mit Mönchen besetzt wäre, und sie nur einen Seelsorger nöthig hätten, das Recht zu haben, selbst einen solchen zu wählen. Der alte

Martin Dusch besaß, ungeachtet seiner Mönchsschwachheiten, ihre ganze Liebe, und sie trugen ihm daher sogleich die Sorge für ihre Seelen und den Abtstitel auf. Der Greis nahm beydes mit Freuden an, weil er jetzt hoffen konnte, noch etwas weniges zur Aussteuer seiner artigen Töchter sammeln zu können. Zu seinem größten Erstaunen fand sich unvermuthet, da er noch trunken von Freude war, der Herr Florin Janut und der Subprior von Roggenburg ein, und überbrachten die Befehle des Abt Johanns. Martin mußte gehorchen. Der Sigrist mußte das Volk zur grossen Messe berufen: Haufenweise lief es zur Kirche; Florin und der Subprior paradirten am Altar; das Volk fragte: Was es da guts geben sollte? und vernahm, daß man den neuen Abt einweyhen wolle. „Weg ihr * * *„! schrie alles einmüthig, „oder „wir brechen Euch die Hälse„! Die Mönche fanden nicht vor gut, es auf eine Probe ankommen zu lassen, und entfernten sich auf's eilfertigste. „Wo ist der alte „Pater Martin? Den wollen wir„! Man trug ihn auf den Armen aus der Sakristey, setzte ihn auf den Altar, rief ihn zum Abt aus, und erwies ihm alle nur ersinnliche

Ehre. Der Subprior und Florin mußten dem Himmel danken, ohne blutige Köpfe davon gekommen zu seyn, und eilten nach Hause. Roggenburg wandte sich nun an die Regierung zu Inspruck, und verlangte dieses gewaltthätigen Eingrifs in seine Rechte halber Genugthuung von der Landschaft Churwalde. Wirklich nahm sich auch dieselbe der Sache aufs nachdrücklichste an, und brachte endlich 1540. einen Vergleich zwischen dem Abt Florin, dem Abt Martin und der Gemeinde Churwalde zu Stande. Paul Buol, Paul Amtrusch von Lenz, Lutzi Isler und Urban Somber waren die Friedensstifter. Die Urkunde ist zu weitläuftig um sie hier ganz abzuschreiben. Also nur den Hauptinnhalt.

1) Das Kloster wurde in Besitz aller seiner Freyheiten, Herrlichkeiten, Gerechtigkeiten und Obrigkeit, laut in Handen habenden Brief und Siegeln, gesetzet.
2) Der Abt Florin mußte dem alten Abt Martin lebenslänglich den Herrentisch und Kleidung geben; auch seine Töchter zu seiner Abwartung und Pflege standesmäßig unterhalten; und, im Fall diese sich verheyrathen würden, oder die Abwartung nicht übernehmen wollten, so sollte der alte Martin dennoch gehörig besorget werden.
3) Alle Frohnfasten soll der Abt Florin dem Exabt Martin 10. Gl. baares Geld erlegen.
4) Ein dem Abt Martin verpfändetes Stück Matten, darüber er Brief und Siegel hatte, soll seinen Kindern eigenthümlich gelassen werden.
5) Die gewöhnliche Spend soll unverzüglich ausgetheilt werden.
6) Die grosse Conventstube soll dem Land und Gericht zu jeder Zeit offen stehn; und der Abt soll sie unterhalten.
7) Es soll dem Abt bis künftigen May freystehen, die Rathswirthschaft selbst zu führen, oder sie dem

Landammann zu überlassen; und dem Besitzer soll obliegen, die Stube zu heitzen, und Ofen und Fenster in Ehren zu halten.

8) Der Abt soll einen Kapellan unterhalten, der alle Kirchliche Pflichten in der Gemeinde zu versehen schuldig sey.

9) In obwaltenden Streitigkeiten soll er mit Rath des Ammanns und Gerichts agiren können, und diese ihn zu schützen und zu schirmen verbunden seyn. Im Fall sie nicht übereinkommen könnten, soll der Zehngerichte-Bund Richter seyn.

10) Dienstleuthe zur Bearbeitung der Klostergüter soll er aus der Landschaft nehmen müssen; für seine persönliche Bedienung aber kann er sich auch der Ausländer bedienen.

Unter diesen Bedingungen trat Abt Florin die Verwaltung der Abtey an, und regierte in Ruhe und Friede bis an sein den 14. Oktob. 1548. erfolgtes Ende. Roggenburg und Churwalde konnten sich über das Wahlrecht nicht vergleichen; und so blieb die Abtey drey Monathe unbesetzt. Der Abt Georg von Roggenburg schlug einen gewissen

Pater Daniel, Pfarrer zu Schiersch und Seewis vor; und die Landschaft Churwalde wollte denselben nicht annehmen und installiren lassen. Die Rathsboten Gemeiner drey Bünde verwendeten sich für diesen wirklich würdigen Mann; und Churwalde war geneigt ihn unter gewissen Bedingungen anzunehmen, die so eben urkundlich verfaßt und versiegelt werden sollten, als Abt Daniel starb, und dadurch zu neuen Händeln Anlaß gab. Die Landschaft Churwalde erwählte i. J. 1549. den Kaplan von Vatz,

Eberhard Renk, einen Bastard aus ihrer Gemeinde, der mit Päbstlicher Dispensation in den Geistlichen Stand

hatte treten dürfen, zum Abte; bekam aber bald Ursache, diese Wahl zu bereuen. Balthasar von Ramschwag und Peter Finer von Chur beredeten den Abt von Roggenburg diese Wahl zu genehmigen und den Eberhard in seinen Orden aufzunehmen; und erstrer that daran sehr weise, denn sonst würde er alle noch übrigen Rechtsamen seines Gotteshauses über Churwalde gänzlich verloren haben. Der neue Abt mußte indessen die ihm vorgeschriebenen Bedingnisse eingehen, und die Urkunde war vom Abt von Roggenburg, von Balthasar von Ramschwag, Vogt auf Guttenberg, Peter Finer, Vogt auf Castels, Joh. von Capol, und der Landschaft Churwalde am St. Bartholomeustag 1549. besiegelt.

Als Weltgeistlicher ans Herumschwärmen gewöhnt, blieb Abt Eberhard selten in seinem Kloster. Bald mußte er ins Bad, bald zum Sauerbrunnen, bald Vermächtnisse berichtigen, Streitigkeiten schlichten, Verwandte besuchen, nach Einsiedeln wallfahrten; kurz, er war immer abwesend, machte gewaltige Schulden, und konnte am Ende nicht bezahlen. Die Gläubiger fielen also die Klostergüter an; und die Regierung von Inspruck und der Abt von Roggenburg sahen sich genöthigt, zur Tilgung seiner Paßiven ansehnliche Klostergüter zu verkaufen; unter andern auch den schönen Sitz Pradavenz, um 2100. Gl. Die Zinsleuthe benutzten die Abwesenheit des Abts, und bezahlten keine Zinsen; andre bestahlen sonst das Kloster, wo sie konnten und mochten.

Der Kapelan wurde aus den Einkünften desselben gut besoldet, und machte nebenher auch seinen Schnitt. Die Landleuthe Protestantischer Religion sahen diesem Unwesen lächeld zu; die Katholicken citierten den Abt nach Lenz und Davos, und wollten ihn nöthigen seine Amtspflichten gewissenhafter zu verwalten. Er erschien nicht,

sondern

sondern suchte Schutz zu Inspruck. Die dortige Regierung trug die Untersuchung und Entscheidung dieser Sache dem Balthasar von Ramschwag, Vogt auf Guttenberg, dem Achilles von Altmannshausen von Feldkirch und Dietrich von Salis Vogt auf Castels auf; und die beyden ersten waren auch vom Abt von Roggenburg zu dem gleichen Endzwecke bevollmächtigt. Die Partheyen wurden zu Churwalde verhört, und endlich am St. Martinstag 1557. ein Vertrag errichtet, den der Abt, die Landschaft, und die drey Spruchherren unterschrieben und besiegelten. Der Abt kam noch ziemlich gut davon; und man sah' es dem Vertrage wohl an, daß derselbe von Inspruck aus unterstützt wurde. Indessen mußte er sich doch gefallen lassen, bey seiner Heerde zu bleiben; und das ärgerte ihn so sehr, daß er sich 1562. hinlegte und starb. Die Landschaft wählte sogleich den Pfarrer von Seewis,

Nikolaus Jenatsch. Der Abt von Roggenburg bestätigte die Wahl, ließ ihn einstalliren, und nahm ihn auch in seinen Orden auf; denn er war ein Weltgeistlicher. Er erfüllte seine Amtspflichten Anfangs treulich; allein die zu Chur und an andern Orten aufgehetzten Landschaftsleuthe machten ihm dennoch Händel und Verdrusses genug. Besonders suchten sie den unter dem vorigen Abt errichteten Vertrag zu stürzen; und da sie keinen hinlänglichen Grund dazu fanden, so brachen sie einen vom Zaun. Ja sie schämten sich sogar nicht, eine derbe Lüge zu behaupten: „Unsere Bothen (sagten sie) sind von „den Oesterreichischen und Aebtischen Kommissarien „und einigen Bundsleuthen beredet und bestochen wor„den, den Vertrag zu Chur zu besiegeln, und haben, „dem ausdrücklichen Gesetz zuwider, das Gemeinds„siegel aus der Landschaft getragen. Wir sind also nicht „schuldig, diesem Vertrage nachzuleben„. Sie waren

frech genug mit dieser Ausflucht klagend für den Zehngerichte-Bund zu kommen, und Annullirung zu verlangen.

Der Bund setzte eine Kommißion nieder, und ließ die Sache untersuchen. Diese sprach i. J. 1565. die angeklagten Deputirten von allen Beschuldigungen los, rechtfertigte ihr Betragen, bestätigte die alten Sprüche und Verträge, verpflichtete die Zinsleuthe zur richtigen Abführung der Zinsen, und verurtheilte die Landschaft zur Erlegung der ergangenen Unkosten. Abt Nikolaus wirthschaftete indessen seit einiger Zeit nicht besser als sein Vorgänger, häufte Schulden auf Schulden, und verließ seine Abtey den 10. Jenner 1588. ohne etwas anderes denkwürdiges verrichtet zu haben. Die Landschaft Churwalde hatte dießmal bey der Ernennung eines neuen Abtes wenig Interesse; die regierenden Häupter waren zu unthätig, und einige sogenannte Brüller mit Geld gewonnen. Sie ließ es also geschehen, daß der Abt von Roggenburg einen gewissen

Silvester Schrof, Canonic zu St. Lutzi, zum Abt ernannte, und ihn den 29. Jenner 1589. einweyhen ließ. Die Stelle blieb übrigens ein ganzes Jahr unbesetzt, um die Oekonomie zu regliren, und die aufgelaufenen Schulden zu tilgen. Der Abt Silvester that sich 10. Jahre lang gütlich wie seine Vorfahren, las seine Messe, predigte zuweilen, gieng auf die Jagd, und ließ übrigens Fünfe gerade seyn. Die Klostereinkünfte wurden dadurch noch mehr geschwächt, und reichten kaum noch hin, den Abt anständig zu unterhalten. Bey seinem An. 1599. erfolgten Ableiben fand der Abt von Roggenburg für gut, die Abtsmütze einstweilen samt dem Titel an den Nagel zu hängen, und ließ die noch übrigen Einkünfte des Klosters durch einen Administrator, der zugleich katholischer Seelsorger war, verwalten.

Michael Jäger bekleidete diese Stelle am ersten, und überließ sie An. 1614. einem gewissen

Carl Bertsch, der ein heftiger Eifrer wider die Reformation war, und alles anwendete, die Evangelischen zu Churwalde zu verdrängen. Allein Georg Salutz, Pfarrer zu Chur, und Conrad Buol, Antistes zu Davos, arbeiteten ihm entgegen, und brachten es endlich dahin, daß die reformirten Einwohner von Churwalde auch einen eignen Seelsorger erhielten. Der regierende Landammann ließ den 17. Oktob. 1616. die ganze Landschaft zusammenberufen. Die sämtliche Mannschaft von Malix, Parpan und Tschiertschen versammelte sich in der grossen Rathsstube, und der Landammann that folgenden Vortrag: „Liebe, getreue Land- und Bundsleuthe! „Es ist euch allen sattsam bekannt, daß wir schon seit „vielen Jahren durch Gottes Gnade das Recht gehabt „und besessen haben, den Vorsteher des Klosters, der „zugleich Seelsorger ist, zu ernennen, und dem Kloster „selbst Vögte zu setzen. Unsere Vorfahren haben sich dieses Rechts zum öftern bedient; und es steht nur bey „uns, ein gleiches zu thun. Die allermeisten von uns „sind durch die reine und lautere Predigt des Evangeliums von dem Irrthum der Lehre unserer Brüder der „Katholicken überzeugt worden, und haben die heilsame und nutzliche Reformation angenommen: In drey „Gemeinden unserer Landschaft wird das Evangelium „von den Kanzeln verkündet; nur wir im Hauptort, „wo wir doch wenigstens 2/3. Protestanten sind, wir „müssen diesen Trost im Leben und im Sterben noch entbehren; dürfen unsern Gott nicht öffentlich anrufen, „dürfen unsere Kinder nicht unserm Heylande weyhen, „nicht an seiner Gnadentafel erscheinen! Verdienen wir „wohl den Namen freyer Bündner, wenn wir das „kostbarste Gut eines freyen Menschen, Gewissensfrey-

„ heit entbehren müssen? Wir verlangen nicht unsre noch
„ im Irthum steckende Brüder aus ihrem Tempel zu ver-
„ drängen, nicht sie in ihrem Gottesdienste zu stöhren;
„ sondern nur Erlaubniß, in dem uns allen zugehörigen
„ Hause, Gott nach unserer Art öffentlich dienen zu dür-
„ fen. Erlaubt uns, liebe, treue Bundsgenossen! einen
„ Predikanten zu bestellen; und wir wollen Euch mit
„ Thränen im Auge segnen, so lange Grund und Grad
„ steht „.

Nun giengs ans Debattiren. Die Katholicken schrien: „ Nein „! die Protestanten: „ Ja! das ist billig „! Man zählte die Stimmen; und es fand sich eine grosse Pluralität. Die Katholicken protestirten wider das Mehren, und sagten: Parpan, Tschiertschen und Malix hätten in ihren Gemeinden das Recht zu thun, was sie wollten; niemand habe sie gehindert Predikanten anzunehmen; zu Churwalde aber hätten sie nichts zu befehlen. Sie und ihre Vorfahren hätten weder zur Stiftung noch Erbauung und Unterhaltung des Klosters und der Kirche etwas hergegeben, und sie würden nun und nimmermehr darein willigen, daß Ketzer ihre Kirche entheiligten. Man schimpfte, fluchte, schrie, theilte Rippenstösse aus, drohete mit Feuer und Schwerdt von beyden Seiten, und gieng endlich in Frieden nach Hause. Denn der kluge Landammann hob die Seßion auf, und sagte: „ Wir wol-
„ len uns beyderseits bis Morgen besser besinnen, und
„ dann sehen was zu thun seyn wird „.

Bey Hause ward nun Weiberrath gehalten. Die Weiber wollten einen Predikanten und keinen Pater. Die Stadt Chur hatte ihre Emissarien in der Nähe; einige Saum Velteliner entschieden alles. Den 18. Oktob. stimmte der Landammann die Saiten schon ein wenig höher. Er merkte die Ueberlegenheit seiner Parthey. Nicht er, sondern einige Volksmänner, brachten selbst ungerechte

Foderungen auf die Bahn, und alles gieng durch. Man beschloß ein Inventarium aller Kloster-Mobilien und Güter zu verfertigen; und zween Männern wurde aufgetragen, dem Pater Carl Bertsch anzukündigen, daß er seine Habseligkeiten unverweilt zusammenpacken und sich fortscheren sollte. Zum Reisegeld erhielt er 2. Gl. Es war fast Nacht, und Pater Carl war noch nicht mit Einpacken fertig. Einer seiner Freunde verwendete sich für ihn; und kümmerlich gestattete man ihm, noch im Kloster zu übernachten. Er rettete das Urbarium nach Roggenburg, wie auch die meisten Schriften des Klosters. Aus Verfolgten waren nun Verfolger geworden. Die Klosterwohnung ward hierauf einem protestantischen Geistlichen, Jodocus Gantner von Chur, eingeräumt; der nach 3. 1/2. Jahren von einer schwarzen Melancholie überfallen wurde, sich selbst zum Fenster herunterstürte, und den Hals brach. Dies geschah im Sommer 1620. Um die nämliche Zeit rebellirten die Velteliner. Im Lande wüthete die Partheysucht; fremde Völker würgten und verheerten alles. Die Protestanten schmachteten unter dem Joche Baldirons und Serbellonis. Bischof Flugi, ein wachsamer Zelote, machte sich diese Umstände zu Nutze; er und der Abt von Roggenburg setzten einen Canonic von Roggenburg, Pater Georg Haberle, in den Besitz der Klosterwohnung und den Genuß der meisten Klostergüter, die er nach zweyjährigem ruhigem Genusse dem verjagten Pater Carl Bertsch wieder abtrat.

Im Jahr 1624. kam der Subprior von Roggenburg, Friedrich Romelius, auf Befehl des Abts Michael, nach Churwalde. Der Bischof von Chur und der Päbstliche Nuntius zu Luzern unterstützten ihn aus allen Kräften; und die Landschaft Churwalde mußte dem Administrator Carl Bertsch die Klostergüter, den Wald und die Waide restituiren, und die durch den Klosterhof angelegte Landstrasse wurde vermauert.

Friedrich Romelius ward bald darauf Abt von Roggenburg, und Bertsch verreiste in die Ewigkeit. Georg Haberlein, Pfarrer zu Wesen, wurde 1630. zum Administrator ernannt, und überließ diese Stelle bald hernach dem Pater

Joachim Hohenegger. Sobald die Bündnerschen Unruhen 1640. völlig beygelegt waren, suchten die Reformirten ihr Haupt nach und nach wieder zu erheben; und die an der Zahl stärkeren Neugläubigen zu Churwalde verlangten wieder den gemeinschaftlichen Besitz der Klosterkirche. Einige Jahre waren ihre Bemühungen fruchtlos. Gütlich war nichts zu erhalten. Bewafnet führten sie einen Predikanten zur Kirche, sprengten die Thüren auf, und liessen sich predigen. Einige Einkünfte des Klosters zogen sie ein, und wiesen sie dem Predikanten an. Sie waren dabey sehr bescheiden; denn noch heut zu Tage hat ihr Prediger, so wie die meisten Pfarrer im Lande, kaum 15. neue Louisd'or jährlich zu verzehren. Der Abt von Roggenburg protestirte den 30. Oktob. 1646. auf das feyerlichste dawider. Allein der Oesterreichische Landvogt im Brettigöu, Johann von Travers, begünstigte insgeheim ihre Unternehmungen, und ward der Wohlthäter dieser Landschaft, so wie viele Traverse die Wohlthäter ihres Vaterlandes waren, und der Garde-Obrist, Joh. Victor von Travers, Freyherr von Ortenstein, es noch jetzt ist. Oesterreich hatte wichtigere Angelegenheiten in Deutschland und Italien; und so blieb die Protesta des Abts ohne Wirkung. Er selbst kam zwar 1648. in Person nach Churwalde; richtete aber wenig aus. Der Katholicke empfieng seinen Segen; die Reformierten behielten was sie hatten. Ferdinand Carl, Erzherzog von Oesterreich, ermahnte sie keine Neuerungen anzufangen. Man las das Schreiben, und gieng seinen Gang fort. — Alles wie in den neuesten Tagen.

Zwar versuchten die Aebte in der Folge bey verschiedenen Anlässen, das Verlorene wieder zu erhaschen; aber beati possidentes! Anjetzt leben beyde Religionsverwandte in der liebenswürdigsten Harmonie. Der Gottesdienst wird von beyden in der Klosterkirche gehalten; von den Katholicken zuerst, dann von den Protestanten. Kontroverspredigten, wie am Rhein und in Bayern, hört man da keine. Pater Merz würde hier sein Glück nicht machen. Eine Seltenheit, und der sicherste Beweis von Toleranz ist wohl dieser, daß die Katholicken ihre Feste mit den Reformierten nach dem alten Kalender feyern.

H. L. Lehmann.

II.

Auszüge aus der Lebensgeschichte eines armen Mannes.

(Geschrieben i. J. 1781 — 85.)

Vorbericht des Herausgebers.

In einem der abgesöndertsten Winkeln des so wenig bekannten und oft verkannten Toggenburgs wohnt ein braver Sohn der Natur; der, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, sich einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat.

Den Tag bringt er mit seiner Berufsarbeit zu; einen Theil der Nacht, oft bis in die Mitte derselben, liest er, was ihm der Zufall, oder ein Freund, oder nun auch seine eigene Wahl in die Hände liefert — oder

schreibt auch seine Bemerkungen über sich und andere in der kunstlosen Sprache des Herzens nieder. Hier ist eine Probe davon. —

Finden Sie solche dem Geschmack Ihres lesenden Publikum's angemessen, so sey Ihnen der freye Gebrauch davon überlassen. — Nicht allen behagen gleiche Gerichte; und so, denke ich, dürfte diese Darstellung der Schicksale und des häuslichen Lebens eines ganz gemeinen aber rechtschaffenen Mannes mit allen ihren schriftstellerschen Gebrechen dem eint und andern Leser des Museums wohl so willkommen und vielleicht auch eben so nützlich seyn, als die mit Meisterhand entworfene Lebensbeschreibung irgend eines grossen Staatsmannes oder Gelehrten.

Von der gleichen Feder sind noch mehrere kleine Aufsätze in meinen Händen, aus denen oft origineller Witz, muntere Laune, immer ein heller Kopf, und ein offenes gutes, Gott und Menschen liebendes Herz hervorleuchtet. Ob auch diese mitgetheilt werden, wird die Aufnahme bestimmen, die dieses biographische Bruststück findet.

Und du, mein Theurer! den ich als mein Pfarrkind herzlich liebe, als Freund schätze, und dessen Umgang füs mein Gemüth so oft die süßeste Erholung von der Arbeit ist, sey nicht ungehalten auf mich, wenn du die Erzählung deiner Schicksale und die Schilderung deines Herzens, eigentlich nur zu deiner und deiner Kinder Belehrung aufgesetzt, ganz wider dein Vermuthen hier öffentlich erblickest. Ich fand bey Durchlesung derselben so viel Vergnügen, daß ich der

Reitzung, auch andere daran Theil nehmen zu lassen, nicht widerstehen konnte. Du, mein Lieber! Lebe indessen in deiner glücklichen Verborgenheit immerhin fort. Du hast die Quelle des Glückes in deinem eigenen Herzen; und wer das hat, der bedarf's nicht, ein mehreres ängstlich ausser sich zu suchen.

Und ihr, sonst zur Dunkelheit bestimmte Blätter, fliegt denn in die weite Welt! Und habt auch ihr die Wahrheit bekräftigt, daß ächte Weisheit und Tugend, an kein Land und an keinen Stand unter den Menschen gebunden, oft auch in der einsamen Hütte des Landmanns gesucht werden muß, so ist der Zweck eurer Bekanntmachung vollkommen erreicht.

W * *. den 6. Dezemb. 1787.

Vorrede des Verfassers.

Obschon ich die Vorreden sonst hasse, muß ich doch ein Wörtchen zum voraus sagen, ehe ich diese Blätter, weiß noch selbst nicht mit was vor Zeug überschmiere. Was mich dazu bewogen? Eitelkeit? — Freylich! — Einmal ist die Schreibsucht da. Ich möchte aus meinen Papieren, von denen ich viele mit Eckel ansehe, einen Auszug machen. Ich möchte meine Lebenstage durchwandern, und das Merkwürdigste in dieser Erzählung aufbehalten. Ist's Hochmuth, Eigenliebe? Freylich! Und doch müßt' ich mich sehr mißkennen, wenn ich nicht auch andere Gründe hätte. Erstlich das Lob meines guten guten Gottes, meines liebreichen Schöpfers, meines beßten Vaters, dessen Kind und Geschöpf ich eben so wohl bin als Salomon und Alexander. Zweytens meiner Kinder wegen. Ich hätte schon oft weiß nicht was darum

gegeben, wenn ich so eine Historie meines sel. Vaters, eine Geschichte seines Herzens und seines Lebens gehabt hätte. Nun, vielleicht kann's meinen Kindern auch so gehen, und dieses Büchlein ihnen so viel nützen, als wenn ich die wenige daran verwandte Zeit mit meiner gewohnten Arbeit zugebracht hätte. Und wenn auch nicht, so macht's doch mir eine unschuldige Freude, und ausserordentliche Lust, so wieder einmal mein Leben zu durchgehen. Nicht daß ich denke, daß mein Schicksal für andre etwas seltenes und wunderbares enthalte, oder ich gar ein besondrer Liebling des Himmels sey. Doch wenn ich auch das glaubte — Wär's Sünde? Ich denke wieder Nein! Mir ist freylich meine Geschichte sonderbar genug; und vortreflich zufrieden bin ich, wie mich die ewig weise Vorsehung bis auf diese Stunde zu leis für gut fand. Mit welcher Wonne kehr' ich besonders in die Tage meiner Jugend zurück, und betrachte jeden Schritt, den ich damals, und seither in der Welt gethan. Freylich, wo ich stolperte — bey meinen mannigfachen Vergehungen — o da schauert's mir — und vielleicht nur allzugeschwind werd' ich über diese wegeilen. Doch, wem wurd's frommen, wenn ich alle meine Schulden herzählen wollte — da ich hoffe, mein barmherziger Vater und mein göttlicher Erlöser haben sie, meiner ernstlichen Reue wegen, huldreich durchgestrichen. O mein Herz brennt schon zum Voraus in inniger Anbetung, wenn ich mich gewisser Standpunkte erinnere, wo ich vormals die Hand von oben nicht sah, die ich nachwärts so deutlich erkannte und fühlte. Nun, Kinder! Freunde! Geliebte! Prüfet alles, und das Gute behaltet.

I.

Meine Voreltern.

Dererwegen bin ich so unwissend als es Wenige seyn mögen. Daß ich Vater und Mutter gehabt, das weiß ich. Meinen seel. Vater kannt' ich viele Jahre, und meine Mutter lebt noch. Daß diese auch ihre Eltern gehabt, kann ich mir einbilden. Aber ich kannte sie nicht, und habe auch nichts von ihnen vernommen, auser daß mein Großvater M. B. aus dem Käbisboden geheissen, und meine Großmutter (deren Namen und Heimath ich niemals vernommen) an meines Vaters Geburth gestorben; daher ihn denn ein kinderloser Vetter J. W. im Näbis, der Gemeind Wattweil, an Kindesstatt angenommen; den ich darum auch nebst seiner Frau für meine rechten Großeltern hielt und liebte, so wie sie mich hinwieder als ein Großkind behandelten. Meine mütterlichen Großeltern hingegen kannt' ich noch wohl; es war U. Z. und E. W. ab der Laad.

Mein Vater war sein Tage ein armer Mann; auch meine ganze Freundschaft hatte keinen reichen Mann aufzuweisen. Unser Geschlecht gehört zu dem Stipendigut. Wenn ich oder meine Nachkommen einen Sohn wollten studiren lassen, so hätte er 600. Gl. zu beziehen. Erst vorm Jahr war mein Vetter, E. B. von Rapel, Stipendi-Pfleger. Ich weiß aber noch von keinem B. der studirt hätte. Mein Vater hat viele Jahre das Hofjüngergeld bekommen; ist aber bey einer vorgenommenen Reformation, nebst andern Geschlechtern, welche, wie das seinige, nicht genugsame Urkunden darbringen mochten, ausgemerzt worden. Mit der Genossami des Stipendii hingegen hat es seine Richtigkeit, obschon ich auch nicht recht weiß, wie es gestiftet worden, wer von meinen Voreltern dazu geholfen hat, u. s. f.

Ihr seht also, meine Kinder! daß wir nicht Ursache haben, ahnenstolz zu seyn. Alle unsre Freunde und Blutsverwandte sind unbemittelte Leuthe, und von allen unsern Vorfahren hab' ich nie nichts anders gehört. Fast von keinem, der das geringste Aemtli bekleidete. Meines Großvaters Bruder war Mesmer zu Kapel, und sein Sohn Stipendipfleger. Das ist's alles aus der ganzen weitläuftigen Verwandtschaft. Da können wir ja wohl vor dem Hochmuth gesichert seyn, der so viele arme Narren anwandelt, wenn sie reiche und angesehene Vettern haben, obgleich ihnen diese keinen Pfifferling geben. Nein! Von uns B. quält, Gott Lob! diese Sucht, so viel ich weiß keinen einzigen; und ihr seht, meine Kinder! daß sie auch mich nicht plagt — sonst hätt' ich wenigstens unserm Stammbaum genauer nachgeforscht. Ich weiß, daß mein Großvater und desselben Vater arme Leuthe waren, die sich kümmerlich nähren mußten; daß mein Vater keinen Pfenning erbte; daß ihn die Noth sein Lebenlang drückte, und er nicht selten über seinen kleinen Schuldenlast seufzte. Aber deswegen schäm' ich mich meiner Eltern und Voreltern bey weitem nicht. Vielmehr bin ich noch eher ein Bischen stolz auf sie. Denn, ihrer Armuth ungeachtet, hab' ich von keinem Dieb, oder sonst einem Verbrecher den die Justitz hätte straffen müssen, von keinem Lasterbuben, Schwelger, Flucher, Verleumder u. s. f. unter ihnen gehört; von keinem, den man nicht als einen braven Biedermann mußte gelten lassen; der sich nicht ehrlich und redlich in der Welt nährte; von keinem der betteln gieng. Dagegen kannt' ich wirklich recht manchen wackern, frommen Mann, mit zartem Gewüssen. Das ist's allein, worauf ich stolz bin, und wünsche, daß auch Ihr stolz darauf werdet, meine Kinder! daß wir diesen Ruhm nicht besudeln, sondern denselben fortzupflanzen suchen. Und eben das möcht' ich Euch

recht oft zu Gemüthe führen, in dieser meiner Lebensgeschichte.

II.

Mein Geburthstag.

(22. Dezembr. 1735.)

Für mich ein wichtiger Tag. Ich sey ein Bischen zu früh auf der Welt erschienen, sagte man mir. Meine Eltern mußten sich dafür verantworten. — Mag seyn, daß ich mich schon in Mutterleibe nach dem Tageslichte gesehnt habe — und dieß nach dem Licht sehnen geht mir wohl all mein Tage nach! Daneben war ich die erste Kraft meines Vaters — und Dank sey ihm unter der Erde, von mir auch davor gesagt! Er war ein hitziger Mann, voll warmen Blutes. O ich habe schon tausendsmal drüber nachgedacht, und mir bisweilen einen andern Ursprung gewünscht, wenn flammende Leidenschaften in meinem Busen tobten, und ich den heftigsten Kampf mit ihnen bestehen mußte. Aber, sobald Sturm und Wetter vorbey war, dankt' ich ihm doch wieder, daß er mir sein feuriges Temperament mitgetheilt hat, womit ich unzählige schuldlose Freuden lebhafter als so viele andere genieſſen kann. Genug, an diesem 22. Dez. kam ich ans Tageslicht. Mein Vater sagte mir oft: Er habe sich gar nicht über mich gefreut: Ich sey ein armes elendes Geschöpf gewesen; nichts als kleine Beinerchen, mit einem verschrumpften Häutgen überzogen: Und doch hätt' ich Tag und Nacht ein gräßliches Zettergeschrey erhoben, das man bis ins Holz hören konnte, u. s. f. Er hat mich oft recht bös damit gemacht. Dachte: Ha, ich werd's auch gemacht haben, wie andre neugeborne Kinder! Aber die Mutter gab ihm allemal Beyfall. Nun, es kann seyn.

Am H. Weyhnachtstag ward ich getauft, in Wattweil; und ich freute mich schon oft, daß es gerad an diesem Tage geschah, da wir die Geburth unsers Hochgelobten Erlösers feyern. Und wenn's eine einfältige Freude ist, was machts — giebt's doch gewiß noch viel kindischre? H. G. H. von Kapel aus der Au, und A. M. M. aus der Schamatten, waren meine Taufpathen; Er ein feuriger reicher Junggesell, Sie eine bemittelte hübsche Jungfer. Er starb ledig; Sie lebt noch im Wittwenstand.

In meinen ersten Lebensjahren mag ich wohl ein wenig verzärtelt worden seyn, wie's gewöhnlich mit allen ersten Kindern geht. Doch wollte mein Vater schon frühe genug mit der Ruthe auf mich dar; aber die Mutter und Großmutter nahmen mich in Schutz. Mein Vater war wenig daheim; er brennte hie und da im Land und an benachbarten Orten Salpeter. Wenn er dann wieder nach Hause kam, war er mir fremd. Ich floh ihn. Dies verdroß den guten Mann so sehr, daß er mich mit der Ruthe zahm machen wollte. (Diese Thorheit begehen viele neuangehende Väter, und fodern nämlich von ihren ersten Kindern aus pur lauter Liebe, daß sie eine eben so zärtliche Neigung gegen sie wie gegen ihre Mutter zeigen sollten. Und so hab' ich auch bey mir und viel andern Vätern wahrgenommen, daß sie ihre Erstgebornen unter einer ungereimt scharfen Zucht halten, die dann bis zu den letzten Kindern nach und nach völlig erkaltet.)

III.

Mein fernstes Denken.

(1738.)

Gewiß kann ich mich so weit hinab — oder hinauf — wo nicht gar bis auf mein zweytes Lebensjahr zurücker-

innern. Ganz deutlich besinn' ich mich, wie ich auf allen Vieren einen steinigten Fußweg hinabkroch, und einer alten Baase durch Gebehrden Aepfel abbetelte. — Ich weiß gewiß, daß ich wenig Schlaf hatte — daß meine Mutter, um hinter den Großeltern einen geheimen Pfenning zu verdienen, des Nachts verstohlner Weise beym Licht gesponnen — daß ich dann nicht in der Kammer allein bleiben wollte, und sie darum eine Schürze auf den Boden spreiten mußte, mich nackt darauf setzte, und ich mit dem Schatten und ihrer Spindel spielte. — Ich weiß, daß sie mich oft durch die Wiese auf dem Arm dem Vater entgegentrug; daß ich dann ein Mordiogeschrey anfieng, sobald ich ihn erblickte, weil er mich immer rauh anfuhr, wenn ich nicht zu ihm wollte. Seine Figur und Gebehrden die er dann machte, seh' ich jetzt noch wie lebendig vor mir.

IV.

Zeitumstände.

Um diese Zeit waren alle Lebensmittel wohlfeil; aber wenig Verdienst im Lande. Die Theurung und der Zwölferkrieg waren noch in frischem Angedenken. Ich hörte meine Mutter viel davon erzählen, das mich zittern und beben machte. Erst zu End der Dreyßigerjahre ward das Baumwollenspinnen in unserm Dorf eingeführt; und meine Mutter mag eine von den ersten gewesen seyn, die Löthligarn gesponnen. (Unser Nachbar, A. F. trug das erste um einen Schilling Lohn an den Zürchsee, bis er eine eigne Dublone vermochte. Dann fieng er selber an zu kaufen, und verdiente nach und nach ettlich tausend Gulden. Da hörte er auf, setzte sich zur Ruhe, und starb.) In meinen Kinderjahren sind auch die ersten Erdapfel in unserm Ort gepflanzt worden.

V.

Schon in Gefahr.

(1739.)

Sobald ich die ersten Hosen trug, war ich meinem Vater schon lieber. Er nahm mich hie und da mit sich. Im Herbst d. J. brannte er im Gandten, eine halbe Stunde von Näbis entfernt, Salpeter. Eines Tags nahm er mich mit sich; und, da Wind und Wetter einfiel, behielt er mich zu Nacht bey sich. Die Salpeterhütte war vor dem Tenn, und sein Beth im Tenn. Er legte mich darein, und sagte liebkosend, er wolle bald bald auch zu mir liegen. Unterdessen fuhr er fort zu feuern, und ich schlief ein. Nach einem Weilchen erwacht' ich wieder, und rief ihm — Keine Antwort. — Ich stuhnd auf, trippelte im Hemdli nach der Hütte und um den Gaden überall herum, rief — schrie! Nirgends kein Vater. Nun glaubt' ich gewiß, er wäre heim zu der Mutter gegangen. Ich also hurtig, legte die Höslein an, nahm das Brusttüchlein übern Kopf, und rannte in der stockfinstern Regennacht zuerst über die nächstanstossende lange Wiese. Am End derselben rauschte ein wildangelaufener Bach durch ein Tobel. Den Stäg konnt' ich nicht finden, und wollte darum ohne weiters und gerade hinüber, dem Näbis zu; glitschte aber über eine Riese zum Bach hinab, wo mich das Wasser beynahe ergriffen hätte. Die äusserste Anstrengung meiner jugendlichen Kräfte halfen mir noch glücklich davon. Ich kroch wieder auf allen Vieren durch Stauden und Dörn' hinauf der Wiese zu, auf welcher ich überall herumirrte, und den Gaden nicht mehr finden konnte — als ich gegen einer Windhelle zwey Kerls — Birn- oder Aepfeldiebe — auf einem Baum ansichtig ward. Diesen ruft' ich zu, sie soll-

ten

ten mir doch auf den Weg helfen. Aber da war kein Bescheid; vielleicht daß sie mich für ein Ungeheuer hielten, und oben im Gipfel noch ärger zittern mochten, als ich armer Bube unten im Koth. — Inzwischen war mein Vater, der während meinem Schlummer nach einem ziemlich entfernten Haus gieng, etwas zu holen, wieder zurückgekehrt. Da er mich vermißte, suchte er in allen Winkeln nach, wo ich mich etwa mögte verkrochen haben; zündete bis in die siedenden Kessel hinein, und hörte endlich mein Geschrey, dem er nachgieng, und mich nun bald ausfindig machte. O, wie er mich da herzte und küßte, Freudenthränen weinte und Gott dankte, und mich, sobald wir zum Gaden zurückkamen, sauber und trocken machte — denn ich war mausnaß, dreckigt bis über die Ohren, und hatte aus Angst noch in die Hosen .... Morndeß am Morgen führte er mich an der Hand durch die Wiese: Ich sollt' ihm auch den Ort zeigen, wo ich heruntergepurzelt. Ich kount' ihn nicht finden: Zuletzt fand Er ihn an dem Geschlirpe, das ich beym Hinabrutschen gemacht; schlug dann die Händ' überm Kopf zusammen, vor Entsetzen über die Gefahren worinn ich geschwebt, und vor Lob und Preis über die Wunderhand Gottes, die mich allein erretten konnte: „Siehst du", sprach er, „nur noch wenige Schritte, „so stürzt der Bach über den Felsen hinab. Hätt' dich „das Wasser fassen können, so lägst du dort unten todt „und zermürset"! Von alle diesem begriff ich damals kein Wort; ich wußte nur von meiner Angst, nichts von Gefahr. Besonders aber schwebten die Kerle auf dem Baum mir viele Jahre vor Augen, sobald mich nur ein Wort an die Geschichte erinnerte.

Gott! Wie viele tausend Kinder kämen auf eine elende Art ums Leben, wenn nicht deine schützenden Engel über sie wachten. Und, o wie gut hat auch der meinige über

mich gewacht. Lob und Preis sey dir dafür noch heute von mir gebracht, und in alle Ewigkeit!

VI.

Unsre Nachbauern im Näbis.

Der Näbis liegt im Berg, ob Scheftenau. Von Kapel hört man die Glocke läuten und schlagen. Es sind nur zwey Häuser. Die aufgehnde Sonne strahlt beyden gerad in die Fenster. Meine Großmutter und die Frau im andern Haus waren zwo Schwestern; fromme alte Mütterle, welche von andern gottseligen Weibern in der Nachbarschaft fleißig besucht wurden. Damals gab es viel fromme Leuthe daherum. Mein Vater, Großvater, und andre Männer, sahen's zwar ungern; durften aber nichts sagen, aus Furcht sie könnten sich versündigen. Der Bätbeele war ihr Lehrer (seinem Bruder sagte man Schweerbeele), ein grosser langer Mann, der sich nur vom Kuderspinnen und etwas Allmosen nährte. In Scheftenau war fast in jedem Haus eins, das ihm anhieng. Meine Großmutter nahm mich oft mit zu diesen Zusammenkünften. Was eigentlich da verhandelt wurde, weiß ich nicht mehr; nur so viel, daß mir dabey die Weil verzweifelt lang war. Ich mußte mäusleinstill sitzen, oder gar knieen. Dann gab's unaufhörliche Ermahnungen und Bestrafungen von den Baasen allen, die ich so wenig verstuhnd als eine Katze. Dann und wann aber stahl mich mein Großvater zum voraus weg, und mußte ich mit ihm in den Berg, wo unsre Kühe weideten. Da zeigte er mir allerley Vögel, Käfer und Würmchen, dieweil er die Matten säuberte, oder junge Tännchen, den wilden Sceevi, u. s. f. ausraufte. Wenn er dann alles an einen Haufen warf, und's bey einbrechendem Abend anzündete, da war's mir erst recht gekocht. Anderer Buben, die etwa dabey seyn mochten, erinnere ich mich

nicht mehr, wohl aber etlicher halberwachsener Meidlinen, die mit mir spielten. Ich gieng damals in mein sechstes Jahr; hatte schon zwey Brüder und eine Schwester, von denen es hieß daß eine alte Frau sie in einer Butte gebracht.

VII.

Wanderung in das Dreyschlatt.

(1741.)

Mein Vater hatte einen Wanderungsgeist, der zum Theil auch auf mich gekommen ist. In diesem Jahr kaufte er ein groß Gut, (für 8. Kühe Sömmer- und Winterung) Dreyschlatt genannt, in der Gemeind Arynau, zu hinderst in einer Wildniß, nahe an den Alpen. Das nicht halb so grosse Gütchen im Näbis hingegen verkaufte er dafür: Weil er (wie er sagte) sah, daß ihn eine grosse Haushaltung anfallen wolle; damit er für viele Kinder Platz und Arbeit genug hätte; auch daß er sie in dieser Einöde nach seinem Willen erziehen könnte, wo sie vor der Verführung der Welt sicher wären. Auch rieth der Großvater, der von Jugend an ein starker Viehmann war, sehr dazu. Aber mein guter Aeti verband sich den unrechten Finger, und wadete sich, da er an das Gut nichts zu geben hatte, in einen Schuldenlast hinein, unter welchem er nachwerts 13. Jahre lang genug seufzen mußte. Also im Herbst 41. zügelten wir mit Sack und Pack ins Dreyschlatt. Mein Großäti war Senn; Ich jagte die Kühe nach; mein Bruder G. nur 20. Wochen alt, ward in einem Korb hingetragen. Mutter und Großmutter, mit den zwey andern Kindern kamen hinten nach; und der Vater, mit dem übrigen Plunder, beschloß den Zug.

VIII.

Oekonomische Einrichtung.

Mein Vater wollte doch das Salpetersieden nicht aufgeben, und dachte damit wenigstens etwas zu Abherrschung der Zinse zu verdienen. Aber so ein Gut, wie der Dreyschlatt, brauchte Händ' und Armschmalz. Wir Kinder waren noch wie für nichts zu rechnen; der Großäti hatte mit dem Vieh, und die Mutter genug im Haus zu thun. Es mußten also ein Knecht und eine Magd gedungen werden. Im folgenden Frühjahr gieng der Vater wieder dem Salpeterwerk nach. Inzwischen hatte man mehr Küh' und Geisen angeschaft. Der Großäti zog jungen Fasel nach. Das war mir eine Tausendslust, mit den Gitzen so im Gras herumzulaufen; und ich wußte nicht, ob der Alte eine grössere Freud an mir oder an ihnen hatte, wenn er sich so, nachdem das Vieh besorgt war, an unsern Sprüngen ergötzte. So oft er vom Melken kam, nahm er mich mit sich in den Milchkeller, zog dann ein Stück Brod aus dem Futterhembd, brockt' es in eine kleine Mutte, und machte ein kühwarmes Milchsüpple. Das aßen ich und er so alle Tage. So vergieng mir meine Zeit, unter Spiel und Herumtrillern, ich wußt' nicht wie? Dem Großäti giengs eben so. Aber, aber — Knecht und Magd thaten inzwischen was sie gern wollten. Die Mutter war ein gutherziges Weib; nicht gewohnt jemand mit Strenge zur Arbeit anzuhalten. Es mußte allerhand Milch- und Werkgeschirr eingekauft werden; und, da man viel Waide zu Wiesen einschlug, auch Heu und Stroh, um mehr Mist zu machen. Im Winter hatten wir allemal zu wenig Futter — oder zu viel fressende Waar. Man mußt' immer mehr Geld entlehnen; die Zinse häuften sich, und die Kinder wurden grösser; Knecht und Magd feißt, und der Vater mager.

IX.

Abänderungen.

Er merkte endlich, daß so die Wirthschaft nicht gehen könne. Er änderte sie also; und gab nämlich das Salpetersieden auf, blieb daheim, führte das Gesind selber zur Arbeit an, und war allenthalben der erste. Ich weiß nicht ob er auf einmal gar zu streng angefangen, oder ob Knecht und Magd, wie oben gesagt, sonst zu meisterlos geworden; kurz, sie jahrten aus, und liefen davon. Um die gleiche Zeit wurde der Großäti krank. Erst stach er sich nur an einem Dorn in den Daumen; der wurde geschwollen. Er band frischwarmen Kühmist drauf; da schwoll die ganze Hand. Er empfand entsetzliche Hitz darinn, gieng zum Brunnen, und wusch den Mist unter der Röhre wieder ab. Aber das hatte nun gar böse Folgen. Er mußte sich bald zu Beth legen, und bekam die Wassersucht. Er ließ sich abzäpfen; das Wasser rann in den Keller hinab. Nachdem er so 5. Monathe gelegen, starb er zum Leidwesen des ganzen Hauses; denn alle liebten ihn, vom Kleinsten bis zum Größten. Er war ein angenehmer, Freud' und Friede liebender Mann. Er hatte an meinem Vater und mir ungemein viel gethan; und ich habe nie von keinem Menschen etwas Böses über ihn sagen gehört. Mein Vater und Mutter erzählten noch viele Jahre allerhand Löbliches und Schönes von ihm. Als ich ein wenig zum Verstand kam, erinnerte ich mich seiner erst recht, und verehrt' ihn im Staub und Moder. Er liegt im Kirchhof zu Krynau begraben.

X.

Nächste Folgen von des Großvaters Tod.

Nun wurde wieder eine Magd angeschaft; die war dem Vater recht, weil sie brav arbeitete. Aber Mutter

und Großmutter konnten ſie nicht leiden, weil ſie glaubten, ſie ſchmeichle dem Vater, und trag' ihm alles zu Ohren. Auch war ſie krätzig, ſo daß wir alle die Rud von ihr erbten. Und kurz, die Mütter ruhten nicht; ſie mußte fort, und eine andre zu. Die war nun ihnen recht, aber dem Vater nicht, weil ſie nur das Haus- aber nicht das Feldwerk verſtand. Auch meinte er, ſie helfe den Weibern allerhand verſchmauchen. Jetzt gab's bald alle Tag einen Zank. Die Weibervölker ſtuhnden zuſammen; der Mann hinwieder glaubte, Er ſey einmal Meiſter; und kurz, es ſchien als wenn der alte Näbis-Joggele einen guten Theil vom Hausfrieden mit ſich unter den Boden genommen hätte. Aus Verdruß gieng darum der Vater einſtweilig wieder dem Salpeterſieden nach, übergab die Wirthſchaft ſeinem Bruder N. als Knecht, und glaubte mit einem ſo nahen Blutsfreunde wohl verſorgt zu ſeyn. Er betrog ſich. Er konnt' ihn nur ein Jahr behalten, und ſah noch zu rechter Zeit die Wahrheit des Sprüchworts ein: Wer will daß es ihm ling, ſchau ſelber zu ſeinem Ding! — Nun gieng er nicht mehr fort, trat auf's neue an die Spitze der Haushaltung, arbeitete über Kopf und Hals, und hirtete die Kühe ſelber; Ich war ſein Handbub, und mußte mich brav tummeln. Die Magd ſchafte er ab; und dingte dafür einen Gaißenknab, da er jetzt einen Faſel Gaißen gekauft, mit deren Miſt er viel Waid und Wieſen machte. Inzwiſchen wollten ihn die Weiber noch immer meiſtern; das konnt' er nicht leiden; 's gab wieder allerley Händel. Endlich da er einmal der Großmutter in der Hitz' ein Habermußbecken nachgeſchmiſſen, lief ſie davon, und gieng wieder zu ihren Freunden in den Näbis. Die Sach' kam vor die Amtsleuth. Der Vater mußt' ihr alle Wochen 6. Batzen und etwas Schmalz geben. Sie war ein kleines bucklichtes Fräulein; mir eine liebe Großmutter; die hinwieder

auch mich hielt wie ihr rechtes Großkind; aber, die Wahrheit zu sagen, ein wenig wunderlich, wetterwendisch; gieng immer den sogenannten Frommen nach, und fand doch niemand recht nach ihrem Sinn. Ich mußt' ihr alle Jahr die Metzgeten bringen, und blieb dann ein Paar Tage bey ihr. Da war gut Leben: Ich ließ mir's schmecken; ihre wohlgemeinten Ermahnungen hingegen zum einten Ohr ein, und zum andern wieder aus. Gewiß kein Ruhm für mich. Aber dergleichen Buben machen's, leider Gott erbarm! so. Zuletzt war sie einige Jahr blind, und starb endlich in der Feuerschwand in einem hohen Alter An. 50. 51. oder 52. Sie vermachte mir ein Buch, Arndts wahres Christenthum, apart. Sie war gewiß ein gottseliges Weib, in der Schamaten hoch estimirt; und die Leuth dort sind mir noch besonders lieb um ihretwillen. Auch glaub' ich gewiß noch Glück von ihr her zu haben; denn Elternsegen ruht auf Kindern und Kindskindern.

XI.

Allerley, wie's so kömmt.

Unsre Haushaltung vermehrte sich. Es kam alle zwey Jahr geflissentlich ein Kind; Tischgänger genug, aber darum noch keine Arbeiter. Wir mußten immer viel Taglöhner haben. Mit dem Vieh war mein Vater nie recht glücklich; es gab immer etwas Krankes. Er meinte, die starken Kräuter auf unsrer Waid seyen nicht wenig Schuld daran. Der Zins überstieg alle Jahr die Losung. Wir reuteten viel Wald aus, um mehr Mattland, und Geld von dem Holz zu bekommen; und doch kamen wir je länger je tiefer in die Schulden, und mußten immer aus einem Sack in den andern schleufen. Im Winter sollten ich, und die ältesten so auf mich folgten, in die Schule; aber die dauerte zu Krynau nur 10. Wochen, und davon

giengen uns wegen tiefem Schnee noch etliche ab. Dazu konnte man mich schon zu allerley Nutzlichem brauchen. Wir sollten anfangen, Winterszeit etwas zu verdienen. Mein Vater probierte aller Gattung Gespunst: Flachs, Hanf, Seiden, Wollen, Baumwollen; auch lehrte er uns letztre kämbeln, Strümpfstricken, u. d. g. Aber keins warf damals viel Lohn ab. Man schmälerte uns den Tisch, meist Milch und Milch; ließ uns lumpen und lempen, um zu sparen. Bis in mein sechszehntes Jahr gieng ich selten, und im Sommer baarfuß in meinem Zwilchröcklin zur Kirche. Alle Frühjahr mußte der Vater mit dem Vieh oft weit nach Heu fahren, und es theuer bezahlen.

XII.

Die Bubenjahre.

Indessen kümmerte mich alle dieß um kein Haar. Auch wußt' ich eigentlich nichts davon, und war überhaupt ein leichtsinniger Bube, wie's je einen gab. Alle Tag dacht' ich dreymal ans Essen, und damit aus. Wenn mich der Vater nur mit langanhaltender oder strenger Arbeit verschonte, oder ich eine Weile davon laufen konnte, so war mir alles recht. Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab, und machte Sträusse wie Besen; dann durch alles Gebüsch, den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume, und suchte Nester. Oder ich las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübsche Stein zusammen. War ich dann müd', so setzt' ich mich an die Sonne, und schnitzte zuerst Hagstecken, dann Vögel, und zuletzt gar Kühe; denen gab ich Namen, zäunt' ihnen eine Waid' ein, baut' ihnen Ställe, und fütterte sie; verhandelte dann bald dies bald jenes Stuck, und machte immer wieder schönere. Ein andermal richtete ich Oefen und

Feuerherd auf, und kochte aus Sand und Lett einen saubern Brey. Im Winter wälzt' ich mich im Schnee herum, und rutschte bald in einer Scherbe von einem zerbrochenen Napf; bald auf dem blossen Hintern, die Gähen hinunter. Das trieb ich dann alles so, wie's die Jahrszeit mitbrachte, bis mir der Vater durch den Finger pfiff, oder, ich sonst merkte, daß es Zeit über Zeit war. Noch hatt' ich keine Cameraden; doch wurd' ich in der Schule mit einem Buben bekannt, der oft zu mir kam, und mir allerhand Lappereyen um Geld anbot, weil er wußte, daß ich von Zeit zu Zeit einen halben Batzen zu Trinkgeld erhielt. Einst gab er mir ein Vogelnest in einem Mausloch zu kaufen. Ich sah täglich darnach. Aber eines Tags waren die Jungen fort; das verdroß mich mehr als wenn man dem Vater alle Küh gestohlen hätte. Ein andermal, an einem Sonntag, bracht' er Pulver mit — bisher kennt' ich diesen Höllensaamen nicht — und lehrte mich Feuerteufel machen. Eines Abends hatt' ich den Einfall: Wenn ich auch schiessen könnte! Zu dem End' nahm ich eine alte eiserne Brunnröhre, verkleibte sie hinten mit Leim, und machte eine Zündpfanne auch von Leim; in diese that ich dann das Pulver, und legte brennenden Zunder daran. Da's nicht losgehen wollte, blies ich . . . Puh! Mir Feuer und Leim, alles ins Gesicht. Dieß geschah hinterm Haus; ich merkte wohl, daß ich was unrechtes that. Inzwischen kam meine Mutter, die den Klapf gehört hatte, herunter. Ich war elend bleßirt. Sie jammerte, und half mir hinauf. Auch der Vater hatte oben in der Waide die Flamm gesehen, weils fast Nacht war. Als er heimkam, mich im Bett antraf, und die Ursache vernahm, ward er grimmig böse. Aber sein Zorn stillte sich bald, als er mein verbranntes Gesicht erblickte. Ich litt grosse Schmerzen. Aber ich verbiß sie, weil ich sonst fürchtete, noch Schläge oben drein zu be-

kommen, und wußte daß ich solche verdient hätte. Doch mein Vater empfand wohl, daß ich Schläge genug habe. Vierzehen Tage sah' ich keinen Stich; an den Augen hatt' ich kein Häärlein mehr. Man hatte grosse Sorgen wegen dem Gesicht. Endlich ward's doch allmälig und von Tag zu Tag wieder besser. Jetzt, sobald ich vollkommen hergestellt war, machte der Vater es mit mir, wie Pharao mit den Israeliten, ließ mich tüchtig arbeiten, und dachte: So würden mir die Possen am beßten vergehen. Er hatte Recht. Aber damals konnt' ich's nicht einsehen, und hielt ihn für einen Tyrann, wenn er mich so des Morgens früh aus dem Schlaf nahm, und an das Werk musterte. Ich meinte, das wär' eben nicht nöthig; die Kühe gäben ja die Milch von sich selber.

XIII.

Beschreibung unsers Guts Dreyschlatt.

Dreyschlatt ist ein wildes einödes Ort, zuhinderst an den Alpen, Schwämle, Creutzegg und Aueralp; Vorzeiten war's eine Sennweid. Hier giebt's immer kurzen Sommer und langen Winter; während letzterm meist ungeheuern Schnee, der oft noch im May ein Paar Klafter tief liegt. Einst mußten wir noch am H. Pfingstabend einer neuangelangten Kuh, mit der Schaufel zum Haus pfaden. In den kürzsten Tagen hätten wir die Sonn nur 5. Viertelstunden. Dort entsteht unser Rotenbach, der dem Fäsi in seiner Erdbeschreibung, und dem Walser in seiner Kart entwischte; ungeachtet er zweymal grösser als der Schwendi- oder Lederbach ist, der viele Mühlen, Sagen, Walken, Stampfen und Pulvermühlen treibt. Doch beym Dreyschlatt da hat es das herrlichste Quellwasser; und wir in unserm Haus und Scheur aneinander hatten einen Brunnen, der nie gefror, un-

term Dach, so daß das Vieh den ganzen Winter über nie den Himmel sah. — Wenn's im Dreyschlatt stürmt, so stürmt's dann recht. Wir hatten eine gute, nicht gähe Wiese, von 40—50. Klafter Heu, und eine grasreiche Waide. Auf der Sommerseite im Altischweil ist's schon früher, aber auch gäher und räucher. Holz und Stroh giebt's genug. Hinterm Haus ist ein Sonnenrain, wo's den Schnee wegbläst, der hingegen an einem Schattenrain vor dem Haus im Frühjahr oft noch liegen bleibt, wenn's an jenem schon Gras und Schmalzblumen hat. Am frühsten und am spähsten Ort auf dem Gut trift's wohl 4. Wochen an. (Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Drey Reden, an dem Anmeldungs- und Wahltage zu Wiederbesetzung der Waisenvaterstelle. Gehalten vor den Tit. HHerren Almosenspflegern in Zürch.

Von

Daniel Weber.

I.

An dem Anmeldungstage, den 1. Febr. 1787.

Ich habe schon vor geraumer Zeit die Ehre gehabt, mich Hochdenselben zu der vakant werdenden Waisenvaterstelle zu empfehlen. Nun vergönnen Sie mir, Ihnen meine Dienste, rücksichtlich auf dieses eben so ehrenvolle als wichtige Amt, hier öffentlich, bescheiden anzutragen. Schenken Sie Tit. dem ungekünstelten Vortrag eines unstudirten Handwerkers Ihre anerkannte gütige Nachsicht.

Ich empfinde tief und lebhaft, was es auf sich habe, neben redlicher Erfüllung allgemeiner Menschen- und Bürgerpflichten, dem Vaterland in einem öffentlichen Berufe noch besondere Dienste leisten zu wollen. Denn nicht genug sind da auf Seite des Staatsbürgers, der seine Dienste anträgt, blosse — auch die feyerlichste Versprechungen; nicht ganz beruhigend die allenfalls daraus entstehende Hofnung auf Seite der wählenden Landesväter.

Je wichtiger das Amt ist, je mehr die Verwaltung desselben auf die Glückseligkeit der Menschen Einfluß hat, je mehr ist das Vaterland berechtigt und verpflichtet, bewährte Diener zu fodern: Je würdiger und ausgedehnter der Beruf ist, je stärker müssen die Vorsteher des Staats von den würklichen Verdiensten und Kräften dessen, der sich demselben wiedmen will, überzeugt — je mehr muß dieser selber das redliche Bewußtseyn nähren können, daß sein Diensteifer von jeder unedeln Nebenabsicht rein sey, und daß es ihm nie an jener Stärke der Seele mangeln werde, welche die Folge einer reinen Gottesfurcht und Menschenliebe, und die Quelle jeder guten Handlung seyn muß, und die ihn eigentlich in jedem Verhältniß seines Lebens, besonders aber in einem öffentlichen Berufe, vor Gott und der Welt schätzens- und liebenswürdig machen kann.

Also nichts Geringeres, als die, auf würklich bekannte guten Eigenschaften, Vorzüge und Verdienste sich gründende Ueberzeugung der Würdigkeit auf der einen Seite — und auf der andern, redliche und genaue Kenntniß seiner selbst, und feste Entschlossenheit, aus reiner Religions- und Vaterlandsliebe tugendhaft zu seyn — müssen als die wesentlichsten Erfoderniſſe angesehen werden, und gleichsam die Bedingniſſe abgeben, unter welchen redliche Dienste dürfen angetragen, unter denen ein wichtiges Amt kann anvertraut werden.

O wie freudig, wenn alle günstige Umstände zusammentreffen, diese Bedingnisse zu erfüllen! Wie beruhigend für Sie, Tit. wie tröstlich für unsre zahlreichen geliebten Waisenkinder, wenn das besonders auch jetzt der Fall seyn dürfte — wenn ich nach diesen Grundsätzen meine Würdigkeit, die Stelle eines Waisenvaters zu erhalten, beweisen — wenn ich mich durch wirkliche Verdienste, Geschicklichkeit und geprüfte Kräfte, zu empfehlen glücklich genug seyn könnte!

Allein, welcher ehrliche tugendhafte Mann kann wohl die Bescheidenheit beleidigen, und gerne von sich selbst reden? Wer, wenn er auch in jedem Verhältniße seines Lebens genau seine Pflichten erfüllet hat, sich dessen überheben? — Hab' ich je etwas Gutes gethan, so ist es Gott bekannt, den zu fürchten, und zu lieben, würdige, obschon dem Publikum nicht sehr bekannte Eltern mich frühe gewöhnt haben, und der nach seiner ewigen Weisheit und Güte stets Mittel findet, seine Liebhaber und Verehrer zu beglücken. Vielleicht genieſſe ich den Vortheil, daß Ihnen Tit. mein bisheriges Privatleben, meine herzliche Begierde dem Vaterland zu dienen, und Gott in seinen Menschen zu lieben, nicht ganz unbekannt seyn möchte, und dadurch meine Hofnung sich verstärken müßte, in Ihren Augen würdig zu scheinen, an einem Platze zu stehn wo sich täglich die beßte Gelegenheit zeiget, sich selbst noch mehr zu vervollkommnen, andern wohlzuthun, und mit einem Worte: Gott, dem Vaterland und der Jugend, angenehme Opfer zu bringen. Keiner eigenen Verdienste will ich mich also weder rühmen noch getrösten; aber Gottes, des wohlthätigen Leiters der menschlichen Schicksale, und Ihrer Huld, weise, verehrungswürdigste Väter! — und es wird geschehen — was gut ist.

Aber meiner reinen Absicht bewußt, und mit dem festen

Vorsatze, die von Gott empfangenen Kräfte redlich anzuwenden, darf ich Sie Tit. indessen doch versichern: Daß ich, wenn es Ihnen gefallen sollte, meine Dienste nicht zu verschmähen — mit ernstem Eifer Ihrer Huld und Güte mich würdig zu bezeigen als eine heilige Pflicht ansehen, und dieselbe unter Gottes Beystand und Segen zu erfüllen mich um so stärker fühlen würde, da die Erstattung einer solchen Pflicht dem Trieb und der liebsten Neigung meines Herzens ganz besonders angemessen ist, und in meiner Seele die Ueberzeugung herrschet, daß dadurch Ihre allenfalls auf mich gerichtete Auswahl am beßten gerechtfertigt werden könnte.

Nicht leicht, aber auch nicht abschreckend denke ich mir den Beruf eines Waisenvaters. Freylich scheint die Oekonomie des Hauses allein schon einen beträchtlichen Theil seiner Zeit und seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit zu fodern. Aber ein noch weit wichtigeres Geschäfte dünkt mich die Vorbereitung auf andere Theile seines künftigen Berufes, und zumal auf die Bildung des Herzens und der Sitten der ihm anvertrauten Kinder zu seyn. Diese fodert ein unabläßiges Studium des Individualcharackters. Hier darf man sich's nicht zu sauer werden lassen, den Triebfedern jeder Handlung bis in das Innerste des Herzens nachzuspühren, die Folgen derselben dem jungen Zöglinge begreiflich, und die Freundschaft und das Zutrauen gegen seinen Pflegvater ihm wichtig und unentbehrlich zu machen; Strafen, Belohnungen, Ermunterungen, zu erfinden, abzuwägen und nach den Neigungen, Fähigkeiten und Empfindungskräften einzurichten; mit einem Worte: Durch ernstes Nachdenken dasjenige zu vervollkommnen was der Geist der allgemeinen Gesetze und Vorschriften zwar fordert, aber der Buchstage derselben unmöglich hinreichend bestimmen kann, sondern dem Verstand und Herzen eines Waisenvaters guten Theils überlassen muß.

Das scheint ja wahrlich blos das Werk des geübtesten Psychologen, nicht das Geschäft eines ungelehrten Bürgers zu seyn, der, von seinem zwölften Jahre an, durch Handarbeit sich und den Seinigen Brod erwarb. Gleichwohl würde ich um deswillen noch nicht muthlos werden: Denn auch dem fleißigsten Handwerker bleibt noch immer einige Zeit und Muße übrig, seine Kenntnisse durch eine wohlgewählte Lektur zu erweitern, und besonders in dem Umgange mit weisen, erfahrnen, ältern und jüngern Männern seine Begriffe aufzuklären, und seine Grundsätze und Gesinnungen zu veredeln, um damit auch ausser dem Kreise seiner Familie und seines Berufes, nach der wohlthätigen Absicht seiner Eltern, Freunde und Lehrer nützlich zu werden und Gutes zu stiften.

Ich müßte undankbar gegen die göttliche Vorsehung seyn, wenn ich nicht frey bekennen würde, daß auch mir diese Hülfsmittel, neben meinen vieljährigen strengen Berufsarbeiten, zu Theil geworden. Und, wenn mein Eifer und meine Thätigkeit für das Wohl meiner Brüder nicht die Stuffe erreicht haben, die ich zu erreichen wünschte; so weißt doch Gott, daß nicht Nachläßigkeit, aber schwere Prüfungen, harte Zufälle und Krankheiten — die mir zwar nicht Muth und Willen, aber vielleicht, besonders durch Schwächung meines Gedächtnisses, einen Theil meiner Kräfte geraubt haben — die Ursachen sind, daß ich meinem Vaterland und meinen Nebenmenschen nicht mehrere und wichtigere Dienste bisdahin geleistet habe. Gesetzt aber auch, daß meine Kraft mit meinem Willen in kein Verhältniß kommen würden; so wäre doch schon dieß eine tröstliche Ermunterung für mich, daß ein würdiger Vorfahr, und seine eben so würdige Gattinn und Familie, mir und den Meinigen das Feld so rühmlich bearbeitet überlassen, und daß der weise Rath und die vortrefliche Anleitung Euer Tit. mir so wenig als ihnen

jemals entstehen würden. Und wenn es mir an einnehmender Beredsamkeit fehlen sollte, den lieben Waisenkindern die Tugend empfehlens- und das Laster verabscheuenswürdig genug vorzustellen; so darf ich doch noch auf etwas hoffen, das meistens mehr als Worte wirkt — auf das praktische Beyspiel meiner Haushaltung. Die Vorsehung — von Herzen dank' ich's ihr — hat mir eine wohlerzogene Gattinn geschenkt, die zwar nie ihren Vater kannte, aber darum auch um so viel fähiger ist, mit dem Schicksale der Waisen zu sympathisiren; die mit Sanftmuth ihre eigenen Kinder lehrt, und im Gehorsam erhält; die das Glück des häuslichen Lebens in seinem ganzen Umfange kennt und liebt, und durch Thätigkeit, hauswirthschaftliche Kenntnisse und ein liebreiches Betragen täglich neuen Reitz und Anmuth über dasselbe zu verbreiten sich zu ihrer angenehmsten Pflicht macht. Hand in Hand mit dieser theuern Lebensgefährtinn, und unsre Kinder und Hausgenossen mit uns — auf dem Wege der Tugend fortzuwandeln, sind wir redlich entschlossen. Und so dürfte dann auch, durch unser Beyspiel bewegt, noch manche junge Seele Gott und der Tugend gewonnen werden.

Möchten Sie, Tit. aus diesen ungeschminkten Aeusserungen den Mann erkennen, dem Sie mit Ueberzeugung der Würdigkeit die Sorge für unsere geliebten Waisen, unter Ihrer höhern weisen Leitung, anvertrauen könnten! Dies ist das Ziel meiner eifrigsten Wünsche und meines höchsten Bestrebens. Geruhen Sie demnach das bescheidene Anerbieten meiner diesfälligen schwachen aber redlichen Dienste zu genehmigen. Es gereicht mir zur besondern Ehre, mich zu Hochderoselben Huld und wohlwollender Güte auf das angelegenste zu empfehlen.

2.

Am Wahltage, den 8. Febr. 1787.

Vor der Wahl.

Seitdem ich die Ehre hatte, Hochdenselben meine schwachen Dienste für die Verwaltung des Waysenhauses mit bescheidener Freymüthigkeit anzutragen, habe ich nach Ihrer weisen Verfügung die erfoderliche Gelegenheit gehabt, die vorgeschriebene Pflichten eines Waysenvaters zu lesen und zu beherzigen.

Mit Recht erwarten Sie, Tit. noch vor der bevorstehenden wichtigen Wahl selbst, den redlichen Beweis, ob ich auch Ihrer vortreflichen Absicht entsprochen — ob ich den ganzen Umfang solcher Pflichten kennen und verstehen gelernt — ob ich meinen Willen, meine Neigungen und Kräfte aufrichtig geprüft habe, und nun gewissenhaft sagen könne, daß ich mich zur Erfüllung derselben ganz geneigt und stark genug fühle, und mit Gott entschlossen wäre, einem so ansehnlichen Amt und Berufe würdig vorzustehen.

Ich empfinde in dem Innersten meiner Seele, welche Folgen diese entscheidenden Augenblicke auf die Ruhe meines jetzigen und künftigen Lebens, und auf das zeitliche und ewige Glück so mancher unschuldiger Geschöpfe, deren aller Namen nur der Allwissende kennt, haben müssen; und ich würde mich selbst des ehrenvollen Zutrauens, wovon Sie Tit. mir schon so auffallende und rührende Beweise gegeben haben, ganz unwerth achten, wenn ich mir Ihre menschenfreundliche, wohlthätige Absichten — und die rühmliche, einer so wichtigen Wahl ganz angemessene und würdige Aengstlichkeit — nicht denken — wenn ich in jene nicht eintreten, und diese nicht verehren und nachahmen würde; kurz, wenn ich jetzt etwas nie empfundenes — oder gar etwas

gegen meine Empfindung und Ueberzeugung zu sagen fähig seyn könnte. — Nein! Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit sollen mir an diesem feyerlichen Tag insbesonders ein heiliges Gesetze seyn. Wie anderst könnte er mir sonst zum Segen werden, wenn allenfalls mein Vaterland mich durch Sie Tit. mit einem so höchstschwürigen Auftrage beehren — oder hinwieder zur beßten Beruhigung, wenn mich dasselbe aufs neue in die Schranken meiner bisherigen allgemeinen Menschen- und Bürgerpflichten zurückweisen sollte. Mit diesen Gesinnungen eile ich nun zur Hauptsache; zur Untersuchung nämlich, erstlich: „Ob „ich den Beruf und die Pflichten eines Wayſenhausver„walters nach ihrer Natur, und, nicht nur nach dem „Buchstabe, sondern auch nach dem Geist der gesetzli„Vorschrift derselben kennen und verstehen gelernt „habe?„

Und da da finde ich, daß der Beruf und die Pflichten eines Wayſenhaus-Verwalters überhaupt alle diejenigen Eigenschaften, verbunden mit der zärtlichsten Menschenliebe, erfodern, die den geschickten, klugen und rechtschaffenen Hausvater ausmachen — und eine treue fromme Gehülfinn, die sich mit ihrem Manne zu gleichem Zweck eifrig, thätig und würksam bezeige, und, durch den sanften Einfluß bescheidener Tugend, den Flor des Hauses und das Glück seiner Bewohner erhöhe. Zu ihnen beyden, dünkt mich, spricht der Geist der gesetzlichen Verordnung:

„Seyt in der Verwaltung der Oekonomie fleißig und „getreu; stets bereit, Rechenschaft abzulegen; von Ver„schwendung und Geitz gleichweit entfernt. Besorgt „das Vermögen des Hauses und das Schärfgen der „Wayſenkinder wie euer eigenes, und, wenn ihr könnt, „noch besser; äuffnet es ohne Härte und Ungerechtigkeit; „wendet es an nach der Vorschrift, mit Ueberlegung

„ und Klugheit. Sparsamkeit sey die Quelle des zuneh-
„ menden Reichthums, Reinlichkeit und Ordnung die
„ größte Zierde des Hauses. Thut alles zu rechter Zeit;
„ verschiebet nichts auf den morndrigen Tag, was noch
„ heute verrichtet werden kann. Laßt euch euerer Besol-
„ dung genügen, und weder durch Geschenke und Ver-
„ heissungen blenden, noch durch Drohungen und spötti-
„ schen Tadel schrecken „.

„ Suchet euern Charackter mit Würde zu behaupten „.

„ Herrschet über die Bedienten mit Vernunft: Leget
„ ihnen keine unnöthige Lasten auf; aber duldet an ihnen
„ weder Trägheit noch Ungehorsam, noch Gezänke, und
„ verwehrt ihnen ernstlich alle heimlichen Kniffe „.

„ Heilig und unverbrüchlich seyen Euch alle Eure be-
„ stimmte Verhaltungs-Regeln. Handelt und waget
„ nichts auf Gefahr gegen dieselben; unterläßt aber
„ auch nichts Gutes, wenn sie es schon nicht ausdrück-
„ lich befehlen „.

„ Euer Beruf giebt Euch eine gewisse Gewalt über ei-
„ ne Menge von Menschen: Fühlt immer in euern Her-
„ zen, daß ihr sie über euere Mitgeschöpfe, über Frey-
„ geborene ausübt. Ermuntert darum bey ihnen jedes
„ Bestreben nach Tugend, und stärket die, welche auf
„ ihren Wegen wandeln. Die Strafbaren hinwieder be-
„ trachtet als unglückliche moralisch-kranke Angehörige;
„ unbekannte Ursachen verleiten sie oft auf eine unglückli-
„ che Bahn. Spühret der Quelle nach. Bestimmt die
„ Strafe mit Feyerlichkeit und Würde, damit das Laster
„ verabscheuenswürdig — und andre durch das Beyspiel
„ gewarnt und gebessert werden. Wo es die Gerechtigkeit
„ erlaubt, erleichtert eher in geheim dem Fehlbaren sein
„ Schicksal, auf daß er Eure Liebe erkenne, und allzu-
„ grosse Strenge ihn nicht noch niederträchtiger mache „.

„ Die Hauptabsicht der Erziehung soll dahin gehen:

„ Die Euch anvertraute Jugend anzuführen: Daß sie
„ Gott ohne Heucheley diene, ihre Obern ohne Sklave-
„ ren verehre, und das Vaterland und die Gesetze ohne
„ Falschheit liebe „.

„ Präget Euern Waysenkindern tief ins Herz, daß die
„ wahre Weisheit nicht im vielen Wissen des Guten,
„ sondern im vielen Thun bestehe; daß ohne Vaterlands-
„ liebe, ohne gehorsame Erfüllung der Pflichten unsers
„ Berufs, ohne Mäßigung unsrer Begierden und Leiden-
„ schaften — kurz ohne Tugend und Sitten, keine Glück-
„ seligkeit zu finden sey: — Daß kein Mensch dem La-
„ cheln des Glücks gebieten könne; aber daß es in seiner
„ Gewalt stehe, tugendhaft zu seyn: — Daß das Glück
„ in unsern Herzen wohne, daß das Schicksal es zeige,
„ die Tugend es gebe: — Daß man das, was man in
„ der Welt ist, gern sey, und sich bemühe, es gut zu
„ seyn: — Daß in der Zufriedenheit mit seinem Stande
„ ein grosser Theil der irrdischen Glückseligkeit bestehe;
„ weil sie bescheidene, stille Tugend erzeuget, die nie Ur-
„ sache hat, den müßiggehenden Sklaven des Reich-
„ thums oder schimmernden Glücks zu beneiden; die,
„ wenn sie auch nie zur öffentlichen Krönung hervorge-
„ sucht wird, dafür in sich selbst eine reiche Quelle des
„ reinesten Vergnügens findet: — Daß fleißige Leuthe
„ nur einfache und ungekünstelte Ergötzungen nöthig ha-
„ ben; daß man sich nie beym Nichtsthun erholen müsse:
„ Daß die Quelle aller wahren Freuden Arbeit sey; daß
„ aus dieser Hunger, Durst und Verlangen nach Ruhe
„ kommen, und nur wer diesen Hunger empfinde, die
„ rechte Wollust kenne: — Daß der Himmel seinen schön-
„ sten Preiß auf mühevolle Arbeiten und überwundene
„ Hinterniße gesetzt habe; daß zum Triumph Streit und
„ Sieg erfodert werde, und daß es keinen andern wah-
„ ren Ruhm gebe, als den Ruhm Gutes gethan, und

„ besonders seine Jugendzeit wohl angewendet zu ha„ ben: — Daß nur gute, gehorsame Söhne und Töch„ tern auch gute Bürger, Hausväter und Hausmütter „ abgeben: — Daß die Welt keine gelehrten Frauen, „ am wenigsten jene traurige Klasse von Geschöpfen brau„ che, die über ihrem Schmachten und Empfindeln ganz „ ihrer ächten Bestimmung und Würde vergessen; son„ dern solche, die in ihren Haushaltungen, zu jedem „ weiblichen Geschäfte willig und tüchtig, sich und an„ dern zum Segen leben, und einem künftigen Mann „ und Kindern durch Frömmigkeit, muntere Thätigkeit, „ ökonomische Einsicht, und durch jede andere häusli„ che und christliche Tugend Glück, Segen, Ehre und „ Ruhe bringen: — Daß man überhaupt von Kindern, „ die in einem öffentlichen Institut und auf öffentliche „ Unkosten erzogen worden, mit Recht erwarte, daß sie, „ aus inniger Dankbarkeit, ihrer Erziehung Ehre zu ma„ chen sich ernstlich bestreben — mithin alle, der Unbe„ scheidenheit, der Unreinlichkeit, dem Stolz, dem Un„ gehorsam, der Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeschicklich„ keit, Gemächlichkeit und dem Unfleiß entgegengesetzte „ Tugenden ausüben — muthvoll im Leben, unerschro„ ken und standhaft auch in Todesgefahr sich bezeigen „.

„ Solches lehret und ermahnet; und das Beyspiel „ Euerer eigenen Handlungen gebe den Lehren solcher „ Weisheit noch mehr Gewicht auf das Herz der euch an„ vertrauten Kinder „.

„ Erwerbet Euch übrigens ihre Liebe auch durch die Be„ förderung ihres Vergnügens und unschuldiger Ergötz„ lichkeiten. Erscheint, wie jene Weisen des Alterthums, „ so oft Ihr könnt, in ihren muntern Kraisen „.

„ Verwahret sie gegen Verführung und Ausschwei„ fung, besonders auch durch eine vorsichtige Wahl der„ Bedienten „.

„ Vermeidet die Grille der philosophischen Mißvergnügten und Weltverbesserer, den Menschen vollkommen haben zu wollen, was er nie seyn wird; und dann doch über jede energische Aeusserung seines Bestrebens nach derselben zu jammern, ohne welche er doch nicht zu ihr gelangen kann. Bemühet Euch aber auch stets den Grundsatz in Euern Herzen lebendig zu erhalten: Daß, obgleich die Vollkommenheit jenseits des Grabes liegen mag, derjenige doch der vollkommenste ist, der ihr am nächsten kömmt. Wichtig, und wichtiger als der Beyfall und alle Lobsprüche der Erde, sey Euch der stille Ausspruch Euers Gewissens, daß Ihr ein junges Herz für den Himmel gebildet, oder doch zu bilden Euch aufrichtig bemühet habet, und noch in einer bessern Welt eine Seele Euch zurufen kann: Von Euch bin ich geleitet und ermuntert worden, unendlich glückselig zu seyn! „ . . .

Wenn ich mich nun nicht geirret habe — wenn das die gesunden Regeln und Grundsätze einer christlichen bürgerlichen Hauswirthschaft und Erziehung sind — wenn das die Summe der Pflichten eines Waisenvaters und einer Waisenmutter ausmacht — wenn das die Sprache und der Geist der gesetzlichen Vorschrift ihrer Pflichten ist; so habe ich noch eine zweyte wichtige Frage zu beantworten:

„ Ob ich und meine Gattinn, nach einer gewissenhaften Selbstprüfung, uns geneigt und stark genug fühlen, und fest entschlossen wären, diese Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, also dem wahren Geist und Sinne jener Verordnung gemäß zu leben und zu handeln „ ?

Und da kann ich zwar mit frohem Herzen für mich und meine Gattinn, als vor Gott bezeugen, daß wir, so ferne Sie, Tit. uns mit Ihrem ermunternden Zutrauen zu

beehren geruhen würden, voll Muth und Entschlossenheit und um so viel freudiger einen so wichtigen Beruf übernehmen würden, da wir selbst nach solchen ernsten Regeln und Grundsätzen erzogen worden, und dieselben auch in unserm eigenen häuslichen Leben zu befolgen uns stets beflissen haben; mithin aus Erfahrung wissen, daß Erziehung, Glückseligkeit und ächter Wohlstand auf keinen sicherern Grund gebaut werden können. Zur höchsten Befriedigung unsrer Wünsche würde es uns demnach gereichen, wenn wir gewürdiget werden sollten, in der Hand der Vorsehung das gesegnete Werkzeug zu seyn, auch andere auf gleichen Wegen ihrem Glücke entgegen zu führen. Aber unverzeihliche Unbescheidenheit wär' es, wenn wir stolz auf eigene Kräfte, mit kühnen Worten und feyerlichen Versprechungen eine Stärke und Geschicklichkeit zu besitzen behaupteten, die sich nur durch die That beweisen, und auch nur durch stets anhaltende Uebung stuffenweise erlangen läßt. — Doch, Sie Tit. fodern kein eiteles Wortgepräng! — Nur die bescheidene Ueberzeugung, unser eigenes Hauswesen nach vernünftigen Regeln besorgt zu haben; das redliche Bestreben, unsere eigene Kinder wohl zu erziehen, um einst mit Freuden vor Gott mit ihnen erscheinen zu können; das ehrenvolle Zutrauen hiernächst, nach welchem mir schon vor mehreren Jahren in unsre vortreflichen Schulen zu Erwerbung bürgerlicher Kenntnisse *) der Zutritt gestattet worden; nach welchem mir meine väterliche Obrigkeit sowohl als meine Mitbürger, (oft gegen meine Wünsche und Privatvortheile) die moralische und ökonomische Sorge für Arme, für Wittwen und Waisen zu übertragen beliebt haben — nur das wollen Sie, Tit. nach Ihren menschenfreundlichen, gütigen Gesinnungen, als eine etwelche Empfehlung, und als eine zweckmäßige Vorbereitung auf

*) Canzley und Stadtgericht.

einen bestimmtern, so Vieles umfassenden Beruf ansehen; und aus meinen bisherigen zerstreuten nicht ganz fruchtlosen Arbeiten und Bemühungen schliessen und hoffen, daß mein redlicher Eifer, mit anhaltender Thätigkeit verbunden, und von meiner Gattinn liebreich unterstützt, unter Gottes Beystand und Gnade auch da gedeyhen werde, wo sich alles vereiniget, die Führung der Geschäfte, und damit auch die Erfüllung der Pflichten zu erleichtern; wo durch Hochderoselben eigene ruhmwürdige Sorge und weise Rathschläge manches vervollkommnet; wo die Herzen der Kinder, durch den Unterricht der vortreflichsten Lehrer, für alles was wahr und gut ist geöffnet und empfänglich gemacht werden; wo es also eigentlich nur darum zu thun ist, in jener klugen Ordnung fortzufahren, welche ein getreuer, eifriger, verdienstvoller Amtsvorfahr und seine in so mancher Betrachtung verehrenswürdige Gattinn angefangen, sich dadurch den Segen des Himmels erworben, ihre Greisenjahre geziert, und ihren Namen damit das schönste Denkmal gestiftet haben.

Angenehm und wichtig ist mir noch insbesondere das Verhältniß *), in welchem ich von Geburth an mit ihnen stehe. Ich freue mich dankbar ihrer Ermunterungen und ihres liebreichen Unterrichts; und auch sie, ich weiß es, freuen sich, daß mir die Bedürfnisse der Waisen nicht fremd sind, und daß die Sorge für dieselben mein Lieblingsgeschäft ist. Krönen Sie Tit. diese theilnehmende freundschaftliche Freude, und die edele Begierde, mir noch weiter nützlich zu seyn — indem Sie mich und meine Gattinn würdigen, ihren Fußstapfen nachzufolgen! Das ist auch der sehnlichste Wunsch unserer frommen, von Alter gebeugten, geliebten Eltern, durch dessen Erfüllung sie an dem Abend ihres, mit steter Mühe und Sorgen ver-

*) Sie sind von mütterlicher Seite meine nächsten Anverwandte, und die Frau Verwalterinn noch besonders meine Taufpathin.

brachten Lebens, eine neue Ursache finden können, Gott innbrünstig zu danken, daß sie ihre Kinder, Kindeskinder und derselben Kinder glücklich sehen — sehen können, wie wir vor Gott und den Menschen Gnade gefunden haben.

Nun, so segne der Höchste die bevorstehende wichtige Wahl zum Beßten unserer geliebten Waisen! Ich kann und darf bitten und wünschen; aber der Herr des Himmels und der Erde allein kann aus dem Reichthum seiner Gnade noch mehr thun, als ich bitte und verstehe. Ich hoffe auf ihn — Alles geschehe zu seiner Ehre!

3.

Nach der Wahl.

Es giebt für den Menschen kaum eine gefährlichere Klippe als die: Seine höchsten Wünsche erfüllt — sich in dem Besitze eines eifrig gesuchten Glückes zu wissen. Das Herz überfließt gemeiniglich in dieser Lage von Freude, und taumelnd vergißt es dann nicht selten Pflicht und Gelübde.

Diese grosse, durch die Erfahrung bestäthigte Wahrheit will ich mir tief ins Herz prägen, um weder durch Uebermuth noch leichtsinniges Straucheln der Huld und des ehrenvollen Zutrauens, welches mir Hochdieselben so eben durch die einmüthige Beförderung zu der wichtigen Waisenvaterstelle so rührend bewiesen haben, niemals unwürdig und verlurstig zu werden. Dies ist meine erste Pflicht! — Und dann soll und will ich dankbar seyn — Das heißt: Alle meine Kräfte anstrengen, daß es mir an Eifer und Treu in der Verwaltung meines Berufs kein Beamteter zuvorthue; Schwören, und es halten, daß in dem mir angewiesenen Würkungskreise die Ehre Gottes befördert — die Würde und Rechte der Menschheit verehrt und gesichert, und dem Vaterland seine kostbaren

baren Anſtalten durch geſegneten Zuwachs von guten chriſtlichen Bürgern und Bürgerinnen vergolten werden. Stets will ich Tit. Ihrer ernſten Ermahnungen eingedenk ſeyn — pflichtmäßig Ihnen die entdeckten, weſentlichen Mängel und Gebrechen laiden — freudig Ihre weiſen Lehren benutzen — ſchnell das Reſultat Ihrer Rathſchläge befolgen. Nie will ich vergeſſen, daß ich den Beruf habe einen Theil der Sorgen meiner beßten Landesväter zu erleichtern — nie vergeſſen, was ich gewünſcht habe, da ich ehemals ſelbſt oft in Gefahr war, eine Waiſe zu werden — nie vergeſſen, daß gerade mein Amt zum Theil die Lücke einer mangelnden allgemeinen guten Vogtordnung (für welche unſer Zeitalter zum Bedauern manches patriotiſchen Herzens noch nicht reif zu ſeyn ſcheint) auszufüllen habe. Ich will mir aber auch von keiner Vollkommenheit träumen laſſen. Denn wie ſollte ich das dürfen, da überall nichts vollkommen unter der Sonne iſt: — Da die Kinder mit ſo verſchiedenen, oft ſchlechten Neigungen und Sitten in das Waiſenhaus eintreten — da ſie, während ihrem Aufenthalte daſelbſt, mit den in der Stadt herrſchenden Sitten nicht unbekannt bleiben können — da ſie meiſtens nur das Schlimme derſelben bemerken und nachahmen, und ihr Herz dann nicht ſelten von dem Schimmer der Eitelkeit, und dem einſchmeichelnden Luxus gefeſſelt wird: Da ſelbſt die beynahe fürſtliche Wohnung — mehr als genugſame und gute Nahrung — ſo manche Freude und Bequemlichkeit — wenig körperliche Arbeit, deſtomehr ſcientiviſcher Unterricht, ſie beynahe ihres Standes und ihrer Abhänglichkeit vergeſſen machen, und mit Anmaaſſungen anfüllen muß, welche ſie nur mit Mühe wieder fahren laſſen, wenn ſie einſt in den dienſtbaren Stand, oder in die einfachen, von der Schönheit des Waiſenhauſes ſo ſehr abſtechenden bürgerlichen Hütten und Werkſtätte zu Erfüllung ih-

rer Bestimmung eintreten, und also einen rührenden Beweis abgeben, daß der reiche Genuß des Guten eine starke Versuchung zum Mißbrauche desselben werden kann.

Die durch stets überhandnehmende Weichlichkeit und den steigenden Pracht entstehende Unmöglichkeit, immer gute Dienstboten zu haben, muß ich ganz übergehen, weil sich, nach den Begriffen klügerer Leuthe, das Waisen-Institut, nach seiner Natur und nach seinem Endzweck, hierinn selbst am beßten sollte helfen können.

Alle diese Bemerkungen aber haben gewiß weder Unmuth noch Tadelsucht zum Grunde. Sie sollen nur beweisen, daß ich mir mein künftiges Amt nicht blos einseitig denke und vorstelle, und mich, wie auf Freuden, so auch auf Widerwärtigkeiten vorzubereiten, und Gott zu bitten alle Ursache habe: Daß er mir und den Meinigen stets Muth, Gesundheit und Kräfte verleihe, meinem Berufe und den gerechten Erwartungen Euer Tit. und unsers ganzen Publikums würdig zu entsprechen, und daß er meine Arbeit in Gnaden segne. O daß ich so glücklich seyn könnte, Hochdieselben nie mit unangenehmen Berichten betrüben zu müssen! O daß durch meinen schwachen Dienst recht viel Gutes zu Stande gebracht — und jene alten strengen Sitten, die man doch noch immer wünschen, und gern oder ungern loben muß, eher wieder befödert werden, als noch weiter in Verfall gerathen möchten! Wie freudig und froh dürfte ich dann an diese Stunde zurückdenken, in welcher Sie Tit. mich einer so vorzüglichen Ehre gewürdiget haben! Ich weiß und erkenne, was ich Ihnen dafür schuldig bin. Von dem wärmsten Gefühl der Dankbarkeit durchdrungen, will ich Sie Lebenslang für diese so ausgezeichnete Zuneigung im Herzen segnen, und mich höchstens verpflichtet achten, meine letzten Kräfte für das Wohl meiner Nebenmenschen und meines Vaterlandes zu verwenden.

Genieſſen Sie Tit. noch lange die reichſten Früchte Ihrer unverdroſſenen frommen Bemühungen; noch lange bleiben Sie die Zierde unſers Freyſtaats, der Segen unſerer Armen-Anſtalten, und meine Führer!

Laſſen Sie ſtets mir und meinem Hauſe — ich bitte Sie dringend — zu Gunſten der guten Sachen beſonders, Ihre wohlwollende Güte wiederfahren! Durch Ehrfurcht, Ergebenheit, und ein pflichtmäßiges Betragen Ihre Huld zu verdienen, ſoll mir — wird den Meinigen immer das gröſßte Vergnügen ſeyn.

IV.

Rudolph von Erlach Schweitzer-Ballade. 1363.

Ihr Väter hört — Ihr Mütter hört
Die Traurgeſchichte! Glaubt,
Kein Mährchen zähl' ich — wahr wie Seh'n
Und Hören iſt es — traut!

Nie zwinge heft'ger Väter Will'
Des zarten Mädchens Herz!
Ein Beyſpiel lehre — ſichre ſie
Vor der Erfahrung Schmerz! —

In Reichbachs Schloſſe lebte ſtill
Von Erlach. Greiſer Held,
Umſchattet von dem Lorbeer, baut
Er fröhlich da ſein Feld.

Denn ringsumher lacht Berg und Thal
Im Schooß des Friedens noch,
Den ſeine Fauſt dem Vaterland
Vor Laupen *) theu'r erfocht.

*) 1339.

Ihm blieb nur Eine Sorge mehr —
Ein Mädchen — zart und sanft,
Wie Lilien weiß, wie Rosen roth,
Von Wuchse lang und schlank.

So wie den grauen Thurm hinauf
Sich zartes Epheu windt,
So hieng' an seines Vaters Aug
Ein herrlich einzig Kind.

„ Hör, liebes Gretchen! — fühl' mich schwach —
„ Das Schlachtschwerd prüfet nicht
„ Die Rechte mehr. — Versorgen dich
„ Vor meinem Tod ist Pflicht „!

„ Wahr! Mehr als Gattinn Abschied einst,
„ Ahn't mir vom Augenblick
„ Der Trennung — weine nicht! — Dein Glück
„ Ist deines Vaters Glück „!

Ihr Herz — es liebte Herrmann längst —
Schlug bey den Worten hoch.
Den Muth, zu trennen Herz und Hand,
Hatt' da kein Mädchen noch.

„ Mein Kind! Nebst andern Rittern, wirbt
„ Um dich „ (sie stockt!) „ im Lenz
„ Der Jahre, reich und edel, und
„ In Schlachten groß — Rudenz „.

„ Mein halb Vermögen geb' ich ihm,
„ Doch mehr mit deiner Hand — —
„ Ach! Vater „! (fällt sie furchtsam ein)
„ Rudenz? — Sein fernes Land —

„ Sein Geitz — sein „ — — Thränen stockten ihr
Die Rede. — Wie vom Blitz
Getroffen, rieth' ihr Vater bald,
Was Furcht sie bergen hieß.

„ Ha! Welcher Bube raubt ein Herz,
„ Wie dieß? — Gott! — Nicht bewußt
„ Des Truges — Sprich! — Mein welker Arm
„ Durchbohr' die geile Brust „!

Sie steht verstummt. — „Auf Morgen bist
„Mit Jost Rudenz getraut“!
Er gieng. — Sie betet, bis der Tag
Auf nasser Wange graut.

„O Herrmann! Herrmann! — Ich erlieg' —
„Kein Abschied“ — — Vom Altar
Reißt Jost sie fort, den Brünig auf,
Wo fern sein Bergschloß war.

Wie der gepflückte Busenstrauß,
Dem Nacht und kühlend Thau
Gebricht, so zehrte Gretchen sich
Schnell ab. So welkt die Au!

Dem Löw beym Raub der Jungen gleich,
Floß Herrmanns Herz in Blut.
Er folgt' ihr — kehrt' — härmt' ab sich — blieb
Des Sinns beraubt vor Wuth! —

An Gretchen hieng Jost eben nicht,
Am Heyrathsgute sehr.
Es folgt ihm: Seine Hofnung ist
Getäuscht; er glaubt' es mehr.

„Ist dieß dein halb Vermögen, Greis?
„Was sparst du für dein Grab? —
„Dem thränend-kalten Mädchen folg'
„Auf's wenigste die Haab“!

So schreibt er roh dem Vater zu; —
Die Antwort rächt die Schmach:
Und Worte hin, und Worte her —
Rudenz faßt tiefe Rach.

„Was thu ich? — Stoß' die Tochter aus,
„Und sende sie zurück? —
„Nein! — Besser sprech' ich selbsten ihn“. —
Und fort den Augenblick!

Auf Kohlen saß der Ritter jetzt —
Auf seiner Stirn raucht Zorn!
Mit Sturmwindsflügeln eilt der Raab
Ihn ritzte tief der Sporn.

Voll banger Ahndung findt den Brief
Von Rudolfs Hand sein Kind.
„Gott! Ach! — Rudenz fort„? — Ach! — Wohin?
Sie folgt ihm nach geschwind. — —

Das graue Schloß — schon sieht Er's — schon
Erreicht Er's — ab — Er stand —
„Kein Diener da? „ — Sie hielte fern
Die Erndt' des reichen Lands.

Er tritt hinein. — Sanft schlummernd ruht
Des Greisen silbern Haupt
Auf dürrem Arme. — Stille herrscht,
Kein Mückchen war da laut.

Rudenz — Er stutzt — Ihm zitterte
Noch nie so das Gebein — —
Sein Blick irrt wild umher — und bricht — —
Rudenz! Du bist allein!

Des Helden Schild und Schlachtschwerd hieng'
Nach Sitte, jetzt bestaubt,
Queer ob der Halle niedern Thür —
Hier starrt Rudenz das Aug.

Ergreift er's? — O! — Er denkt's — Er wankt! —
Beugt er das Knie? Erbarmt
Des Vaters sich? — Nein! Rach und Wuth! —
Er faßt's mit raschem Arm — —

Er faßt's, und hebt's — war, eh er's wollt',
Von Erlach nahe — taub
Und schwarz vor seinem Blicke zischt
Das Schwerd durch's greise Haupt.

Die Keule Kains entfiel' einst so
Dem Brudermörder — — — Gott!
Mit Schweiß bedeckt stürzt Gretchen jetzt
Herein — sinkt stumm — liegt todt! — —

Vom nahen Felde ruften schnell
Mit jammerndem Geschrey
Des Fräuleins Mädchen — Ach! zu spath —
Der Diener Hülf herbey.

Voran die wachen Hunde — itzt
Sie nach — — Gott! Welcher Schmerz!
Die Hunde heulten — Menschen brach
Der Anblick stumm das Herz! — —

Rudenz entfloh': — „Wo ist die Nacht,
(So brüllt er) „welche berg'
„Den Vatermörder? — Reisse hier —
„Verschlinge mich, o Erd'„!

Die treuen Hunde kosten erst
Den todten Herrn — Doch bald
Verfolgten sie des Mörders Spur,
Zerrissen ihn im Wald. v. R.

Inhalt.

I. Geschichte des Klosters Churwalde, im Zehn Gerichten-Bunde gelegen. Fortsetzung. H. L. Lehmann. S. 81–119.

II. Auszüge aus der Lebensgeschichte eines armen Mannes im Tockenburg. S. 119–139.

III. Drey Reden, an dem Anmeldungs- und Wahltage zu Wiederbesetzung der Waisenvaterstelle. Gehalten vor den Tit. HHerren Almosenspflegern in Zürch. Von Daniel Weber. S. 139–156.

IV. Rudolf von Erlach. Schweitzer-Ballade. v. R. S. 156–160.

Druckfehler im VIII. Heft des dritten Jahrganges.

S. 759.	Z. 7.	statt Termeu	l. Termen.
— 762.	— 17. u. an and. Orten.	— ettliche	l. etliche
— —	— 3. von unten	— der ganzer	l. der ganzen
— 763.	— 16.	— jeden Talent	l. jedes
— —	— 2. von unten	— jeder Talent	l. jedes
— 764.	— 8.	— keinerl	l. keines
— 769.	— 11. von unten	— aufündig	l. ausfündig
— 771.	— 14.	— ein	l. eine

Schweizerisches Museum. 1793.

Zweyter Jahrgang. Viertes Heft.

Zürich,
bey Orell, Gessner, Füssli und Comp.

Digitized by Google

I.

Einrichtung des neuen Instituts für die politische Jugend in Bern.

Ubi enim aut jucundius morarentur, quam in patria? aut pudicius continerentur, quam sub oculis parentum? aut minore sumtu, quam domi.

PLINIUS lib. 4. ep. 13.

Vorbericht.

Nachdem Unsere Gnädigen Herren und Oberen den Erziehungszustand der hiesigen politischen Jugend in genaue Erwägung gezogen, so haben sich dabey mehrere wesentliche Mängel geäussert: Besonders hat es sich gezeigt, daß es noch gänzlich an einer Anstalt zur zweckmäßigen Bildung dieser Jugend für ihre künftige Bestimmung fehle; daher denn viele diese so nöthige Zeit der Vorbereitung in einer absichtlosen Zerstreuung zubringen, indem andre den gewünschten Unterricht mit grossen Kosten ausser dem Vaterlande suchen müssen. Viele Eltern befinden sich also in Ansehung ihrer Söhne, gerade in dem Alter, in

welchem Beschäftigung, und regelmäßige Beschäftigung für sie am nothwendigsten ist, in der allergrößten Verlegenheit; und überhaupt nähern sich die Jünglinge aus diesem Grunde den Geschäften, ohne die gehörige Reife und Tüchtigkeit mitzubringen.

Gerührt über die weitaussehenden Folgen, die diese Mängel nach sich ziehen müssen, und von dem grossen allgemeinen Nutzen überzeugt, den eine bessere Einrichtung in diesem Zweige der Erziehung bringen kann, haben **Unsere Gnädige Herren und Oberen** geruhet *), ein eigenes **Institut für die politische Jugend auf eine Probe von vier Jahren** zu erkennen.

Die Absicht davon soll seyn, dieser Jugend vom vierzehenten bis zum achtzehenten Jahr Vorübungen zu verschaffen, und Unterricht in allen zur Verwaltung öffentlicher Geschäfte nöthigen Vorkenntnissen zu ertheilen.

Zugleich soll die neue Anstalt genau an die öffentliche Litterarschule anschliessen, so daß jeder Vater seine Söhne durch einen allmählich sich entwickelnden Unterricht vom siebenten bis ins achtzehente Jahr in öffentlichen Anstalten fortbilden, und durch das neue Institut zum weltlichen, oder durch die Akademie zum geistlichen Stande hinlänglich vorbereiten kann.

Zu diesem Ende haben **Unsere Gnädige Herren und Oberen** aus Ihrem Mittel eine eigene Kuratel niedergesetzt, mit dem Auftrag, die Einrichtung

*) Den 5. Januar 1787.

des ganzen Instituts, so wie die Aufsicht über dasselbe während der vier Probejahre, zu übernehmen.

Diesem hohen Befehl zufolge haben Meine Hochgeehrten Herren alle nöthige Verfügungen getroffen, die erforderlichen Lehrer bestellt, und die ganze innere und äussere Einrichtung so ausgearbeitet, wie sie hier entworfen ist.

Da nun das Institut auf Martini 1787. seinen Anfang nehmen soll; so wird diese ganze Anordnung öffentlich bekannt gemacht, und die Eltern, welche ihren Söhnen diesen Unterricht verschaffen möchten, ersucht, die Namen und das Alter derselben bis zu Ende Augusts bey Herrn Schulrathschreiber Bucher einzugeben.

Bern, den 19. Junius 1787.

I. Titel.

Von der Kuratel, ihren Rechten und Obliegenheiten.

§. 1. Die Kuratel besteht, laut Hochobrigkeitlicher Erkanntniß, aus vier weltlichen Beysitzern des Schulraths, wovon allemal einer aus dem täglichen, und drey aus dem grossen Rathe gewählt werden. Ihre Versammlungen halten sich unter dem Vorsitze des jedesmaligen Herrn Schulrathspräsidenten.

Dieser Kuratel werden diejenigen Lehrer, welche zugleich Professoren in der Akademie oder Mitglieder des Schulraths sind, beywohnen, und bey dem neuen Institute in eben dem Verhältnisse bleiben, in welchem sie gegen den Schulrath stehen; d. i. sie werden, als Lehrer, der Kuratel zwar untergeordnet, aber als öffentliche Leh-

rer, derselben zugleich mit Sitz und Stimme beygeordnet seyn.

Ueberdies erfordert der gute Erfolg, daß jeder andere Lehrer, so oft es um seine Pensen zu thun seyn wird, den Versammlungen der Committee gleichfalls zugezogen werde.

Der jeweilige Schulrathssekretair wird es auch von der Kuratel seyn.

§. 2. Einer der Beysitzer aus dem grossen Rathe wird die Finanzverwaltung auf sich nehmen; die Restanzen des jährlichen Beyschusses aufbewahren; die zufälligen kleinern Ausgaben besorgen; die Kollegiengelder von den Zuhörern beziehn und an die Lehrer ausrichten.

Ein zweyter Beysitzer aus dem grossen Rathe besorgt die Aufnahme der Zuhörer. Bey demselben melden sich diejenigen, welche in das Institut zu treten wünschen, so wie diejenigen, welche für eine längere Abwesenheit Beurlaubung begehren.

Da es nöthig scheinet, daß beym Anfang und Schlusse der Collegien, wenn allgemeine Zusammenkünfte der Curatoren, der Lehrer und der Zuhörer seyn werden, einige Feyerlichkeit beobachtet, vielleicht eine kurze Rede gehalten werde; so sollen die akademischen Lehrer diesen Auftrag umwechselnd auf sich nehmen, und das Jahr durch den kleinern Detail besorgen.

§. 3. Um das neue Institut, besonders in den Anfängen, in Ordnung zu bringen und im Gange zu erhalten, wird eine genaue und fortgesetzte Wirksamkeit von Seite der Kuratel vorausgesetzt. Es scheint daher zuträglich, gleich anfangs einen Tag im Monat für die ordentlichen regelmäßigen Versammlungen festzusetzen.

Die Curatoren sind überdies die eigentlichen Aufseher des Instituts; und höhere Aufsicht ist in demselben desto unentbehrlicher, da durch sie allein der Mangel einer auf

Zwangmittel gegründeten Disciplin ersetzt werden muß. In dieser Absicht werden die Curatoren die Aufsicht wochenweise unter sich theilen, und die Collegien, so viel es ihre höhere Angelegenheiten erlauben, mit ihrer Gegenwart unterstützen.

II. Titel.

Von der engern Committee.

Aus der Kuratel wird eine engere Committee gezogen. Diese besteht aus zwey Standsgliedern und den akademischen Lehrern. Ihre Bestimmung ist: 1) Ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit auf den ganzen Detail des neuen Instituts zu richten, sich über die bemerkten Mängel und bessern Einrichtungen zu berathen, und die nöthigen Vorschläge der Kuratel vorzulegen. 2) Die von derselben ihr aufgetragenen Untersuchungen anzustellen und gutachtlich vorzuarbeiten.

III. Titel.

Von den Lehrern.

§. 1. Die Lehrer des Instituts stehen in verschiedenen Beziehungen gegen dasselbige. Die einen gehören demselben schon durch die Natur ihres Amtes an. Diese sind die Professoren der Rechtsgelehrsamkeit und der vaterländischen Geschichte. Sie sind für die politische Jugend eigentlich bestimmt, und hiemit ordentliche Glieder am neuen Institut.

§. 2. Als wirklich erwählte und genehmigte Lehrer müssen auch die drey Professoren angesehen werden, welche sich zur Beförderung und Erleichterung des Instituts freywillig angeboten haben. Wenn indessen der eine oder der andere derselben abgehen sollte, so steht es der Kuratel frey, an dessen Stelle seinen Nachfolger in der Akademie, oder einen andern zu erwählen.

§. 3. Der Lehrer der Mathematik und Physik soll seine Vorlesungen dem Publikum halten. Dadurch also, daß die politische Jugend dieselben zu besuchen verbunden wird, tritt er mit dem Institut selbst in keine unmittelbare Verbindung.

§. 4. Endlich bleiben noch die neuerwählte, oder zu erwählende Lehrer übrig. Ihre Wahl wird entweder nach vorgegangenen Proben bestimmt; oder es werden Männer von schon anerkannter Fähigkeit, auch ohne Proben, berufen, und ihr Rang, ihr Gehalt, ihre Rechte und Pflichten hangen von den wechselsweise eingegangenen Bedingungen ab.

§. 5. Jedoch schränken sich alle diese Verfügungen bloß auf den Zeitpunkt der vier Jahre ein; sie können daher keine bleibende Stationen zum Zwecke haben.

IV. Titel.

Von den Zuhörern.

§. 1. Das Institut ist zunächst der politischen Jugend gewiedmet; d. h. im Gegensatz mit der für die Kanzel studirenden oder für den Handwerksstand bestimmten Jugend, allen denen jungen Patriziern, welche sich der Feder, den Civilbedienungen, einem gelehrten Berufe, der Regierung, oder auch dem Militairstande zu wiedmen gedenken.

Nächst den Patriziern wird auch den Munizipalen von eben der Bestimmung der Zutritt gestattet, so wie den übrigen Eydgenossen. Selbst Landesfremden von Stande wird die Kuratel den Gebrauch des Instituts nach Maaßgabe der Umstände erlauben.

Die Zuhörer der Akademie, welche den einen oder andern Zweig des hier zu ertheilenden Unterrichts zu nützen wünschen, werden ohne wichtige ausschliessende Gründe dazu die Erlaubniß erhalten, ohne die Collegien zu be-

zchlen ; so wie umgekehrt alle Hörsäle der Akademie den Zuhörern des neuen Instituts unentgeldlich offen stehen.

§. 2. Durch die Hochobrigkeitliche Verordnung vom 3. Merz 1786. vermöge welcher kein Freywilliger in irgend einem Obrigkeitlichen Bureau angenommen werden soll, bevor er das achtzehnte Jahr seines Alters erreicht hat, wird der Gebrauch der neuen Anstalt erleichtert und möglich gemacht, indem nunmehr jeder Jüngling diesen ganzen Zeitraum ungestört auf die Wissenschaft und auf seine Ausbildung verwenden kann.

§. 3. Das Alter des Eintritts ist das vierzehnte Jahr, und die Laufbahn dauert vier Jahre. Doch kann derselbe Jünglingen von vorzüglichen Gaben und früherer Entwicklung auch eher ertheilt werden ; gleichwie es denenjenigen, welche den Cursus vollendet haben, freygestellt bleibt, diejenigen Collegien, welche sie wollen, und so lange sie wollen, nnd zwar unentgeldlich zu besuchen.

§. 4. Alle Kollegien werden gratis gelesen ; theils weil die Lehrer ohnehin schon für die politische Jugend bestimmt sind, theils weil sie aus dem obrigkeitlichen Beyschusse besoldet werden. Nur die drey akademischen Lehrer befinden sich weder in dem einen noch in dem andern Falle; also werden auch nur ihre Vorlesungen mit zween Louisd'or für's Jahr bezahlt. Gleichwohl wird ein Vater, der mehrere Söhne zugleich im Institut hat, immer nur für einen bezahlen.

§. 5. Während der Probejahre werden alle Zuhörer, welche die angeführten Eigenschaften besitzen, ohne vorgegangene Prüfung ihrer Fähigkeit angenommen. Diejenigen aber, welche durch die Litterarschule gestiegen, und ad lectiones publicas befördert sind, werden ohne weitere Aufnahme als Angehörige des Instituts angesehen ; und da hier der Unterricht gerade da fortfährt, wo er dort aufgehört hatte, so werden die Litterarschüler die fähig-

sten Zuhörer des Instituts abgeben, und den vollständigsten Nutzen daraus ziehen können.

Und um diese Schule mit dem Institut noch enger zu vereinigen, hat man die Verfügung getroffen, daß Knaben für den politischen Stand bestimmt, ein Jahr früher, d. i. im siebenten in die Schule angenommen, und ein Jahr früher, d. i. im vierzehnten, folglich gerade in dem zum Eintritt in das neue Institut bestimmten Alter, ad lectiones publicas befördert werden sollen.

§. 6. Der ganze Zeitpunkt der vier Jahre wird in zween Abschnitte, folglich das ganze Institut in zwey Klassen getheilt, jede von zwey Jahren, mit eigenen gehörig eingerichteten Pensen.

V. Titel.

Von den Pensen.

§. 1. Die Absicht des Instituts geht nicht sowohl auf eigentliche Gelehrsamkeit, als auf eine hinlängliche Vorbereitung zur geschickten Verwaltung der öffentlichen in die Bestimmung des künftigen Politikers einschlagenden Geschäfte. Dieser Zweck ist die erste Rücksicht, in welcher die Pensen eingerichtet werden müssen. Die andere ist die Fähigkeit des Alters und die diesmalige Lage der Jugend. Sie müssen nämlich dem Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren angepaßt seyn, und nicht mehr Vorkenntnisse voraussetzen, als man anzutreffen wirklich hoffen darf.

Wäre die Jugend, wenn sie ins Institut tritt, im Verhältnisse ihres Alters vorgebildet, so könnte der Plan der Pensen umfassender oder eingeschränkter seyn. Jenes, weil sie dannzumal mehrere Dinge leisten, und dieses, weil sie mit den erforderlichen Vorkenntnissen unmittelbarer ihrer Bestimmung entgegengeführt werden könnte.

§. 2. So aber müssen nothwendig zwey Arten von Pen-

sen eingeführt werden. Die erstere begreift die vorbereitenden Kenntnisse, die andere, die eigentlichen politischen Wissenschaften. In jene Klasse gehören 1) Die Religion. 2) Die Sprachkunde. 3) Die Universalgeschichte und 4) Statistik. 5) Die theoretische Philosophie. 6) Die Moralphilosophie. 7) In einem entfernteren Gesichtspunkt auch die Mathematik und Naturlehre. Zu dieser gehören 1) Vaterländische Geschichte. 2) Allgemeines bürgerliches Recht. 3) Römisches Recht. 4) Vaterländisches Recht. 5) Staatswissenschaft, oder Politik. 6) Polizey. 7) Kameralwissenschaft. 8) Endlich, praktische Anleitung in der Kunst des gerichtlichen Vortrags, oder der Relation.

Der Gesichtspunkt, aus welchem jedes dieser Pensen behandelt werden soll, muß kürzlich bestimmt werden.

I. Abschnitt.

Erste Klasse der Pensen.

Vorbereitende Kenntnisse.

1) Religion.

Religion ist die erste, die wichtigste aller Wissenschaften, nicht allein des Menschen und Christen überhaupt, sondern vorzüglich des Magistraten. Und in dem Alter, über welches das Institut sich erstreckt, ist dieser Unterricht erstlich darum nöthig, weil da der Jüngling als Glied in Verbindung mit der Kirche tritt; und denn auch darum, weil er da seine Ueberzeugung gegen die Gefahren des folgenden Alters und der Welt waffnen muß. Zudem besitzen sein Verstand und Herz jetzt die erforderliche Reife, um aus richtiger Einsicht geleitete Grundsätze anzunehmen, und sich unveränderlich einzuprägen.

Dieser Unterricht erhält wöchentlich vier Stunden, und zerfällt in zwey Pensen.

1) Das erste Pensum gehört für das vierzehnte und fünfzehnte Jahr, also für die untere Klasse. Seine Absicht ist Vorbereitung zum heil. Abendmahl durch einen gründlichen und vollständigen Religionsunterricht, in drey Stunden wöchentlich.

2) Das zweyte Pensum gehört für das sechszehnte und siebenzehnte Jahr, folglich für die obere Klasse. Sein Zweck ist, Religionsunterricht für herangewachsene Jünglinge, die im Begriffe sind in die Welt zu treten. Dieser wird wird auf eine Stunde wöchentlich eingeschränkt, und unter folgende drey Abschnitte zusammengefaßt. Der erste: Von der Wahrheit der christlichen Religion überhaupt, mit ihren Gründen und der Prüfung der scheinbarsten Zweifeln dagegen. Der zweyte: Uebersicht der vornehmsten Wahrheiten des Christenthums in ihrer gegenseitigen Verknüpfung, Vernunftmäßigkeit und Beziehung auf die öffentliche und Privatglückseligkeit. Der dritte: Christliche Moral, mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse dieses Alters und Standes, in einem warmen auch für das Herz eingerichteten Vortrage.

2) Sprachkunde.

Sprachkenntniß und Sprachfertigkeit sind dem Geschäftsmanne unentbehrlich nothwendig, weil er öffentlich reden, und in öffentlichen Angelegenheiten schreiben muß. Die Obliegenheit erfordert von der lateinischen Sprache wenigstens die Anfangsgründe, um die in den Curialstyl einfliessende Terminologie richtig zu verstehen und zu gebrauchen. Auch dieses Pensum erhält daher zwey Abtheilungen.

1) Die deutsche Sprache. Und hieher gehört a) Eigentlicher Sprachunterricht. Adelungs deutsche Sprachlehre könnte dabey zum Grunde gelegt werden. b) Uebungen und Aufsätze in den verschiedenen Arten des Styls.

c) Uebungen im Vortrag, wo denn genau auf einen reinen Ausdruck so wie auf eine bessere Elokution gesehen werden muß.

2) Das lateinische Pensum ist für diejenigen bestimmt, welche in ihrer früheren Jugend die Anfangsgründe dieser Sprache erlernt haben, und nun weitere Fortschritte in derselben zu thun wünschen. Auch für dieses Pensum sind vier Stunden ausgesetzt, in welchen wechselsweise ein Prosaiker und ein Dichter, z. B. Horatii ars poëtica, gelesen wird. Bey der Auswahl dieser Autoren wird man insonderheit darauf Rücksicht nehmen, daß man Gelegenheit habe, auch die wichtigsten Theile der Alterthumskunde zu erläutern, und zur Bildung des wahren Geschmacks beyzutragen.

3) Universalgeschichte.

Diese wird in zwey Stunden aus demjenigen Gesichtspunkt abgehandelt, aus welchem der Politiker die Geschichte ansehen und kennen muß. Allein der Umfang dieses Zweiges der historischen Kenntnisse ist zu weitgreifend, als daß es möglich wäre, sie zugleich vollkommen vollständig und gründlich in einem kurzen Zeitraum vorzutragen. Man will sich also auf die neuern Zeiten einschränken, und im ersten Winter die grossen Begebenheiten von der Völkerwandernng bis auf Carln V. im zweyten von da bis auf unsere Zeiten, in ihrem Zusammenhange, mit ihren Ursachen und Folgen vortragen.

4) Statistik.

Die zweckmäßigste Behandlung dieser Wissenschaft wäre wohl die, wenn sie bloß auf die Schweitz, und besonders auf den Kanton eingeschränkt würde; so daß sie eine genaue Kenntniß der Produkte und Bedürfnisse, der Volksmenge und Industrie, der politischen, natürlichen und moralischen Eigenheiten, u. s. w. jeder Hauptgegend

des Kantons lieferte. Da es aber noch schlechterdings an Materialien zu einem solchen Kursus fehlet, so muß die Statistik freylich etwas allgemeiner, aber doch vorzüglich in Rücksicht auf die Schweitz abgehandelt werden.

5) Philosophie.

Philosophie ist nöthig, weil sie uns auf die ersten Quellen der Wahrheit und des Irrthums durch den Pfad einer sicheren Methode hinaufführt, und die ersten Prinzipien deutlich macht, die der Grund unsers Denkens, unsers Wissens und aller unserer Handlungen sind. Von dieser Wissenschaft scheint derjenige Theil der unentbehrlichste, der zur Kenntniß und Bildung des Menschen leitet, und den man im erhabneren Sinne die Anthropologie zu nennen pflegt. Diese bahnet dem Jüngling den Weg zur Theorie des menschlichen Herzens, und gewöhnet ihn die einzelnen Begegnisse des öffentlichen und Privatlebens in ihrer höheren und weiteren Verkettung zu übersehen. Folgende Abschnitte scheinen zu diesem Zwecke dienlich. 1) Philosophie der Geschichte der Menschheit. 2) Seelenlehre. 3) Darauf gegründete Vernunftlehre, oder Anweisung zum richtigen Denken. 4) Allgemeine Betrachtung der menschlichen Bestimmung, als Schluß aus dem Vorhergehenden.

6) Moralphilosophie.

Die Moralphilosophie ist die Anwendung der Philosophie auf das was seyn soll, oder die philosophische Entwickelung der Regeln, nach welchen die Wahl freyhandelnder Wesen, für sich und in ihren verschiedenen Verhältnissen bestimmt werden soll. Sie ist also der Zweck aller wahren Philosophie, und mit derselben unauflösbar verbunden. Diese beyden Pensen müssen daher im genauesten Zusammenhang stehen, und könnten anfangs, bis eigene Handbücher ausfindig gemacht seyn werden, nach

dem Plane von Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie, von Garve übersetzt, dergestalt vorgetragen werden, daß, mit den erforderlichen Veränderungen und Zusätzen, der Professor der theoretischen Philosophie die drey ersten Theile oder Abschnitte, der Professor der Moralphilosophie aber die folgenden erklärte. Jeder dieser beyden Cursus sollen wöchentlich zwey Stunden bekommen und zwey Jahre dauern.

7) Mathematick und Physick.

Der Lehrer dieser Wissenschaften hat schon seine angewiesenen Pensen und Stunden. Mit der untern Klasse wird die reine, und mit der obern die angewandte Mathematick getrieben, und alle halbe Jahre wenigstens ein wichtiger Abschnitt in der Naturlehre zu Ende gebracht. Will man die Zuhörer des Instituts zu diesen Verlesungen verbinden; so können sie zugleich den halbjährlichen Prüfungen in der Akademie unterworfen werden.

(Obschon dieser Unterricht veranstaltet ist, so werden wir ihn doch nicht als ein eigenes Pensum des Instituts in die Tabelle eintragen.)

II. Abschnitt.

Zweyte Klasse der Pensen.

Politische Wissenschaften.

1) Vaterländische Geschichte.

Die Geschichte des Vaterlandes ist dem künftigen Staatsmann nicht sowohl wegen der Begebenheiten, die sie erzählt, als wegen dem Einflusse unentbehrlich, den diese Begebenheiten auf die Gründung, Veränderung, Erhaltung der einzelnen Staatsverfassungen insonderheit, und des gesamten helvetischen Staatskörpers überhaupt gehabt haben. Die Fakta müssen demnach so gestellt wer-

den, daß sich jene Kenntnisse aus denselben gleichsam als natürliche Resultate herleiten lassen. Zu dem Ende will man bey diesem Unterrichte die eydgenößische Bundesgeschichte zum Grund legen, die allgemeinen und besondern Bündnisse und Verträge in ihren Veranlassungen und Wirkungen und in der ganzen Verknüpfung der mitwirkenden Begebenheiten betrachten, und so die innere Einrichtung des helvetischen Staates begreiflich machen. Diese Absicht macht es überflüßig, in der Geschichte über die Epoche des ersten Schweitzerbundes zurückzugehen. Man wird deswegen mit Weglassung der ältern und ältesten Geschichten, die auf die gegenwärtige Lage des Vaterlandes entweder keinen, oder doch nur einen entfernten Bezug haben, gleich mit der Geschichte der ersten schweitzerschen Verbindung anfangen, und den ganzen Kursus in zween Jahrgängen und zwey Stunden wöchentlich zu Ende bringen.

2) Allgemeines bürgerliches Recht.

Man glaubt das Naturrecht desto eher weglassen zu können, da dasselbe seinem wesentlichen Innhalt nach in der Moralphilosophie vorkömmt. Die Theorie des allgemeinen bürgerlichen Rechts aber wird unter die drey Abschnitte von dem Rechte der Personen, der Sachen, und den Mitteln zu seinem Rechte zu gelangen, zusammengefaßt, und mit vier Vorlesungen wöchentlich in einem Winter vollendet.

3) Römisches Recht.

Von dem römischen Rechte werden, mit Weglassung des antiquarischen Theils, nur die für den Berner wichtigen und brauchbaren Materien abgehandelt. Drey Stunden wöchentlich, einen Winter durch, scheinen also zu diesem Ende hinreichend.

4) Vaterländisches Recht.

Bis eine andere Einrichtung nöthig scheinen wird, soll das vaterländische Recht nach derjenigen Vorschrift vorgetragen werden, welche gleich anfangs für dieses Katheder entworfen worden ist. Derselben zufolge begreift dieses Pensum: 1) Unser deutsches Lehnrecht. 2) Unser bürgerliches Recht. Jede dieser Wissenschaften wird abwechselnd in einem jährlichen Kursus, welcher bis zu den Erndtferien fortgesetzt werden soll, abgehandelt und vollendet werden.

5) Staatswissenschaft.

So wie die Philosophie, so hat auch die Rechtsgelehrsamkeit ihren practischen Theil. Für den künftigen Geschäftsmann ist derselbe auch ohne Zweifel der unentbehrlichste. Obschon also die hieher gehörigen Wissenschaften eigentlich nicht in dem ersten Entwurfe dieses Instituts enthalten sind, und einen eigenen Lehrer erfordern; so hoffet man gleichwohl auch diesen Unterricht, und zwar nach folgendem Plan, veranstalten zu können, sobald sich eine hinlängliche Anzahl von Zuhöreren für denselben finden wird.

Die Politik oder Staatswissenschaft handelt in dem ersten Abschnitte vom Staat und Staatsrecht überhaupt, von den Rechten und Pflichten des Souverains und des Unterthans, von den Regierungsformen überhaupt und insbesondere. Der zweyte Abschnitt beschäftiget sich mit dem positiven und negativen Glücke der Unterthanen. Hier also wird von Justitz und Militairpolitick, von Anstalten gegen Natur- und Landesbeschwerden, wie Seuchen, Theurung, Ueberschwemmung, u. s. w. gehandelt, da dort hingegen von Bevölkeruug, von Industriepolitik in Rücksicht auf Landbau, Manufackturen, Handlung, von Aufklärungs- und Religionspolitik und von den Lebensbequemlichkeiten die Rede seyn wird.

6) Polizeywissenschaft.

Hieher gehört einerseits die landwirthschaftliche, wo von den Landeinwohnern und Landwirthschaft, anderseits die städtische Polizey, wo von Gesundheits- Sicherheits- und Bequemlichkeitsanstalten Unterricht ertheilet wird. Die Betrachtung der Stadteinwohner selbst, besonders der Handwerksstand, die Handlung und Handlungsgesellschaften, die Messen und Jahrmärkte gehören auch hieher.

7) Kameralwissenschaft.

Diese Wissenschaft beschäftiget sich mit dem Finanzwesen, den Einkünften und Ausgaben des Staats. Also gehören unter jene Rubrik die Steuern und Domainen, Forst- Wasser- Bergwerk- und Strassenregalien; wo denn auch das Flöß- und Jagdwesen, Fischerey, Fahr- und Mühlenwerk, desgleichen das Münz- Zoll- und Postwesen vorkömmt. Unter diese letztere Rubrik werden die Staatsausgaben nach ihren verschiedenen Zweigen, mit besonderer Rücksicht auf den vaterländischen Staat gebracht. Zwey Jahre könnten für diese drey Wissenschaften genug seyn, wenn denselben insgesamt drey Stunden wöchentlich eingeräumt würden.

8) Praktisches Kollegium in der Kunst des Vortrags.

Die Geschicklichkeit, Geschäfte und Aufträge jeder Art wohl zu referiren, ist eine der wichtigsten für den Geschäftsmann und Magistraten. Und diese Geschicklichkeit ist größtentheils das Werk der Uebung, und einer frühen Uebung. Da nun das römische Recht bey der vorgedachten Abkürzung in drey Stunden wöchentlich bequem abgehandelt werden kann, so will man die vierte Stunde Uebungen in allen Arten von Relationen widmen, und so den praktischen Unterricht vollständig machen.

VI. Titel.

Vermischte Verordnungen.

§. 1. Alle Kollegien sollen zu desto grösserer Gemeinnützigkeit in deutscher Sprache gehalten werden; sie fangen jederzeit auf Martini an, und werden mit Anfang des Maymonats beschlossen. Der Sprachlehrer aber setzt seinen Unterricht bis zu den Erndteferien fort.

§. 2. Diejenigen, welche gleich anfangs eintreten, werden bloß in Rücksicht ihres Alters klaßirt; und zwar so, daß die, welche das sechszehnte Jahr angetreten haben, und zum Abendmahl unterrichtet sind, in die obere, die jüngern in die untere Klasse kommen. Jedem aber, der es wünscht, soll es unbenommen seyn, den Kursus unten anzufangen, und ganz zu machen.

§. 3. Unter den Zuhörern soll kein anderer Rang Platz finden, als derjenige, den der frühere oder spätere Eintritt geben wird. In dieser Ordnung werden sie in ein Verzeichniß gebracht, und dem Catalogus Studiosorum beygedruckt werden.

§. 4. Mit Anfang der Collegien werden die Zuhörer bey dem dazu ernennten Curatoren pränumeriren, und zwar für das untere Currikulum vier Louisd'or jährlich, für das obere aber allemal zween; so daß der ganze Cursus von vier Jahren zwölf, also das Jahr im Durchschnitte drey Louisd'or kosten wird.

§. 5. Halbjährlich werden unter jedem Lehrer Examina gehalten. Jedem Zuhörer wird eine in mehrere Fragen aufgelöste Aufgabe vorgelegt. Diese Fragen wird er in einer anberaumten Zeit schriftlich beantworten, und denn mündlich ausführlicher erläutern.

§. 6. Doch sollen diejenige, welche sich wegen unvermeidlichen Hinterniſſen, wegen Krankheit, oder mit erhaltener Erlaubniß der Abwesenheit, nicht einfinden, angesehen werden, als ob sie die Examina mitgemacht hätten.

§. 7. Jährlich wird eine Beförderung aus dem unteren in das obere Currikulum vorgenommen, wo alle die, welche die Collegien und Examen fleißig besucht haben, ihrem Alter nach steigen sollen.

Tabelle

der Lehrer, Pensen, Stunden ꝛc.

Lehrer.	Pensen.	Stunden.	Untere Klaß.	Obere Klaß.
			Stunden.	Stunden
	Religion.			
Pfr. Rengger.	1. Cursus.	3	3	—
	2. Cursus.	1	—	1
	Sprachkunde.			
Cand. Risold.	1. Deutsche Sprache.	4	4	—
	2. Latein. Sprache.	4	4	—
Prof. Eloqu.	Universalgeschich.	2	2	—
	Statistik.	1	1	—
	Philosophie.			
Prof. Philos.	Gesch. d. Menschh.	2	2	—
	Psychologie.			
	Logik.			
	Teleologie.			
Prof. Ethic.	Moralphilosophie.	2	—	2
Professs. Juris patrii.	Vaterl. Gesch.	4	—	
	Vaterl. Recht.			
Prof. Juris.	Allg. bürg. Recht.	4	—	4
	Römisch. Recht.			
	Gerichtl. Vortrag.			
	Staatswissensch.	—	—	—
	Polizeywissensch.			
	Kameralwissensch.			
		27	16	11

Not. Alle Collegien werden in den Vormittagsstunden gelesen.

II.

Rede bey Eröfnung des neuen Instituts für die politische Jugend in Bern. Gehalten den 13. Novemb. 1787.

von

J. Ith,
Professor der Philosophie.

Eine weise wohlthätige Regierung ist in dem ganzen Umfange des Ausdrucks das schönste Geschenk des Himmels für den geselligen Menschen. Sie ist im Kleinen das Bild der ewigen Vorsicht im Ganzen; sie schenkt dem Bürger, dem Unterthan eine Zufriedenheit, wie die ist, die der Gedanke gewähret, daß der, der über alle regiert, der gemeinsame Vater von allen ist. Hingegen ist in dem Reiche der Vernunft und Moralität kein unnatürlicheres Ungeheuer, als Macht ohne Einsicht und ohne Wohlwollen.

Jede rechtmäßige Gewalt, wenn sie das seyn und bleiben soll, muß daher allemal auf die doppelte Ueberlegenheit an richtiger Kenntniß und wohlwollender Neigung gegründet seyn *). Und es ist das allgemeine Interesse aller Redlichgesinnten und Tugendhaften, daß es da, wo überwiegende Fähigkeit und Willigkeit zum Guten ist, nicht am Vermögen dazu fehle.

Diese beyden Hauptzüge, welche, näher bestimmt, Vaterlandskunde und Vaterlandsliebe genennt werden, bilden zusammen den verehrungswürdigen Charackter des Fürsten und Magistraten, und setzen zugleich das Verhältniß derselben zu ihren Untergebenen fest. Dieses ist, nach allen göttlichen und menschlichen Rechten und in

*) Ἀρχὴν μηδενὶ προσήκει, ὃς οὐ κρείττων ἐστὶ τῶν ἀρχομένων.
PLUTARCH. *Apopht.*

Folge der unläugbarsten Thatsachen der Menschengeschichte, das Verhältniß des Vaters zu seiner Familie. Hierauf beruhet der Grund der Verpflichtung zum Gehorsam von Millionen gegen Einen oder Einzelne.

Da haben wir also des Magistraten erste Pflicht: Er soll Vater seyn. Aber vom Vater fodert der Staat, daß er durch eine weise Erziehung sich selbst, wenn ein höheres Verhängniß ihn abgerufen haben wird, in seinen Kindern ersetze. Und hier haben wir seine zweyte Pflicht: Er soll dem jetztlebenden Geschlecht für das nächstkünftige die Hofnung der Fortdauer seiner Regierung durch die Bildung würdiger Nachfolger geben.

Glückliches, beneidenswerthes Volk, das eine solche Regierung besitzt! Aber zweymal glücklich, wenn es sie auf immer zu besitzen hoffen darf.

In dieser Versamlung, in der Gegenwart so vieler Väter des Vaterlandes, wage ich es aus Bescheidenheit nicht — aber vor den Ohren des ganzen Landes, wenn meine Stimme von einem Ende desselben bis an das andre gehört werden könnte, da wollte ich die Frage thun: Besitzen wir eine solche weise wohlthätige Regierung? — Und von der einsamen Hütte der liebreich unterstützten Armuth, von dem stillen Feste der gerechtfertigten Unschuld, bis zum frohen Landmann der sein Feld als Eigenthum bauet, bis zu den reichen Dörfern in welchen Freyheitgefühl und Wohlgemuth wohnen, und bis zu den blühenden Städten wo bey der emsigsten Regsamkeit jedes Talent, jede Industrie, jeder Genuß gefunden wird, würde die Antwort mit einem freudigen Ja! zurückekommen.

Werden wir aber immer eine solche weise, wohlthätige Regierung besitzen? Auf diese zweyte Frage werdet ihr selbst, M. Z. mit Bestimmtheit antworten können, wenn ich euch erst mit der Absicht unsrer heutigen Feyerlichkeit näher bekannt gemacht haben werde. Wir legen heute den

ersten Grundstein zu einem Gebäude, welches sich — ich hoffe es von der Vorsicht, der unser Vaterland lieb ist — zum grossen Segen, zu grossen Aussichten für die Zukunft erheben kann; wir machen den Anfang mit einer Anstalt, deren Absicht es ist, unsern Kindern und Enkeln Regenten zu geben, wie wir sie besitzen; die Weisheit, den Gemeinsinn, den Geist, das Herz unsrer beßten Obern auf ihre edeln Söhne fortzupflanzen.

Der Gegenstand meiner Rede soll also das Institut selbst seyn. Ich will zu dem Ende erstlich von der entferntern und nähern Veranlassung desselben handeln; zweytens die Gründe seiner Nothwendigkeit entwickeln, und drittens die Zweckmäßigkeit seiner wirklichen Einrichtung gegen die dawider gemachten Anmerkungen beweisen.

Erster Abschnitt.

1) Die entferntere Veranlassung des Instituts liegt in der allgemein lebhafter gewordenen Ueberzeugung von dem Einflusse der Erziehung auf das Wohl der Menschheit und der Staaten. Einer friedlichen Regierung, die, wie die unsrige, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das innere Glück ihres Landes vereinigen kann, mußte diese Wahrheit natürlich bald einleuchtend werden.

Und es ist beynahe unglaublich, wie viele wesentliche Verbesserungen in allen Zweigen unserer öffentlichen Erziehung in kurzer Zeit aus dieser Quelle geflossen sind. Mit herablassender Huld erstreckte sich die Aufmerksamkeit des Thrones auf die noch stammelnde Kindheit, und auf jene Elementarschulen in welchen die ersten Gründe des menschlichen Wissens gelegt, die ersten Funken des vernünftigen Denkens in jungen Seelen geweckt werden sollen. Für die niedrigste Klasse der Stadteinsassen wurde eine eigene angemessene Anstalt eingerichtet; dem künftigen Handwerker und Künstler eine Schule eröfnet, wo

nicht allein für einen dürftigen Unterricht, sondern selbst für die frühere Entwickelung und weitere Ausbildung glücklicher Talente geſorget wird. Auch die wiſſenſchaftliche Schule hat, aller Widerrede ungeachtet, merkliche Erweiterungen erhalten. Die Akademie endlich iſt um einen Lehrſtuhl bereichert, und die zu mäßigen Gehalte der öffentlichen Lehrer ſind ohne Ausnahme uud anſehnlich erhöhet worden.

Wie vieles aber wurde nicht noch neben dieſen koſtbaren Vorkehrungen zur Beförderung der Gelehrſamkeit überhaupt gethan? Hieher gehört, um doch einige Beyſpiele zu nennen, der Ankauf einer Schweitzerſchen Münzenſammlung, ungefehr der vollſtändigſten in ihrer Art; die Veranſtaltung eines vortreflichen Apparats neuer phyſikaliſcher Inſtrumente; die Einräumung eines weitläuftigern Gebäudes, worinn unſer öffentlicher Büchervorrath bald in einem neuen Glanze erſcheinen und neuen ſtarkern Anwachs erhalten wird.

Das alles iſt das Werk von nicht völlig zehn Jahren; aber das geräuſchloſe Werk einer gleichförmig wirkſamen Wohlthätigkeit, die das Gute, weil es gut iſt, befördert, und in dieſem Bewußtſeyn die ſchönſte Belohnung fühlt. In der That, keine gelehrte Zeitungen haben dieſe Anſtalten der Welt angekündigt, keine politiſche Journale den dazu erforderlichen Aufwand berechnet. Selbſt unter den zahlloſen Reiſenden durch die Schweitz iſt keiner geweſen, dem die eilfertige Geſchäftigkeit zu ſehen, zu fragen, zu beobachten, diejenige Zeit übrig gelaſſen hätte, die nöthig war, um dieſe, theils entſtehende, theils wirklich blühende Einrichtungen zu bemerken.

Doch, ich komme auf die nähere Veranlaſſung.

2.) Nachdem nun, wie wir geſehen haben, für alle Stände geſorget war, was war natürlicher, als jetzt auch an denjenigen zu denken, von deſſen Grundſätzen

und Gesinnungen das Glück aller übrigen abhängt? Daß derselbe gerade am letzten in Betrachtung kam, das ist, dünkt mich, ein neuer Zug, den man schwerlich mit jenen Begriffen von Aristokratie vereinbaren wird, die eine Zeit her im Norden Deutschlands so sehr in Gang gekommen sind.

Freylich wurde die Nothwendigkeit einer Anstalt für unsere patrizische Jugend schon lange gefühlt. Das Mangelhafte der häuslichen, das Unzweckmäßige der auswärtigen Erziehung wurde mit jedem Tage auffallender; edeldenkende Väter und Vaterlandsfreunde seufzten über diesen Mangel; fremde Schriftsteller rückten uns denselben vor *); es wurden sogar Vorschläge und Entwürfe in die Welt gestreut, die aber, so wohlgemeint sie auch seyn mochten, ohne Würkung blieben, weil sie ohne Sachkunde, ohne eigene Erfahrung, ohne die erforderliche Bekanntschaft mit der Natur unsrer Bedürfnisse, selbst ohne die gehörige Einsicht in den Werth und Zusammenhang der Wissenschaften geschrieben waren.

Die Revolutionen der intellektuellen Welt haben, wie die Produkte der Natur, ihre eigenen Perioden. Wahrheit und Irrthümmer haben wie die Pflanzen einen Punkt der Zeitigung; und oft mißlingen die beßten Entwürfe blos darum, weil sie diesen Punkt verfehlen. Dann kömmt der rechte Augenblick, der gleichsam ohne Mühe bewerkstelligt, was die angestreugteste Thätigkeit durchzusetzen vergeblich versucht hatte.

So in einem Zeitpunkt erschien ein einzelner bescheidener Bogen **), ohne Uebertreibungen, ohne Machtsprüche, ohne bittern Tadel, ohne schimmernde Möglichkei-

*) Z. B. Meiners Briefe über die Schweitz. Th. 1. S. 266. f. Ausg. 1784.

**) Entwurf einer Erziehungsanstalt für die politische Jugend von Bern, vom 14. bis zum 18. Jahr 1786.

ten, die ewig nur Möglichkeiten bleiben; mit einem Plane, der nichts für sich hatte, als — die Erfahrung und seine leichte Ausführbarkeit; der seine ganze Empfehlung — von der Wahrheit und seiner Zweckmäßigkeit hernahm.

Sofort wurde derselbe aufgeklärten Magistraten zur Untersuchung anvertraut. Sie stimmten alle mit allen Kennern in der Hauptsache überein; nur daß einige aus republikanischen Beweggründen dem Ganzen eine etwas gedehntere und verbindendere Form zu geben wünschten. In diesem Gesichtspunkt gereicht selbst das dem Geiste der Regierung zur Ehre, daß der gegenwärtige engere Entwurf, wiewohl er sicherer und passender scheint, kein grösseres Stimmenmehr für sich hatte.

Dieß ist die Geschichte, die Veranlassung des neuen Instituts. Es ist allemal wichtig, wenigstens die Hauptumstände in ihr wahres Licht zu stellen.

Lasset uns jetzt die Nothwendigkeit desselben untersuchen.

Zweyter Abschnitt.

Man hat insonderheit einen, wie mir scheint, nicht ganz richtigen Grund für die Nothwendigkeit unsers Instituts geltend gemacht; man hat nämlich einen zu düstern Schatten auf das Gemählde von der Beschaffenheit und der ganzen Denkart unserer patrizischen Jugend geworfen.

Es ist doch nicht an dem, daß es derselben bisher an aller sorgfältigen Wegweisung schlechterdings gefehlt haben sollte. Verschieden ist ihre Erziehung freylich gewesen; und das mußte sie seyn, da sie ganz von den Umständen und der Willkühr der Eltern abhieng. Die mehreren brachten ihre frühere Jahre unter der Leitung eines Privatlehrers zu; und wie oft haben wir nicht Beyspiele von dem gesehen, was der Privatunterricht kann, wenn sich zufälliger Weise im Lehrer und Zögling zween gute Köpfe begegnen? Andere besuchten auswärtige Pflanzschulen,

auch nicht allemal ganz ohne Nutzen. Wenige stiegen durch unsere öffentliche Anstalten; und so sehr man dieselben ins Lächerliche zu spielen bemüht gewesen ist; so darf ich mich gleichwohl auf die Erfahrung berufen: Haben diese nicht in Rücksicht auf Gründlichkeit und brauchbare Kenntnisse noch allemal den Vorrang vor jenen behauptet? Aber auch das Mangelbare, was diesen verschiedenen Erziehungsarten eigen ist, wurde noch oft, entweder durch den Einfluß aufgeklärter Eltern verbessert, oder durch eine zu rechter Zeit erwachende edle Wißbegierde nachgeholt; und wie viele haben sich nicht auch noch immer in spähern Jahren entweder auf Akademien für die Gelehrsamkeit, oder auf Reisen für die Welt ausgebildet? Man thut also dieser Classe, die uns so viele vortrefliche Magistraten, Geschäftsmänner, Offiziere, und selbst Schriftsteller geliefert hat, und liefert, offenbar unrecht, wenn man ihr so geradezu eine gänzliche Rohigkeit und Verwahrlosung anschuldigt.

Indessen fand diese nachtheilige Vorstellung desto mehr Beyfall, sie machte desto mehr Eindruck, je mehr man überhaupt gewohnt ist, den Grad der Aufklärung eines Ortes oder Standes nach der Menge seiner Schriftsteller zu bestimmen. Nur wenige Fremde können es begreifen, daß es in einem Freystaat noch ein weit glänzenderes Verdienst geben kann, als das eines Schriftstellers; daß der Mann, durch praktische Vaterlandskunde, durch republikanische Tugend, durch gemeinnützige Thätigkeit, durch warme unerschrockene Beredsamkeit, groß in seinem Würkungskreise, eine Stufe der allgemeinen Achtung ersteigen muß, die für den blossen Gelehrten unerreichbar bleibt; und daß daher die ausser dem Vaterland bekanntesten Namen inner den Grenzen desselben eben nicht allemal die merkwürdigsten seyn müssen.

Es bedarf aber auch dieser Uebertreibungen, dieser Herabwürdigung eines ganzen angesehenen Standes nicht, um die Nothwendigkeit unsers Instituts zu beweisen. Genug, daß es uns bisher an einer gemeinsamen, an einer vaterländischen Erziehungsanstalt fehlte; für dasjenige Alter fehlte, für welches zweckmäßige Beschäftigung am unentbehrlichsten ist.

1.) Unsere jungen Patrizier haben alle eine gemeinschaftliche Bestimmung. An derselben sollen sie alle dereinst, freylich in verschiedenen Verhältnissen, aber mit übereinstimmenden Bestrebungen und Gesinnungen arbeiten. Nun, wie kann das ohne eine gemeinschaftliche Vorbereitung, ohne eine gemeinschaftliche Erziehung geschehen? O! sie allein kann dasjenige Bündniß der Herzen stiften, welches das öffentliche Wohl bey denen voraussetzt, denen es von der Vorsehung anvertraut ist. Aber so war die bisherige Erziehung gerade nicht beschaffen. Jeder Knabe wandelte einsam seinen eigenen Gang; als ein abgelöstes Glied der Gesellschaft wuchs er im Schatten heran, ohne jemals den Einfluß einer öffentlichen Aufsicht, ohne den Sporn des erweckenden Wetteifers zu fühlen. Für eine Bestimmung, von welcher jedes Verhältniß eine eigene Art von Abhängigkeit ausmacht, deren ganzes Glück auf das Wohlwollen anderer gegründet werden muß, reifte er in einem Stande der Unabhängigkeit, in der Unwissenheit sogar, wie wichtig es ist, sich frühe schon durch ein lobenswürdiges gefälliges Betragen die Achtung und Liebe Aller zu gewinnen. Ohne jetzt auf das zu sehen, was ist, wollen wir, M. Z. einen jeden Menschen von Ueberlegung und Beurtheilungskraft fragen, was die Folgen einer solchen Erziehungsart am Ende für den Staat seyn müssen? Und er wird uns antworten: Die unausbleiblichen Folgen davon werden seyn: Eine unselige Trennung aller Alter und Stände, und entkräften-

de Auflösung eines und desselben Alters oder Standes in so viele abgerissene geschlossene Gesellschaften; sie werden seyn: Mangel an gegenseitigem Vertrauen und redlicher Zuneigung, an Bescheidenheit, Biegsamkeit des Charackters, an Unterordnung und gemeinnütziger Anstrengung; sie werden seyn: Eifersucht gegen fremde Verdienste, mit selbstsüchtiger Partheylichkeit für seine eigenen; sie werden seyn: Eine nach und nach sichtbarere Wendung des Geistes, in den Angelegenheiten nicht mehr auf die Angelegenheit zu sehen, sondern dem einseitigen Stosse persönlicher Eindrücke zu folgen. Wer kann es aufrichtig wohl mit dem Vaterland meynen, ohne sich einer Anstalt zu freuen, deren erste Würkung es seyn muß, diese zerrissene Bande wieder zusammenzuziehn, und so vielen bedenklichen Folgen vorzueilen?

2.) Es fehlte uns aber auch an einer vaterländischen Erziehungsanstalt. Sobald ein Vater seinen Sohn dem Staate wiedmet, mit der Absicht, daß ihm dereinst ein Theil der Sorge für's gemeine Beßte anvertraut werde, so kann es dem Staat unmöglich gleichgültig seyn, in was für Grundsätzen der junge Bürger erzogen werde. Wir wollen also der ausländischen Erziehung, ich rede von der frühern Erziehung, alle Vorzüge einräumen, die sie offenbar nicht hat; wollen annehmen, daß der Vater nie Ursache habe, den ausserordentlichen Aufwand, der Sohn die unwiederbringlich verlohrne Zeit zu bereuen; und ich behaupte, wenn diese Erziehung so vortreflich wäre, als sie es nicht ist, so würde sie für unsern Freystaat allemal die unschicklichste seyn. Oder wie! Durch den ersten Schritt, den der Jüngling in die Welt setzt, wird er schon dem Umgange, dem Auge seiner Mitbürger, der Aufsicht seiner Eltern sogar entzogen; seine ersten Begriffe werden ihm von fremden Miethlingen eingeflößt; sein junges Herz entwickelt sich ohne Vaterlandssinn, ohne etwas von je-

nem Enthusiasmus für seinen Geburtsort, von jenem rühmlichen Nationalstolz zu empfinden, der eine Tugend des Republikaners ist. Gesetzt also, daß er hier alles lerne — so lernt er gewiß sein Vaterland nicht. Er wird uns vielleicht die Namen der Sieger bey Marathon, bey Salamis und Platää nennen, die Gesetzgebungen von Athen und Sparta zergliedern können: Aber er kennet die Gründe der Rechtmäßigkeit der helvetischen Freyheit nicht; nicht die brüderlichen Verträge, wie sie, von einem Stande zum andern ungleich modificirt, das herrliche Ganze der Eydgenoßschaft bilden; nicht die Verdienste derer, denen sein eigenes Haus vielleicht sein Glück verdankt; nicht die Grundsätze derer, welche noch auf den gegenwärtigen Tag an der Befestigung und Erweiterung dieses Glückes arbeiten; nicht die Verfassung, woraus er erst begreifen könnte, was ihm jeder Stand, jeder Bürger, jeder Unterthan, und was er hinwieder ihnen allen schuldig ist. Aber glücklich, wenn er nur Unwissenheit in dem, was seine erste Wissenschaft seyn sollte, wenn er nicht auch in Monarchien gesogene Vorurtheile mitbrächte! Allein so kömmt er zurück, der junge Republikaner, der künftige Geschäftsmann oder Magistrat, in der Fremde für sein Vaterland erzogen, und in seinem Vaterland fremd. Wer würde sich darüber wundern, wenn von dieser Erziehung die Früchte wären: Unbekanntschaft mit dem Geiste und der Absicht der vaterländischen Gesetzgebung; Schwierigkeit, die vorkommenden Geschäfte in ihrem rechten Gesichtspunkt zu fassen; Verachtung unserer glücklichen Mittelmäßigkeit, und Hinwegsetzung über jene langsamen Formalitäten, an welche die öffentliche und Privatsicherheit geknüpft ist; unüberlegter Hang Einrichtungen bloß darum, weil sie alt sind, aufzuheben; und Grundsätze einzuführen, die darum, weil sie irgendwo gut seyn mögen, nicht nothwendig überall gut seyn müssen. Wie vieles

muß nicht dem ganzen Lande daran gelegen seyn, wie seine künftige Väter erzogen werden? Und welche allgemeine Theilnehmung muß ein Institut nicht hoffen dürfen, wo die edelsten Jünglinge nicht mehr von namenlosen Fremdlingen, sondern von Mitbürgern und Mitrepublikanern, nicht mehr in kloster- oder soldatenmäßigen Anstalten, sondern unter den Augen des Staates selbst, nicht mehr in der Landesverweisung, sondern im Herzen der Hauptstadt erzogen werden.

3.) Endlich fehlte es uns an einer Anstalt für dasjenige Alter, für welches zweckmäßige Beschäftigung am unentbehrlichsten ist. Der berühmteste Republikaner unsers Jahrhunderts *) sagt: „Die Zeit ist das Zeug, woraus „ das Leben gemacht ist. Wenn nun die Zeit das kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung der „ Zeit die größte unter allen Verschwendungen „. Und ich möchte hinzusetzen: Wenn die Jugend die kostbarste Zeit des Lebens ist, so ist die Versäumniß der Jugend die unwiederbringlichste unter allen Versäumnissen. In der That, die früheren Jahre des Lebens können durch den Fleiß der folgenden noch eingebracht werden; die spätern hingegen sind, bey der tiefergehenden Sonne, entweder schon zu düster oder zu kurz, als daß da vieles geleistet werden könnte. Aber die Jugend! — Hier, wo alle Kräfte der physischen oder intellektuellen Natur des Menschen ihrer völligen Entwickelung entgegenarbeiten, und wo der ganze Wuchs gleichsam einen bleibenden Schlag annimmt — sie ist der entscheidende Zeitpunkt, der die Früchte der frühern Jahre entweder veredelt oder verstört, und die Hofnungen der künftigen gründet oder vernichtet. Auf diesen unwandelbaren Gang der Natur muß der Er-

*) Franklin ist der Verfasser des Aufsatzes, der arme Jakob, in Engels Philosoph für die Welt, woraus diese Stelle gezogen ist. S. Biester, Berl. Monatschr. Jul. 1783. S. 25.

zieher wie der Gesetzgeber oft Rücksicht nehmen, oder sie verfehlen beyde ihres Zwecks. — Nun, eben für diesen Zeitpunkt fehlte es unserer Jugend an leitender und bildender Beschäftigung. In den frühern Jahren hatten sie Lehrer und Führer, in den spätern eine Bestimmung; aber diese beyden Zeitabschnitte waren durch einen leeren Zwischenraum gleichsam getrennt. Wenn wir uns nun die bey jeder allgemeinen Betrachtung zu machenden Ausnahmen vorbehalten, so wird jedermann selbst urtheilen können, was aus diesem Stillstand, dieser Unterbrechung für Folgen entstehen mußten. Der Jüngling, im Alter wo der Drang seiner ganzen Naturkraft jedes bisher schlummernde Gefühl aufweckt, jede Leidenschaft zu einer noch nie gekannten Gährung empört, wird auf einmal sich selbst überlassen. Welche Richtung wird da sein Geist, sein Herz, sein Temperament nehmen? Wird er, wie der Prodicische Herkules, auf dem Scheideweg zwischen Sinnlichkeit und Tugend, zwischen Müßiggang und Arbeit, zwischen Genuß und Ruhm, die bessere Wahl treffen? — Aber wenn er derselben verfehlte! — Wenn er in dem Frühling seiner zarten Kraft eine Beute der vergiftenden Wohllust, wenn er ein Sklave des Müßiggangs würde, der der Rost des Lebens ist! Ich versetze mich in die Empfindung jedes bekümmerten Vaters hinein, ich wage es nicht mitzusehen, wie der bedauernswerthe sich selbst gelassene Jüngling entweder in den Abgrund vor seinen Füssen taumelt, oder am Leib und Geiste gelähmt endlich zu den Geschäften gelangt, die für den Entnervten zu schwer, für den Unwissenden zu verwickelt, für den Nachläßigen zu anhaltend, für den Leichtsinnigen zu verantwortlich sind. — Edeldenkende Väter! Gebet uns eure Söhne, daß wir der arbeitenden Natur mit unserem Fleiß zu Hülfe kommen; daß wir sie, ferne von den Szenen der Wohllust und des Müßiggangs, in der Schule der

Weisheit, zur Weisheit, zur Arbeit und Tugend erziehen; in ihre Seelen den grossen Gedanken ihres Werths, ihrer Pflicht und Bestimmung hauchen, und sie unschuldig, wie ihr sie uns gabet, aber fähiger, fester, ausgebildeter, dereinst Euch, dem Vaterland, und ihnen selbst wieder geben.

Dritter Abschnitt.

Ich habe unser Institut nur aus dem allgemeinsten Gesichtspunkt betrachtet. Wenn ich aber nichts gesagt habe, wozu nicht dieser oder jener Vater, dieser oder jener Jüngling die Belege in seiner eigenen Erfahrung fände; so scheint mir die Nothwendigkeit desselben für jeden Unverfangenen und Wohlgesinnten hinlänglich erwiesen. Nunmehr sey es mir noch erlaubt, die Erinnerungen gegen die Anlage, die Anordnung, die Möglichkeit der gegenwärtigen Einrichtung zu berühren.

1.) Wir geben es zu, nichts ist leichter, als einen vollkommnern, weitergreifenden, umfassendern Plan auszudenken. Aber wenn das Urtheil über den gegenwärtigen nicht aus der Luft gegriffen und blos eigensinnig seyn soll, so muß man sich vor allem aus einen deutlichen Begriff von seinem Zwecke machen. Derselbe ist, unsere Jugend dem Müßiggang, ich möchte sagen, der Nothwendigkeit des Müßiggangs zu entreissen; sie zum Nachdenken über ihre Bestimmung zu gewöhnen und dazu vorzubereiten; sie in demjenigen Alter zu Hause in den allernöthigsten Kenntnissen zu unterrichten, für welches Alter in diesen Kenntnissen der Unterricht fehlte: In diesem allem einen Versuch im Kleinen zu machen, in sofern das ohne ausserordentlichen Aufwand, mit den wirklich vorhandenen Lehrern, und mit Rücksicht nicht allein auf die Vorkenntnisse, sondern auf die ganze Lage, die Lebensart und selbst die Fehler unserer Jugend, geschehen

kann *). Wer nun jemals alle diese Rücksichten erwogen hat, der wird es sofort zugeben, daß diese Anstalt auf eine eigene Weise bestimmt und eingeschränkt seyn mußte, um möglich zu werden; daß sie ihre eigenthümlichen Unvollkommenheiten haben mußte, um vollkommen, das heißt, für ihren Zweck schicklich zu seyn. Ein vollständigerer Plan wäre hier nur ein leeres Ideal, das zwar in der Verbindung der Ideen, aber nicht in der objektiven Verknüpfung der wirklichen Umstände gut wäre; ein unglückliches Besseres **) wär' es, wobey das mögliche Gute aufgeopfert würde.

Und nun zeige man uns, daß die Einrichtung ihrem Zwecke nicht gemäß sey; oder daß nicht alles Nöthige gelehrt werde; oder daß es unter den weggelassenen Wissenschaften unentbehrlichere gebe, als die eingeführten sind. Alle andere Einwürfe treffen unsere Frage nicht; wir können sie alle zum Voraus zugeben. So wär' es freylich erwünscht, wenn die Anzahl der Stunden vermehrt, verdoppelt werden könnte; aber werden wir etwas erhalten, wenn wir mehr fordern, als die Jugend uns ohne Abbruch ihrer erlaubten Vergnügungen, ohne wesentliche Veränderung ihrer Lebensart, in sofern sie unschuldig ist, geben kann? Gleichwohl scheinen sechs- bis

siebenhundert

*) Selbst nach den Fehlern der Jugend müssen Erziehungsanstalten sich bequemen. Zween grosse Erzieher befolgten diesen Grundsatz. Hi rectores imperatoriæ juventæ &, rarum in societate potentiæ, concordes, diversa arte ex æquo pollebant. Burrus militaribus curis & severitate morum, Seneca præceptis eloquentiæ & comitate honesta, juvantes invicem, quo facilius lubricam principis ætatem, si virtutem aspernaretur, voluptatibus concessis retinerent. TACITUS *Annal. lib.* 13. *c.* 2.

**) Dieses unglückliche Beßere, dieser bonis meliora suadentium furor, wie er beym Haller heißt, (Hist. stirp. ind. Helv. ded.) hat, zumal in der neuern Pädagogik, grosses Unheil angerichtet.

siebenhundert Stunden jährlich, für diese ganze Classe gewonnen, doch auch kein ganz unbedeutender Gewinn zu seyn. So läßt sich auch freylich vieles von dem Nutzen jeder Wissenschaft überhaupt sagen; aber da es unmöglich ist, alle Wissenschaften darum, weil sie alle nützlich sind, zu lehren und zu lernen, so ist es vernünftig, sich auf die nöthigsten Kenntnisse einzuschränken. Und hat man diese Regel nicht genau befolget? Die alte Geschichte z. B. ist lehrreich, aber die neue ist unentbehrlich. Das römische Recht ist dem Rechtsgelehrten in seinem ganzen Umfange wichtig; aber für den Magistraten ist doch nur derjenige Theil nöthig, der mit unserem Constitutivrecht in Berührung steht. Die Mathematik, die Naturgeschichte, die Technologie sind empfehlungswürdige Wissenschaften; aber man kennet doch Meßkünstler, Naturhistoricker, Kunsttheoristen, die schlechte Magistraten seyn würden; gleichwie man umgekehrt vortrefliche Magistraten kennt, die von dem allem nichts sind. Man nenne hingegen denjenigen, der, ohne seiner Sprache mächtig zu seyn, ohne Religion, ohne Menschenkenntniß, ohne Moral, ohne Naturrecht, ohne Vaterlandskunde, ohne Staatswissenschaft, den Namen eines wahren Magistraten verdiene.

2.) Noch unbedeutender sind die Einwürfe gegen die Einrichtung. Wen das befremdet, daß hier nichts von Disciplin, von Aufmunterungen für die Zuhörer, von Methode für die Lehrer erwähnt worden ist, dem antworten wir, daß alle diese Vorkehrungen, in so weit sie nöthig sind, in der Natur des Instituts selbst liegen. Eine Disciplin, d. i. ein System von Pönalgerechtigkeit, ist überhaupt doch nur dann nöthig, wenn gröbere Vergehungen unvermeidlich sind; je weniger man diese befürchten darf, desto mehr fällt die Nothwendigkeit von jenen weg. Wozu sollen also Strafgesetze in einem Institut, wo schon die kleine Anzahl der Zuhörer, ihre bessere

Erziehung und Denkart für die gute Ordnung bürgen, die noch überdem durch eine öffentliche Aufsicht unverbrüchlich werden muß? Was die Ermunterungen betrift, so versteht man dadurch entweder Geldbelohnungen; da diese aber eigentlich nur für den Dürftigen oder den Niederträchtigen Reitz haben können, so wären sie hier offenbar am unrechten Orte. Oder man versteht bürgerliche Vorzüge dadurch; allein welcher vernünftige wird hier diesen Mangel tadeln, da sie wider den Geist einer republikanischen Verfassung streiten? Dafür wird es nicht an solchen Aufmunterungsgründen fehlen, die auf edelgesinnte Gemüther allemal die sicherste Macht ausüben; nicht an einer auszeichnenden Begegnung von Seite der Lehrer; nicht an Gelegenheiten, durch Fleiß und Genie Lorbeern zu sammeln; nicht an jenem frohen Gefühl, das der Gefährte der wachsenden Kenntniß und Fähigkeit ist; nicht an dem Beyfall des Publikums, der schon so oft die Unterlage des öffentlichen Vertrauens und des darauf zu gründenden Glückes geworden ist. Und nun endlich die Methode? Insofern diese die Harmonie des Ganzen, die Verbindung der Studien und ihren verhältnißmäßigen Fortgang zur Absicht hat, insofern ist Methode da; die Pensen, ihr Gesichtspunkt, ihre Zeit, ihre Aufeinanderfolge, alles ist bestimmt. Soll aber Methode Vorschrift der Lehrart bedeuten; so weiß jedermann, der etwas weiß, wie vieles Uebel diese unpsychologische Erfindung der neuern Pädagogik schon verursachet hat. Entweder ist der Lehrer schlecht oder gut; und was hilft die beßte Vorschrift für jenen? Oder wozu eine fremde Methode für diesen, da er seine eigene hat? Sie wird höchstens dazu nützen, seine Hände zu fesseln, seine Erfahrungen unbrauchbar zu machen, und seinem Genie einen unnatürlichen maschinenmäßigen Zwang anzuthun.

3.) Ich übergehe so viele andere Bemerkungen; z. B. daß Magistraten eben nicht so vieler Gelehrsamkeit bedürfen; daß eine eigene Anstalt für diesen Stand zum Nachtheil desjenigen gereiche, welchem mit der Religion auch die Gelehrsamkeit gewissermaassen anvertraut ist. Diese und ähnliche Einwendungen sind einer ernsthaften Widerlegung kaum werth. Wir leben ja nicht mehr in den Zeiten, in welchen die Wissenschaft ein Monopolium war, wodurch ein Stand sein Ansehn auf die systematische Unwissenheit aller übrigen gründete.

Aber noch ein Einwurf liegt mir auf dem Herzen. Derselbe ist von der Unmöglichkeit, oder, wie man jetzt sagt, dem unwahrscheinlichen Erfolg des gegenwärtigen Versuchs hergenommen. Denn freylich, der möglichste Vorschlag muß am Ende unmöglich werden, wenn nur erst die Meynung, daß er unmöglich sey, recht weites Feld gewinnen kann. Aber warum ist er denn auch so unwahrscheinlich, dieser Versuch? Wegen der ganzen herrschenden, aus so vielen Erfahrungen durchscheinenden hiesigen Denkungsart, sagt man. Und aus welchen Erfahrungen? Will man andere gute mißlungene Entwürfe anführen? Alsdann müßte vorerst untersucht werden, ob sie auch wirklich gut gewesen sind, und ob sie darum mißlangen, weil sie gut waren. Oder hängt der Bernerschen Denkart eine endemische Kachexie an, die Ursache ist, daß in der ganzen übrigen Welt leichte Verbesserungen nur hier mit unüberwindlichen Hindernissen kämpfen müssen? Ich sehe mich nach allen Seiten um. Hier ist eine Obrigkeit, die jeden gemeinnützigen Gedanken mit Beyfall lohnt, und oft mit königlicher Freygebigkeit unterstützt — Dort ein Publikum, das doch auch Wahrheit und Schein zu unterscheiden weiß — Da Eltern, die in unserer Anstalt die Wohlthat einer väterlichen Regierung segnen — Hier hofnungsvolle Jünglinge, die sich zu unsern Hörsälen

herandrängen. Ja, aber eben diese Jugend — sagt man: — Doch wir mögen nicht hören, was man von dieser Jugend sagt. Ich wende mich vielmehr geradezu an euch,

Meine edle junge Mitbürger!

Meine hofnungsvolle künftige Zuhörer!

Die Zeiten sind nun einmal vorbey, in welchen unsere Jugend sich desto weniger um ihre künftige Bestimmung bekümmerte, je gewisser sie sich dazu geboren glaubte, ob sie sich gleich nicht ohne Verantwortung gegen Gott und die Welt dazu geboren glauben konnte. Nicht einer, nicht einzelne, aber mehrere junge Patrizier haben eine Zeit her unsern akademischen Unterricht genützt; und wir sind Zeugen von der Lernbegierde, der ausdauernden Beharrlichkeit, den Fortschritten gewesen, womit sie das gethan haben. Nicht zufrieden, diese Bahn vollendet zu haben, verfolgten dieselbige jetzt, einige ohne Führer mit eigenen Kräften, indem andere ihre Kenntnisse auf den berühmtesten hohen Schulen zu erweitern bemüht waren. Auch hier war ihre Aufführung, ihr Fleiß so beschaffen, daß die alte Meynung von den Bernerschen Patriziern in das entgegengesetzte ehrenvolleste Urtheil übergieng. — Ihr, meine jungen Freunde, habet zu allen Aufmunterungen, die jene hatten, auch ihr ruhmvolles Beyspiel vor euch; zu allen Hülfsmitteln, die sie genossen, eine eigene für euch eingerichtete Anstalt. — Ob diese Anstalt dauern, ob sie aus einem blossen Versuch zu einer bleibenden Anordnung, und zu der ganzen Vollkommenheit erwachsen wird der sie fähig ist, das nun hängt größtentheils von euerm gegenwärtigen Entschlusse und künftigen Betragen ab. Wollet ihr Beweggründe? Nun so sehet dort eure älteren Brüder, wie sie euch von ihrer bereits erstiegenen Höhe Muth herabwinken; sehet die erwartungsvolle Hof-

nung eurer Obern und Eltern; sehet die Augen der ganzen Stadt mit Aufmerksamkeit auf euch gerichtet; sehet euere Lehrer, wie sie sich freuen euere Führer auf dem Wege der Weisheit und der Ehre abzugeben. Bey so vielen Beweggründen auf der einen Seite, ist auf der andern nichts was euch abschrecken könnte. Man fordert ja keine Opfer der Freuden euers Alters; sie werden durch den angenehmen Wechsel der Arbeit nur versüsset, gleichwie durch die Verfeinerung euers Geschmackes und Verstandes vervielfältigt und geläutert werden. Mit offener Zutraulichkeit dürfet ihr euch unsern Hörsälen nahen, ohne finstere Strenge, ohne bittere Zurechtweisungen, ohne beschämende Vorwürfe zu befürchten. — Freylich, der Weg der Wissenschaft ist, wie der Weg der Tugend, anfangs steil; aber wenn nur die ersten Schwierigkeiten einmal besieget sind, so wird er mit jedem Schritte leichter, und führet zuletzt in lachende blumichte Gefilde, wo der Geist, wie in die Regionen einer heiterern Athmosphäre versetzt, ein reineres Leben athmet. — Ihr kennet doch die Platonische Allegorie? Vom Himmel stiegen sie auf die von den Göttern und Tugenden verlassene Erde herab, die Wissenschaften, um wieder einen Funken der Weisheit in dem Busen der Sterblichen anzufachen, und jenen ätherischen Theil in uns wieder zu beleben, wodurch wir mit den Himmlischen verwandt sind. — Doch kommet, und ihr werdet selbst sehen, daß jede Wissenschaft ihre eigene Schönheiten hat. Ihr werdet sehen, daß die Sprachfähigkeit nächst der Vernunft das zweyte Vorrecht des Menschen vor dem Thiere ist; sehen, wie die ächte Religion sich freundschaftlich an die menschlichen Angelegenheiten anschließt, und ihre beglückenden Ausflüsse durch alle Zweige des öffentlichen und Privatlebens ergießt. Euch wird die bescheidene Philosophie in die Geheimnisse der menschlichen Natur einweihen; euch im ehrwürdig

dunkeln Tempel derselben die Gesetze des Denkens und Empfindens, wie Newton im verfinsterten Zimmer die Gesetze des Lichtes, entschleyern. Ihr werdet in der Geschichte die grosse Verkettung der Weltbegebenheiten bewundern, aus welchen endlich der gegenwärtige Zustand der Menschheit entstanden ist. Die Moral und die Rechtswissenschaften werden euch zeigen, wie die ersten Gründe der Pflicht in den unveränderlichen Anlagen der Natur selbst liegen, und wie die bürgerlichen Verfassungen in nahern oder entferntern Abstuffungen aus denselben hervorgiengen. — Welch ein Feld zur Uebung eurer Talente und eurer zu grossen Endzwecken gegebenen Jugend! Aber mit dem Verlangen nach Wissenschaft muß sich auch Festigkeit des Entschlusses zur Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten gesellen; im Wissenschaftlichen ist Nachlassung der Anstrengung eben das, was Rückfall aus der Tugend ins Laster im Moralischen ist. Nur dann, wenn ihr mit der Lust auch feste Entschlossenheit mitbringet, seyd ihr eurer Absicht, und wir unsers Erfolges gewiß; und dann gehört euch, als den ersten Bürgern dieses Instituts, der Ruhm, demselben durch euern Beytritt das Leben gegeben, und es durch euern Eifer erhalten zu haben.

Wohlgebohrne, Hochgeachtete, Hochgeehrteste Herren Curatoren!

Ich darf diesen Vortrag, ich soll ihn nicht schliessen, ohne Ihnen im Namen unserer Stadt und des Vaterlandes für jede Bemühung um diese Anstalt zu danken. Es ist eine glückliche Vorbedeutung, daß dieselbe vorerst in Hände geleget wurde, die in den wichtigsten Angelegenheiten gewohnt sind mit Einsicht und Nachdruck zum allgemeinen Wohl zu würken; und daß sie von da in Hände übergieng, unter welchen wohlangelegte Entwürfe gelingen müssen. Ich nehme es mir nicht heraus, Ihnen

Ihr eigenes Werk zu empfehlen; aber daß es unter Ihrem Einflusse immer blühender werden möge, das muß jeder wünschen, der sich freuet in dem Kranze Ihrer Verdienste um den Staat diese neue Zierde zu erblicken.

Hochgeehrteste, verehrungswürdige Herren Mitlehrer!

Für Männer, die Ihre Gelehrsamkeit mit Ihrer Denkungsart verbinden, ist jede Gelegenheit, in einem gröſsern Umfange zu nützen, erwünscht. Sie fühlen es, daß erhabene Fähigkeiten des Verstandes und Herzens Ihnen den erhabenen Beruf auflegen, da, wo die Vorsehung sie hinstellt, der Wahrheit und Tugend Bahn zu machen. Diesem göttlichen Rufe getreu, haben Sie die ersten freywilligen Hände ans Werk gelegt, und dasselbe durch Ihre Mitwürkung befördert. Ein so unverdächtiger Beweis von Vaterlandsliebe kann keinem unpartheyischen Auge entgehen. Aber diesen näher liegenden Beweggrund auf die Seite gesetzt, weiß es der Weise, daß es noch eine andere Erndte giebt, für welche doch auch gesäet werden muß. Wohlan denn, lassen Sie uns, wie bisher, fernerhin unsere Bestrebungen zu einerley Absicht verbinden! Nur unter der Hofnung Ihres Rathes, Ihrer Leitung und Unterstützung konnte mein schüchterner Wunsch, noch nützlicher zu seyn, zu der Kühnheit steigen, es in der That zu werden.

Nun so sey hiermit der Anfang gemacht, unter dem Schutze der beßten Obrigkeit, unter der Begünstigung aller Rechtgesinnten, und mit der Hülfe Dessen, der unter den Menschen alles Gute befördert, was die Menschen nicht selbst hindern.

III.

Auszüge aus der Lebensgeschichte eines armen Mannes.

(Geschrieben i. J. 1781 — 85.)

(Fortsetzung. S. Mus. 4. Jahrg. 2. Heft S. 119. u. f.)

XIV.

Der Geißbube.

Ja! Ja! sagte jetzt eines Tags mein Vater: Der Bub wächst, wenn er nur nicht so ein Narr wäre, ein verzweifelter Lappe; auch gar kein Hirn. Sobald er an die Arbeit muß, weißt er nicht mehr was er thut. Aber von nun an muß er mir die Geissen hüten, so kann ich den Geißbub abschaffen. — Ach! sagte meine Mutter, so kommst du um Geissen und Bub. Nein! Nein! Er ist noch zu jung. — Was jung? saate der Vater: Ich will es drauf wagen, er lernt's nie jünger; die Geissen werden ihn schon lehren; sie sind oft witziger als die Buben. Ich weiß sonst doch nichts mit ihm anzufangen.

Mutter. Ach! was wird mir das für Sorg' und Kummer machen. Sinn' ihm auch nach! Einen so jungen Bub mit einem Fasel Geissen in den wilden einöden Kohlwald schicken, wo ihm weder Steg noch Weg bekannt sind, und's so gräßliche Töbler hat. Und wer weiß, was vor Thier sich dort aufhalten, und was vor schreckliches Wetter einfallen kann? Denk doch, eine ganze Stund weit! und bey Donner und Hagel, oder wenn sonst die Nacht einfällt, nie wissen, wo er ist. Das ist mein Tod, und Du mußt's verantworten.

Ich. Nein, nein, Mutter! Ich will schon Sorg haben, und kann ja drein schlagen wann ein Thier kommt, und vor'm Wetter untern Felsen kreuchen, und, wenn's nachtet, heimfahren; und die Geissen will ich, was gilt's, schon paschgen.

Vater. Hörst jetzt! Eine Woche mußt' mir erst mit dem Geißbub gehen. Dann gieb wohl Achtung wie er's macht; wie er die Geissen alle heißt, und ihnen lockt und pfeift; wo er durchfahrt, und wo sie die beßte Waid finden.

Ja, ja! sagt' ich, sprang hoch auf, und dacht': Im Kohlwald, da bist du frey; da wird dir der Vater nicht immer pfeifen, und dich von einer Arbeit zur andern jagen. Ich gieng also etliche Tag mit unserm Beckle hin; so hieß der Bub; ein rauher, wilder, aber doch ehrlicher Bursche. Denkt doch! Er stuhnd eines Tags wegen einer Mordthat im Verdacht, da man eine alte Frau, welche wahrscheinlich über einen Felsen hinunterstürzte, auf der Creutzegg todt gefunden. Der Amtsdiener holte ihn aus dem Bett nach Lichtensteig. Man merkte aber bald, daß er ganz unschuldig war, und er kam zu meiner grossen Freud noch denselben Abend wieder heim. — Nun trat ich mein neues Ehrenamt an. Der Vater wollte zwar den Beckle als Knecht behalten; aber die Arbeit war ihm zu streng, und er nahm im Frieden seinen Abschied. — Anfangs wollten mir die Geissen, deren ich bis 30. Stück hatte, kein gut thun; das machte mich wild, und ich versucht' es, ihnen mit Steinen und Prügeln den Meister zu zeigen; aber sie zeigten ihn mir; ich mußte also die glatten Wort' und das Streicheln und Schmeicheln zur Hand nehmen. Da thaten sie, was ich wollte. Auf die vorige Art hingegen verscheucht' ich sie so, daß ich oft nicht mehr wußte was anfangen, wenn sie alle ins Holz und Gesträuch liefen, und ich meist rundum keine

einzige mehr erblicken konnte, halbe Tage herumlaufen, pfeifen und jolen, sie an den Galgen verwünschen, brüllen und lamentiren mußte, bis ich sie wieder bey einander hatte.

XV.

Wohin, und wie lang.

Drey Jahre hatte ich so meine Heerde gehütet; sie ward immer grösser, zuletzt über 100. Köpf, mir immer lieber, und ich ihnen. Im Herbst und Frühling fuhren wir auf die benachbarten Berge, oft bis zwey Stunden weit. Im Sommer hingegen durft' ich nirgends hüten, als im Kohlwald; eine mehr als Stund weite Wüsteney, wo kein recht Stück Vieh waiden kann. Dann gieng's zur Aueralp, zum Kloster St. Maria gehörig, lauter Wald, oder dann Kohlplätz und Gesträuch; manches dunkle Tobel und steile Felswand, an denen noch die beßte Geißwaid zu finden war. Von unserm Dreyschlatt weg hatt' ich alle Morgen eine Stund Wegs zu fahren, eh' ich nur ein Thier durfte anbeissen lassen; erst durch unsre Viehwaid, dann durch einen grossen Wald, u. s. f. u. f. in die Kreutz und Querre, bald durch diese, bald durch jene Abtheilung der Gegend, deren jede ich mit einem eigenen Namen taufte. Da hieß es, im vordern Boden; dort, zwischen den Felsen; hier in der Weißlauwe, dort im Köllermelch, auf der Blatten, im Kessel, u. s. f. Alle Tag hütete ich an einem andern Ort, bald sonnen- bald schattenhalb. Zu Mittag aß ich mein Brödtlin, und was mir sonst etwa die Mutter verstohlen mitgab. Auch hatt' ich meine eigne Geiß, an der ich sog. Die Geißaugen waren meine Uhr. Gegen Abend fuhr ich immer wieder den nämlichen Weg nach Haus, auf dem ich gekommen war.

XVI.

Vergnügen im Hirtenstand.

Welche Lust, bey angenehmen Sommertagen über die Hügel fahren — durch Schattenwälder streichen — durchs Gebüsch Einhörnchen jagen, und Vogelnester ausnehmen! Alle Mittag lagerten wir uns am Bach; da ruhten meine Geissen zwey bis drey Stunden aus, wenn es heiß war noch mehr. Ich aß mein Mittagbrodt, sog mein Geißchen, badete im spiegelhellen Wasser, und spielte mit den jungen Gitzen. Immer hatt' ich einen Gertel oder eine kleine Axte bey mir, und fällte junge Tännchen, Weiden oder Ilmen. Dann kamen meine Geissen haufenweis und kafelten das Laub ab. Wenn ich ihnen Leck, Leck! rufte, dann gieng's gar im Galopp, und wurd' ich von ihnen wie eingemauert. Alles Laub und Kräuter, die sie frassen, kostete auch ich; und einige schmeckten mir sehr gut. So lang der Sommer währte, florirten die Erd- Im- Heidel- und Brombeeren; deren hatt' ich immer vollauf, und konnte noch der Mutter am Abend mehr als genug nach Haus bringen. Das war ein herrliches Labsal, bis ich mich einst daran bis zum Eckel überfraß. — Und welch Vergnügen machte mir nicht jeder Tag, jeder neue Morgen; wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Heerde entgegenstieg; dann jenen haldigen Buchenwald, und endlich die Wiesen und Waidplätze beschien. Tausendmal denk' ich dran; und oft dünkt's mich, die Sonne scheine jetzt nicht mehr so schön. Wann dann alle anliegenden Gebüsche von jubilirenden Vögeln ertönten, und dieselben um mich her hüpften — O! Was fühlt' ich da! — Ha, ich weiß es nicht! — Halt süsse, süsse Lust! Da sang' und trillerte ich dann mit, bis ich heiser ward. Ein andermal spürte ich diesen muntern Waldbürgern durch alle Staud-

den nach, ergötzte mich an ihrem hübschen Gefieder, und wünschte, daß sie nur halb so zahm wären wie meine Geissen; beguckte ihre Jungen und ihre Eyer, und erstaunte über den wundervollen Bau ihrer Nester. Oft fand ich deren in der Erde, im Mooß, im Farrn, unter alten Stöcken, in den dicksten Dörnen, in Felsritzen, in hohlen Tannen oder Buchen; oft hoch im Gipfel — in der Mitte — zu äusserst auf einem Ast. Meist wußt' ich ihrer etliche. Das war mir eine Wonne, und fast mein einziges Sinn und Denken, alle Tage gewiß einmal nach allen zu sehen; wie die Jungen wuchsen, wie das Gefieder zunahm, wie die Alten sie fütterten, u. d. g. Anfangs trug ich einige mit mir nach Haus, oder brachte sie sonst an ein bequemeres Ort. Aber dann waren sie dahin. Nun ließ ich's bleiben, und sie lieber groß werden — Da flogen sie mir aus. — Eben so viel Freuden brachten mir meist auch meine Geissen. Ich hatte von allen Farben, grosse und kleine, kurz- und langhaarige, bös- und gutgeartete. Alle Tage ruft' ich sie zwey bis dreymal zusammen, und überzählte sie, ob ich's voll habe? Ich hatte sie gewöhnt, daß sie auf mein Zub, Zub! Leck, Leck! aus allen Büschen hergesprungen kamen. Einige liebten mich sonderbar, und giengen den ganzen Tag nie einen Büchsenschuß weit von mir; und wenn ich mich verbarg, fiengen sie alle ein Zettergeschrey an. Von meinem Duglöörle (so hieß ich meine Mittagsgeiß) konnt' ich mich nur mit List entfernen. Das war ganz mein Eigen. Wo ich mich setzte oder legte, stellte es sich über mich hin, und war gleich parat zum Saugen oder Melken; und doch mußt' ich's in der beßten Sommerszeit oft noch ganz voll heimführen. Andremal melkt' ich es einem Köhler, bey dem ich manche liebe Stund zubrachte, wenn er Holz schrotete, oder Kohlhaufen brannte.

Welch Vergnügen, dann am Abend, meiner Heerde

auf meinem Horn zur Heimreise zu blasen! zuzuschauen, wie sie alle mit runden Bäuchen und vollen Eutern dastuhnden, und zu hören, wie munter sie sich heimblöckten. Wie stolz war ich dann, wann mich der Vater lobte, daß ich so gut gehütet habe! Nun gieng's an ein Melken; bey gutem Wetter unter freyem Himmel. Da wollte jede zuerst über dem Einer, von der drückenden Last ihrer Milch los seyn, und beleckte dankbar ihren Befreyer.

XVII.

Verdruß und Ungemach.

Nicht daß lauter Lust beym Hirtenleben wäre. — Potz Tausend, Nein! Da giebt's Beschwerden genug. Für mich war's lang die empfindlichste, des Morgens so früh mein warmes Bettlin zu verlassen, und bloß und baarfuß ins kalte Feld zu marschiren, wenn's zumal einen baumstarken Reifen hatte, oder ein dicker Nebel über die Berge herabhieng. Wenn dann dieser gar so hoch gieng, daß ich ihm mit meiner berganſteigenden Heerde das Feld nicht abgewinnen, und keine Sonn' erreichen konnte, verwünscht' ich denselben in Aegypten hinein, und eilte was ich eilen konnte, aus dieser Finsterniß wieder in ein Thälchen hinab. Erhielt ich hingegen den Sieg und gewann die Sonne und den hellen Himmel über mir, und das grosse Weltmeer von Nebeln, und hie und da einen hervorragenden Berg, wie eine Insel unter meine Füsse — Was das dann für ein Stolz und eine Lust war! Da verließ ich den ganzen Tag die Berge nicht, und mein Aug konnt' sich nie satt schauen, wie die Sonnenstrahlen auf diesem Ocean spielten, und Wogen von Dünsten in den seltsamsten Figuren sich drauf herumtaumelten, bis sie gegen Abend mich wieder zu übersteinen drohten. Dann wünscht' ich mir Jakobs Leiter; aber umsonst, ich mußte fort. Ich ward traurig, und

alles ſtimmte in meine Trauer ein. Einſame Vögel flatterten matt und mißmüthig über mir her, und die groſſen Herbſtfliegen ſumſten mir ſo melancholiſch um die Ohren, daß ich wainen mußte. Dann fror ich faſt noch mehr als am frühen Morgen, und empfand Schmerzen an den Füſſen, obgleich dieſe ſo hart als Sohlleder waren. Auch hatt' ich die meiſte Zeit Wunden oder Beulen an ein Paar Gliedern; und wenn eine Bleſſur heil war, macht' ich mir richtig wieder eine andre; ſprang entweder auf einen ſpitzen Stein auf, verlor einen Nagel oder ein Stück Haut an einem Zehen, oder hieb mir mit meinen Inſtrumenten ein's in die Finger. An's Verbinden war ſelten zu gedenken; und doch gieng's meiſt bald vorüber. — Die Geiſſen hiernächſt machten mir, wie ſchon geſagt, Anfangs groſſen Verdruß, wenn ſie mir nicht gehorchen wollten, weil ich ihnen nicht recht zu befehlen verſtuhnd. — Ferner prügelte mich der Vater nicht ſelten, wenn ich nicht hütete wo er mir befohlen hatte, und nur hinfuhr wo ich gern ſeyn mochte, und die Geiſſen dann nicht das rechte Bauchmaaß heimbrachten, oder er ſonſt ein loſes Stücklein von mir erfuhr. — Dann hat ein Geißbub überhaupt viel von andern Leuthen zu leiden. Wer will aber einen Faſel Geiſſen immer ſo in Schranken halten, daß ſie nicht etwa einem Nachbar in die Wieſen oder Waid gucken? Wer mit ſo viel lüſternen Thieren zwiſchen Korn- und Haberbrachen, Räb- und Kabisäckern durchfahren, daß keins kein Maulvoll verſuchte? Da gieng's dann an ein Fluchen und Lamentiren: Bärnhäuter! Galgenvogel! waren meine gewöhnlichen Ehrentitel. Man ſprang mir mit Axten, Prügeln und Hagſtecken — einſt gar einer mit einer Senſe nach; der ſchwur, mir ein Bein vom Leib wegzuhauen. Aber ich war leicht genug auf den Füſſen; und nie hat mich einer erwiſchen mögen. Die ſchuldigen Geiſſen wohl ha-

ben sie mir oft ertappt, und mit Arrest belegt; dann mußte mein Vater hin, und sie lösen. Fand er mich schuldig, so gab's Schläge. Etliche unsrer Nachbarn waren mir ganz besonders widerwärtig, und richteten mir manchen Streich auf den Rücken. Dann dacht' ich freylich: Wartet nur, ihr Kerls, bis mir eure Schuh' recht sind, so will ich Euch auch die Buckel salben. Aber man vergißt's; und das ist gut. Und dann hat das Sprüchwort doch auch seinen wahren Sinn: „Wer will „ ein Bidermann *) seyn und heissen, der hüt sich vor „ Dauben und Geissen „. — So giebt es also freylich dieser und anderer Widerwärtigkeiten genug in dem Hirtenstand. Aber die bösen Tage werden reichlich von den guten ersetzt, wo's dann gewiß keinem König so wohl ist.

XVIII.

Neue Lebensgefahren.

Im Kohlwald war eine Buche; gerad über einem mehr als thurmhohen Fels herausgewachsen, so daß ich über ihren Stamm wie über einen Steg spatzieren, und in eine gräßlich finstre Tiefe hinabgucken konnte; wo die Aeste angiengen, stuhnd sie wieder geradauf. In dieses seltsame Nest bin ich oft gestiegen, und hatte meine größte Lust daran, so in den fürchterlichen Abgrund zu schauen, und zu sehn wie ein Bächlein neben mir herunterstürzte, und sich in Staub zermalmte. Aber einst schwebte mir diese Gegend im Traum so schauderhaft vor, daß ich von da an nicht mehr hingieng. — Ein andermal befand ich mich mit meinen Geissen jenseits der Aueralp, auf der Dürrwälder-Seite gegen dem Rotenstein. Ein Junges hatte sich zwischen zween Felsen verstiegen, und ließ eine jämmerliche Melodie von sich hören. Ich klet-

*) h. l. Ein guter Hausvater.

terte nach, um ihm zu helfen. Es gieng so eng und gäh, und zick zack zwischen Klippen durch, daß ich weder obsich noch niedsich sehen konnte, und oft auf allen Vieren kriechen mußte. Endlich verstieg ich mich gänzlich. Ueber mir stuhnd ein unerklimmbarer Fels; unter mir schien's fast senkrecht — ich weiß selbst nicht wie weit hinab. Ich fieng an rufen und beten, so laut ich konnte. In einer kleinen Entfernung sah ich zwey Menschen durch eine Wiese marschiren. Ich gewahrt' es gar wohl, sie hörten mich; aber sie spotteten meiner, und giengen ihre Strasse. Endlich entschloß ich mich, das Aeusserste zu wagen, und lieber mit Eins des Todes zu seyn, als noch weiter in dieser peinlichen Lage zu verharren, und doch nicht lange mehr ausharren zu können. Ich schrie zu Gott in Angst und Noth, ließ mich auf den Bauch nieder, meine Hände ob sich verspreitet, daß ich mich an den kahlen Fels so gut als möglich anklammern könne. Aber ich war todmüd, fuhr wie ein Pfeil hinunter — zum Glück war's nicht so hoch als ich im Schrecken glaubte — und blieb wunderbar ebenrecht in einem Schlund stecken, wo ich mich wieder halten konnte. Freylich hat ich Haut und Kleider zerrissen, und blutete an Händen und Füssen. Aber wie glücklich schätzt' ich mich nicht, daß ich nur mit dem Leben und unzerbrochnen Gliedern davonkam! Mein Geißchen mag sich auch durch einen Sprung gerettet haben; einmal ich fand's schon wieder bey den übrigen. — Ein andermal, da ich an einem schönen Sommertag mit meiner Heerde herumgetrillert, überzog sich der Himmel gegen Abend mit schwarzen Wolken; es fieng gewaltig an blitzen und donnern. Ich eilte nach einer Felshöhle — diese oder eine grosse Wettertann waren in solchen Fällen immer mein Zufluchtsort — und rief dann meine Geissen zusammen. Die, weil's sonst bald Zeit war, meinten es gelte zur Heimfahrt, und sprangen über

Kopf und Hals mir vor, daß ich bald keinen Schwanz mehr sah. Ich eilte ihnen nach. Es fieng entsetzlich an zu hageln, daß mir Kopf und Rücken von den Püffen sausten. Der Boden war dicht mit Steinen bedeckt; ich rannte in vollem Galopp darüber fort, fiel aber oft auf den Hintern, und fuhr grosse Stück weit wie auf einem Schlitten. Endlich in einem Wald, wo's gäh' zwischen Felsen hinuntergieng, konnt' ich vollends nicht anhalten, und glitschte bis zu äusserst auf einen Rand, von dem ich, wenn mich nicht Gott und seine guten Engel behütet hätten, viele Klafter tief herabgestürzt und zermürst worden wäre. Jetzt ließ das Wetter allmählig nach; und als ich nach Haus kam, waren meine Gaissen schon eine halbe Stund daheim. Etliche Tag lang fühlt' ich von dieser Parthie keinerley Ungemach; aber mit Eins fiengen meine Füß zu sieden an, als wenn man sie in einem Kessel kochte. Dann kamen die Schmerzen. Mein Vater sah' nach, und fand mitten an der einten Fußsohle ein groß Loch, und Mooß und Gras darinn. Nun erinnert' ich mich erst, daß ich an einem spitzen Weißtann-Ast aufgesprungen war: Mooß und Gras war mit hineingegangen. Der Aeti grub mir's mit einem Messer heraus, und verband mir den Fuß. Nun mußt' ich freylich ein Paar Tage meinen Gaissen langsam nachhinken; dann verlor ich die Binde: Koth und Dreck füllten jetzt das Loch, und es war bald wieder besser. — Viel andre Mal, wenn's durch die Felsen gieng, liefen die Thiere ob mir weg, und rollten grosse Stein' herab, die mir hart an den Ohren vorbeypfiffen. Oft stieg ich einem Wälschtraubenknöpfli, Frauenschühlin, oder andern Blümchen über Klippen nach, daß es eine halsbrechende Arbeit war. Wieder zündete ich grosse, halbverdorrte Tannen von unten an, die bisweilen acht bis zehen Tag an einander fortbrannten, bis sie fielen. Alle Morgen und Abend sah

ich dann nach, wie's mit ihnen stuhnd. Einst hätte mich eine maustodt schlagen können: Denn, indem ich meine Gaissen forttrieb, daß sie nicht getroffen würden, krachte sie hart an mir in Stücken zusammen. — So viele Gefahren drohten mir während meinem Hirtenstand mehrmal, Leibs und Lebens verlurstig zu werden, ohne daß ich's viel achtete, oder doch alles bald wieder vergaß, und leyder damals nie daran dachte, daß du allein es warst, mein unendlich guter himmlischer Vater und Erhalter! der in den Winkeln einöder Wüste die Raben nährt, und auch Sorge für mein junges Leben trug.

XIX.

Kameradschaft.

Mein Vater hatte bisweilen aus der Gaißmilch Käse gemacht, bisweilen Kälber gesäugt, und seine Wiesen mit dem Mist geäufnet. Dieß reitzte unsre Nachbarn, daß ihrer Vier auch Gaissen anschaften, und beym Kloster um Erlaubniß baten, ebenfalls im Kohlwald hüten zu dürfen. Da gab's nun Kameradschaft. Unser drey oder vier Gaißbuben kamen alle Tag zusammen. Ich will nicht sagen, ob ich der beßte oder schlimmste unter ihnen gewesen — aber gewiß ein purer Narr gegen die andern — bis auf einen, der ein gutes Bürschgen war. Einmal die übrigen alle gaben uns leider kein gutes Exempel. Ich wurde ein Bißlein witziger, aber desto schlimmer. Auch sah's mein Vater gar nicht gern, daß ich mit ihnen laichte; und sagte mir, ich sollte lieber allein hüten, und alle Tag auf eine andre Gegend treiben. Aber Gesellschaft war mir zu neu und zu angenehm; und wenn ich auch etwa einen Tag den Rath befolgte, und hörte dann die andern hüpen und jolen, so war's, als wenn mich ein Paar beym Rock zerrten, bis ich sie erreicht hatte. Bisweilen gab's Zänkereyen; dann fuhr ich wieder einen

Morgen allein, oder mit dem guten Jacoble; von dem hab' ich selten ein unnützes Wort gehört, aber die andern waren mir kurzweiliger. Ich hätte noch viele Jahre für mich können Gaissen hüten, eh' ich den Zehntheil von von dem allem inne worden wäre, was ich da gar in Kurzem vernahm. Sie waren alle grösser und älter als ich — fast aufgeschossene Bengel, bey denen schon alle argen Leidenschaften aufgewacht. Schmutzige Zotten waren alle ihre Reden, und unzüchtig alle ihre Lieder; bey deren Anhören ich freylich oft Maul und Augen aufthat, oft aber auch aus Schaamröthe niederschlug. Ueber meinen bisherigen Zeitvertrieb lachten sie sich die Haut voll. Späne und junge Vögel galten ihnen gleich viel, ausser wenn sie glaubten Geld aus einem zu lösen; sonst schmissen sie dieselben samt den Nestern fort. Das that mir Anfangs weh; doch macht' ich's bald mit. So geschwind konnten sie mich hingegen nicht überreden, schaamlos zu baden wie sie. Einer besonders war ein rechter Unflath; aber sonst weder streit- noch zanksüchtig, und darum nur desto verführerscher. Ein andrer war auf alles verpicht, womit er einen Batzen verdienen konnte; der liebte darum die Vögel mehr als die andern, die nämlich welche man ißt; suchte allerley Waldkräuter, Harz, Zunderschwamm, u. d. g. Von dem lernt' ich manche Pflanze kennen; aber auch, was der Geitz ist. Noch einer war etwas besser als die schlimmern; er machte mit, aber furchtsam. Jedem gieng sein Hang sein Lebenlang nach. Jacoble ist noch ein guter Mann; der andre blieb immer ein geiler Schwätzer, und ward zuletzt ein miserabler hinkender Tropf; der dritte hatte mit List und Ränken etwas erworben, aber nie kein Glück dabey. Vom Vierten weiß ich nicht wo er hinkommen ist.

XX.

Neue sonderbare Gemüthslage, und End des Hirtenstands.

Daheim durft' ich nichts merken lassen von dem, was ich bey diesen Cameraden sah' und hörte; genoß aber nicht mehr meine vorige Fröhlichkeit und Gemüthsruhe. Die Kerls hatten Leidenschaften in mir rege gemacht, die ich noch selbst nicht kannte — und doch merkte, daß es nicht richtig stuhnd. Im Herbst, wo die Fahrt frey war, hütete ich meist allein; trug ein Büchlein, das mir bloß darum jetzt noch lieb ist, bey mir, und las oft darinn. Noch weiß ich verschiedene sonderbare Stellen auswendig, die mich damals bis zu Thränen rührten. Jetzt kamen mir die bösen Neigungen in meinem Busen abscheulich vor, und machten mir angst und bang. Ich betete, rang die Hände, sah zum Himmel, bis mir die hellen Thränen über die Backen rollten; faßte einen Vorsatz über den andern, und machte mir so strenge Pläne für ein künftiges frommes Leben, daß ich darüber allen Frohmuth verlor. Ich versagte mir alle Arten von Freude, und hatte z. E. lang einen ernstlichen Kampf mit mir selber wegen einem Distelfink der mir sehr lieb war, ob ich ihn weggeben oder behalten sollte? Ueber diesen einzigen Vogel dacht' ich oft weit und breit herum. Bald kam mir die Frommkeit, wie ich mir solche damals vorstellte, als ein unersteiglicher Berg, bald wieder federleicht vor. Meine Geschwister mocht' ich herzlich lieben; aber je mehr ich's wollte, je mehr sah ich Widriges an ihnen. In Kurzem wußt' ich weder Anfang noch End mehr; und niemand war der mir heraushelfen konnte, da ich meine Lage keiner Menschenseele entdeckte. Ich machte mir alles zur Sünde: Lachen, Jauchzen und Pfeifen per se. Meine Gaißen sollten mich nicht mehr erzör-

nen dürfen — und ich ward eher böser auf sie. Eines Tags bracht' ich einen todten Vogel nach Haus, den ein Mann geschossen, und auf einem Stecken in die Wiese aufgesteckt hatte: Ich nahm ihn, wie ich in dem Augenblick wähnte, mit gutem Gewissen weg; ohne Zweifel weil mir seine zierliche Federn vorzüglich wohl gefielen. Aber, sobald mir der Vater sagte: Das heisse auch gestohlen, waint' ich bitterlich — und hatte dießmal recht — und trug das Aeschen Morgens darauf in aller Frühe wieder an sein Ort. Doch behielt ich etliche von den schönsten Federn; aber auch dieses kostete mich noch ziemlich Ueberwindung. Doch dacht' ich: Die Federn sind nun ausgerupft; wenn du's schon auch hinträgst, so verblast sie der Wind; und dem Mann nützen sie so nichts. — Bisweilen fieng ich wieder an zu jauchzen und zu jolen, und trollte aufs neue sorglos über alle Berge. Dann dacht' ich: So Alles Alles verläugnen, bis auf meine selbstgeschnitzelten hölzernen Kühe — wie ich mir damals den rechten Christensinn ganz buchstäblich vorstellte — sey doch ein traurig elendes Ding. Indessen wurde der Kohlwald von den immer zunehmenden Gaissen übertrieben; die Rosse, die man auf den fettern Grasplätzen waiden ließ, bisweilen von den Gaissenbuben verfolgt, gesprengt, u. d. g. Einmal legten die Bursche ihnen Nesseln unter die Schwänze; ein Paar stürzten sich im Lauf über einen Felsen zu tod. Es gab schwere Händel, und das Hüthen im Kohlwald wurde gänzlich verboten. Ich hüthete darauf noch eine Weile auf unserm eignen Gut. Dann löste mich mein Bruder ab. Und so nahm mein Hirtenstand ein Ende.

(Die Fortsetzung nächstens.)

IV.

Antoni von Buchsee wird von seiner Frau angeklagt, er lebe lieber mit schnöden Frauen als mit ihr. *)

(Mitwoch nach Palmar. 1483.)

Ich Gilian von Rümlingen, Großweibel und Statthalter an dem Gericht des Edlen, Strengen Her Wilhelms von Dießbachs, Ritters, Schultthen. zu Bern vnd Hern zu Signouw, mines genedigen Hern, vergich offentlich hiemitt das vff Mittwochen nach dem Heiligen Balmtag als man zaltt von der Geburtt Cristi vierzechenhundert achtzig und drü Jar da Ich an dem Roßmertt in der Statt Bern vor Petter Subingers seligen Seßhus usserthalb dem Tachtruff an des Heiligen Römischen Riches Straß offentlich ze Gerichtt saß, kam für Gerichtt die ersam Frouw Katrin Subingerin, des frommen vesten Anthoni von Buchse elicher Gemachel mitt dem erbarn Hansen Korber, Burger zu Bern, irem rechten Vogtt der ir ouch vor offnem Gerichtt mit Urteill vnd Rechtt zu einem Vogtt in diser hienach geschribnen Sach geben ward, vnd ließ durch iren Fürsprechen reden vnd eröffnen: „Sider si ein frye Frouw ouch in der Statt Bern Schirm, „Fryheitt vnd Burgrechtt gesetzen sye vnd aber mit dem „vermelten Anthoni von Buchs irem elichen Man in der „Ee also verwißt were das er nit Hus mitt ira haltten „noch kein Billichkeit erzögen welt, dann er die Ebrieff „zwüschen inen gemachtt bißhar nie hatt wellen lanssen „vßrichten. So hette er si ouch in diesen iren Siechtagen nitt besuchtt oder ir in keinen Dingen nachgefragett „als dann ein fromer ehrlicher Man siner Frouwen tun „sollt vnd gebürtt ze tund: Sunder so hett er mit ann-

*) Liegt im Archive zu Spietz.

„ dren schnöden Frouwen wider die Gesaztt der Heiligen
„ Ee vnd alle Zimlichkeit Huß, vnd werde von im also in
„ mangerley Stucken verachtet vnd ganz verlanssen, über-
„ das si semlichs gegen im in kein Weg mitt unerlichen
„ Sachen nye verdient hett vnd gern mitt im als ein
„ frome Frouw hußhaltten und alles das zimlich wer tun
„ weltt „ : Ob si dann icht billich von semlicher redlicher Vrsachen wegen, so si harinne bewegen vnd ouch der löblichen Fryheitt wegen damitt die Statt Bern vnd all ir Inwoner von Römschen Küngen vnd Keisern gar hoch vnd manigualttiglich begabett were, ganzen vollen Gewaltt Krafft und Macht haben söllt vnd möchtt, alles ir zittlich ligend vnd vahrend Gutt, Eigen, Lehen, Zinß, Zenden, Huß, Hußratt, Barhab, Silbergeschirr, das minder und das mer nützit ußgenomen oder vorbehalten als si das von irem Vatter vnd Mutter ouch Geschwisterten darzu von Hanns Wittentrübell seligen irem Man ankomen wer, durch Gott oder Ere iren Fründen oder ßß, war, wem vnd wohin si wellt zu verordnen, vergaben oder vermachen im Todbett oder darvor als ir eben füglich vnd diewil si in gutter sinnlicher Vernunfft were, vnd wie sich ouch nachmalen ir lester Wil vnd Ordnung von Mund oder Ingeschrift geloupplich erfinden wirtt, ob das nitt billich in Krafft beliben vnd bestan sölt, von dem von Buchs irem elichen Man vnd menglichem vnbekümbrett, vnd setzt das zum Rechten. Daryff nach miner Vmbfrag mitt einheller Vrteil erkennt ward: Siter sich die vermeltt Frow Katrin mitt Vrteil und Recht an offnem Gericht hett lanßen bevogtte das si denn durch söllicher Vrsach willen hievor gemelt vnd auch von Fryheit wegen damitt die Statt Bern gar hoch gefryet vnd begabett were, als ein frye Frouw vnd Burgerin von Bern des so si hievor begertt hett wol tun möchtte mitt allem irem Gutt dem mindren und meren als dick vnd vil ir das eben und füglich

alle die wil ſi dann in ſinnlicher Vernunfft und guter Verſtentnüſſe were; vnd wie ſich ir leſter Wil vnd Ordnung von Mund oder Ingeſchrifft gelouplich erfindett das ſöltt in Crafft beliben, beſtann vnd durch niemand geendrett werden, von irem Man vnd menglichem vnbekümbertt, doch den rechtten Geltten anne Schaden; vnd ouch alſo das ſi mitt Vogttes Hand ein Erben nemen ſöltte. Und vmb das diſe Fryheitt beſtentlicher beliben möge, das denn ſi und ir Vogtt ſöllichs angenz irem Man dem von Buchs verkünden ſöllten, ob er darin vermeinte ze reden das ſöltt er tun in dryen Tagen rechtlich, und ſöltte der leſt Tag an dem Heiligen Oſterabent ſin mitt rechten Gedingen. Vnd wo er das in dryen Tagen nitt rechtlich täte, dann ſoltt er ſi fürwertthin an irem Gutt, fryen Willen vnd Ordnungen ganz nützit mer bekümbren oder darin ze ſprechen haben wenig noch vil in kein Weg. Vff die Vrtteil ſetzt und macht die vorgenannt Frouw Cattrin zu iren Erben ir dry Schweſtern gemeinlich und vnverſcheidenlich die unter Augen unberatten waren, und behub ir ſelber lutter vor alles irs Guttes nützit deſto minder Her und Meiſter ze ſind diewil ſi in Leben, ouch dis Ordnung abtun, endren, mindren vnd meren, ander machen wann ir das eben were, von iren Schweſtern und menglichem ganz vnbekümbrett; das ir mit Vrtteil zugelanſſen war. Darumb vordret die Frouw mitt irem Vogtt ein Vrkund, das ward ir vnder mins Hern des Schultthn. anhangendem Inſigel zubekant. Vnd ſind des Zügen die fromen wiſen Niclaus zer Kinden des Rattes, Petter und Bendicht Irreney Gebrüder, Diettrich Hübſchi, Petter Pickartt, Hanns Siber, Petter Kupfferſchmid vnd Hanns Achermann, Burgere zu Bern. Geben als obſtatt.

V.

Neun Gedichte von einer jüngst verstorbenen Dame.

1.

Auf Bodmers Tod.

Ich will nicht, edler Greis, zu deiner Höhe dringen;
Homeren kömmt's nur zu, dich, Bodmer! zu besiugen:
Jedoch bedarf dein Lob nicht eines Phöbus Leyer;
Wo Wahrheit dichtrisch mahlt, braucht's kein poetisch Feuer.
Nicht Stand, nicht Gut war es, was wir an dir verehrten;
Du, Bodmer! warst es selbst, du Phönix der Gelehrten —
Dein Wohlthun in dem Staat, dein edles Christenherz,
Lang unser aller Glück — jetzt unser aller Schmerz.
Doch immer Trost genug, wenn wir am stärksten trauern —
Weil es noch Labsal ist, den Edeln zu bedauern.

2.

An Bodmers Begräbnißtage.

Du warst zu grosser Mann, von mir gekannt zu seyn;
Doch schmerzt mich dein Verlurst, als wär' ich minder klein.
Ja! Bodmer, es muß viel mit dir im Grabe liegen;
Es rollten deinem Sarg manch Tausend Thränen nach,
Und war kein thränend Aug, dem nicht das Herz entsprach —
Ein seltsam Phenomen bey unsern Leichenzügen!

3.

Beym Sarge meiner Freundinn B. Geborene P.

(Oktober 1782.)

Zerrissen die Fesseln der sanftesten Seele!
Auf Ewig! Auf Ewig! der Erde entfloh'n!
Kaum schied die jetzt jammerentlastete Seele,
Empfiengen die himmlischen Freunde sie schon.

Hoch ward sie auf leuchtenden Wolken getragen
Zum Vater, dem Schaffer und Richter der Welt;
Im Buche des Lebens ihr Nam' aufgeschlagen,
Und sie zur Mitschwester der Engel erwählt.

Was zagt ihr noch, Freunde! und wünscht die Verklärte
Hernieder, aus Edens Gefihlden, zurück?
Ach! Wenn der Allvater die Bitt Euch gewährte,
Entriß' er der Freundin ja Himmel und Glück.

Denkt nicht an die Leiche im Schooße der Erde;
Nein! denkt an die Seele hellstrahlend von Licht,
Entfesselt von irrdischem Leid und Beschwerde,
Im Kraise der Sel'gen; dann trauret ihr nicht.

O! denkt sie, entschwungen dem Wirbel der Leiden,
Auf einmal beseligt, unnennbar vergnügt,
Im Anschau'n der Gottheit, nichts athmend als Freuden —
So schweigen die Seufzer, die Thräne versiegt.

Mehr Wonne, als Sterbliche fähig zu fassen,
Umströmet die Theure, um die Ihr noch weint!
Drum freuet Euch, Freunde! auch einst zu erblassen,
Und mit ihr zu werden auf ewig vereint.

Dann geht ihr zusammen die rosigten Pfade,
Und dringt durch die Pforte der Ewigkeit ein —
Geniesset die alles beglückende Guade,
Als Geister beym Urquell der Geister zu seyn.

4.

An meine Mutter. Beym Tod ihres liebsten Canarien-Vögelchens.

(Im Julius 1783.)

Im Land, das Ceres sich zu ihrem Sitz gewählt;
Das nie des Winters Grimm mit starrer Hand entstellt;
Wo alles scherzt und singt; wo jede Tugend wohnet,
Die Leidenden bestärkt, und Dulbende belohnet;
In dieses selten Land flog jüngst, mit frohem Sinn,
Entkörpert, glänzend schön, Ihr kleiner Liebling hin.

Der Todtenschiffer schaut den muntern Fremdling an;
Sein Blick erheitert sich, wie er's noch nie gethan.
Er setzt ihn lächelnd ab auf die beblümten Felder.
„Hier„! — ruft ihm Minos zu — „Bewohne diese Wälder,
„Die nie kein Frost entlaubt„! Kaum hört der Kleine dies,
Als er, von Freud' entzückt, sein Lied erschallen ließ;
Die reinste Harmonie beseelte seine Töne,
Entlockte Minos Aug die erste Götterthräne:
„Du sollst„, sprach er zu ihm, „der Vögel Phönix seyn;
„Den Vorzug räum ich dir vor deinen Brüdern ein!„
Des Vogels zärtlich Aug warf schüchtern einen Blick
Dem ernsten Richter zu, und dankt ihm still sein Glück.
Elysium war nun, so oft er sang, ganz Ohr;
Doch blieb der Sänger stets bescheiden, wie zuvor,
Da er, noch unbekannt der hohen Götterschaar,
Ihr holder Zeitvertrieb und Lieblingssänger war.

5.

Ueber die Abwesenheit meines Vaters.
(Im May 1784.)

Mich reizt jetzt nicht dein Silberschimmer,
O Luna! der mir sonst gefällt;
Weil banger Sehnsucht Zähre immer
Mein trübes Aug gefangen hält.

Doch, ob ich gleich in Wehmuth sinke,
Fühl' ich die reinste Himmelslust;
Je mehr ich Thränenbäche trinke,
Je sanfter pocht die bange Brust.

Drum glaub' ich, daß ich nur mich täusche;
Daß dieses keine Leiden sind —
Nur Freuden, die dem Weltgetäusche
Zu heilig, zu erhaben sind.

Wenn ich den besten Vater denke,
Den fern von mir das Schicksal nahm,
Empfind' ich, ob ich gleich mich kränke,
Vergnügen selbst in meinem Gram.

Ich fühle ganz der Trennung Schmerzen;
Doch freu'n sie mich, ich fühl sie gern.
O Zärtlichkeit! Thronst du im Herzen,
So bleibt ihm Wonne nimmer fern.

Dir, reinster meiner Triebe! weihe
Ich das Gefühl, das Gott mir gab.
Ach! wenn ich einst in Eden blühe,
So wache über meinem Grab!

6.

An die Nacht.

Auf deinem Fittig, holde Nacht!
Wiegt meine Seele sich, und schmeckt
Die Wonne deiner Zaubermacht,
Die mild den weiten Erdkreis deckt.

Der Arme liegt in deinem Schooße
Auf hartem Lager so vergnügt,
Als der von Wollust trunkne Grosse
Im Pflaum und seidnem Bette liegt.

Kein Eigennutz hemmt dein Erbarmen;
Du spendest jeden Segen aus,
Der Hütte des gedrängten Armen,
So wie des stolzen Fürsten Haus.

O Wonne! Deinem Bild zu gleichen:
Stillthätig Allen Segen seyn —
Möcht' ich den hohen Werth erreichen,
Wie wollt' ich mich des Daseyns freun!

7.

Bey dem Absterben der Mutter meiner Freundinn, R. R.

Ich stimme mitleidsvoll in deine Klagen,
O Freundinn! und ich weiß, du hörst mich lieber an,
Als wenn ich dir von Trost jetzt wollte sagen —
Von Trost, den noch dein Herz nicht fassen kann.

Ja! Sünde wär's, wollt' ich dein Trauern hindern;
Denn Sie verdient gewiß dein Trauern allzuwohl:
Nur, wenn es möglich ist, deiu Leid vermindern,
Das ist's, was ich als Freundinn darf und soll.

Ein Blick nach Ihr, o Freundinn! und es schwinden
Bald alle unsre Klagen, unsre Seufzer hin;
Wir freuen uns mit Ihr. Denn wir empfinden:
Der reinen Seele sey der Tod Gewinn.

Wir sehen Sie als Seraph göttlich strahlen,
Sich bey dem Anschaun Gottes Ihrer Würde freun!
Wir sehn ein Bild, das keine Worte mahlen —
Ein Bild das muß gesehn, empfunden seyn.

Such oft dieß Bild, o Freundinn! Deine Seele
Kehrt von ihm jedesmal voll süssen Trosts zurück:
Dort wo Sie thront, dort ist die Tröstungsquelle;
Dort heitert bald sich dein getrübter Blick.

O tröste dich! Schau auf zu Gottes Throne,
Wo jetzt die Heilige für deine Wohlfahrt fleht;
Dort theilest du einst mit Ihr gleiche Wonne,
Hast du wie Sie hier reichlich ausgesät.

8.

Der kleine Augenblick.

An. . . . . .

Ach! allzuschnell ist er mir hingeschwunden,
Der stillgewünschte Augenblick;
Noch eh' ich seinen ganzen Werth empfunden,
So eilt er leider schon zurück.

Wo floh er hin? — Wo mag er wohl verweilen,
Der liebe süsse Tropfen Zeit? —
Dürft ich ihm nach, mir gäb', ihn zu ereilen,
Mein Wunsch des Windes Schnelligkeit.

Saturn! Vielleicht hast du ihn selber wieder
In deine Urne aufbewahrt?
Verschenkst du je den kleinen Flüchtling wieder,
So sey er nur für mich gespart!

Doch . . . Kömmt er je aus deiner Hand zurücke,
So bitt ich dich zuerſt dabey:
Daß er im Kommen raſch, wie alle Augenblicke,
Und — in dem Fliehen langſam ſey!

9.

An einem Abend.

(May 1787.)

Wenn Heſperus und Luna's Silberſtrahlen
Dem Erdball ihre Reitze weih'n,
Und reichbelaubte Bäum' den ernſten Nachtigallen
Zum ſichern Aufenthalt die dichtſten Aeſte leih'n:

Wenn ſelbſt ein Harpar ſchläft, ſich alle Augen ſchlieſſen,
Und Phöbus ſanft im wilden Meere ruht,
Läßt Morpheus mich doch keiner Ruh genieſſen,
Schwimmt ſtets mein trübes Aug in heiſſer Zährenfluth.

Wie Blitze fährt der Schmerz durch meine bange Seele,
Reißt mich bald ungeſtümm, bald wehmuthsvoll dahin;
Bald flieht ein ſanftes Ach! aus der beklemmten Kehle,
Bald ſtürzt der Klagenſchwarm verzweiflungsvoll dahin.

Ich fühl' und ſehe nicht's als Ahndung banger Leiden.
So weit der Horizont dem Auge ſichtbar iſt,
Verfolget ihn mein Blick, und ſucht der Zukunft Freuden;
Allein ſie flieh'n ein Aug, trüb' wie das meine iſt. —

Wenn finſtrer Wolken Heer der Berge Stirn' umwallet,
Und ſchwarzer Nebelflor die nächſte Ausſicht deckt;
Der Eule ſchauernd Lied durch träge Lüfte hallet,
Und Nacht und Todesgrau'n den kühnſten Wandrer ſchreckt —

Beginnt im Widerſpiel von mir mein Gram zu weichen;
Das todte Herz fühlt ſich von ſeinem Schlummer los,
Und freut ſich, dir, o Nacht! an Finſterniß zu gleichen,
Mehr als dem heitern Pfad, den Lunas Schein umfloß.

Dann, dann fühl' ich den Wunſch, das Ziel nach dem ich ſtrebe —
Verweſung — und ein Grab, das ewig mich verſchließt!
Wie ſchön erſcheint ihr mir, ſchon jetzt da ich noch lebe —
Wie ſelig ſeyt ihr einſt, wenn keine Thrän mehr fließt!

D. v. L**r. Geborene H**.

VI.

Prospektus zweyer Handschriften, den Eydsgenößischen Freystaat Biel betreffend.

Prospecktus des Versuchs einer Standsgeschichte der Stadt Biel in der Eydsgenoßschaft, von dem IX. Jahrhunderte hinweg, wo ihrer in den Actis publicis zuerst Meldung geschiehet, bis zu End des Jahrs 1610. pragmatisch beschrieben von David Walker, Burgermeister. Fünf Quart-Bänd, in Handschrift.

Erster Band. Enthaltet die muthmaßliche Herkunft der Stadt; ihre ursprüngliche Freyheiten; ihre mit andern Ständen, Herren und Städten errichtete, theils ephemerische, theils ewige Bündnisse, Burgerrechte und Verträge; mittels deren sie in die eydsgenößische Bundesverein gekommen, und an allen in- und auswärtigen Schicksalen und Kriegen dieses verbündeten Freystaats Antheil gehabt und genommen; ihre verschiedene harte Schicksale und Anfechtungen, die sie von der Hochfürstl. Baselischen Hochstift und deren Bischöfen zu erdulden gehabt; in einer geschichtsmäßigen Erzählung fortgesetzt, bis zum Jahr 1521. Mit vielen ungedruckten Urkunden und Anmerkungen erläutert. Nebst 16. S. Vorrede, 493. S. Geschichte; zusammen S. 509.

Zweyter Band. Enthaltet die Fortsetzung, vom Jahr 1521. hinweg bis zum Jahr 1575. darinn die Reformationsgeschichte der Stadt, die Pfandschafts-Handlung mit Bischof Melchior von Liechtenfels und dem Domkapitel um die Meyerthumsstelle und alle übrigen Rechte der Baselischen Hochstift zu Biel, und in den Herrschaften Erguel, Illsingen und Dessenberg und deren Fata, nebst den darauf mit den Erguelischen Landleuthen, ihres mit der Stadt Solothurn errichteten Burgerrechts wegen,

erfolgten Streitigkeiten, und was sich sonst Bemerkenswürdiges in innern und aussern Angelegenheiten zugetragen, dokumentarisch beschrieben werden. Auf S. 384.

Dritter Band. Beschreibt die merkwürdigen Streitigkeiten, welche die Stadt Biel, um ihrer Staatsfreyheit und allen davon abhangenden Rechten willen, mit dem Baselischen Bischof Jacob Christoph Blaurer von Wartensee, vom Jahr 1575. bis zu dem viersätzigen Spruche zu Baden von 1594. gehabt und gehalten; nebst vielen andern die Bielische Geschichte interessant machenden Staatsbegebenheiten. Dieser Zeitraum ist höchst wichtig, weil von Seiten Hochermeldten Bischofs alles Mögliche versucht und angewendet worden, die Stadt Biel um alle ihre geistliche und leibliche Freyheiten zu bringen, und derselben die Fesseln einer harten Dienstbarkeit anzuwerfen; welche Absichten ihm aber, durch den im Jahr 1594. zu Baden im Aergäu erfolgten viersätzigen Spruch vereitelt worden. Dieser Band enthält S. 445.

Vierter Band. Enthält die von eben diesem Herrn, nach Verwerfung des viersätzigen Badischen Spruchs, zu empfindlicher Kränkung der Stadt Biel, mit Löbl. Stand Bern unternommen- und errichtete Tauschhandlung, bis zu derselben An. 1602. zu Bern von zehen eydsgenößischen Orten beschehenen Ratifikation; welche Handlung in der Eydsgenoßschaft grosses Aufsehen erwecket, und den L. Ständen viele Bemühungen verursachet. Diese Erzählung füllt S. 288.

Fünfter Band. Enthält fürnämlich die Geschichte der Zerstörung dieser Tauschhandlung, und der dießfalls zu Biel veranlaßten Bürgerlichen Verwirrungen und Spaltungen; welche sowohl, als der zu völliger Aufhebung dieser Tauschhandlung abgesehene, zwischen dem Herrn Bischof von Basel und der Stadt Biel, durch beyde L. Stände Freyburg und Solothurn im Jahr

1606.

1606. zu Pruntrut vermittelte Vergliech, jene Zerstöhrung gleichsam vervollkommnet; jedoch aber den Streitigkeiten kein Ende gemacht, als die erst vier Jahre hernach, durch den im Jahr 1610. von acht paritätischen eydsgenößischen Sätzen zu Baden im Aergäu beygelegt worden, und den im Christmonat darauf mit dem Land Erguel zu Delsperg unter bischöflicher Vermittelung errichteten Vergliech nach sich gezogen. Füllt S. 425.

Also in allem eng zusammen geschriebene S. 2051. Worinn sonderheitlich, sowohl in der Geschichtserzählung selbst, als mittelst schicklich angebrachter Anmerkungen, mit Hülfe des römisch-deutschen und helvetischen Staatsrechts, die Stadt-Bielische Constitution pragmatisch aufgeklärt und die Marchscheide zwischen eines Herrn Bischofs von Basel derendigen Landsherrlichkeit und der Stadt Biel Eigenmächtigkeit deutlich und faßlich auseinandergesetzt, entwickelt und alles mit zuverläßigen Gewährsstellen unterstützt wird.

2.

Prospektus einer handschriftlichen Abhandlung von 500. Seiten in Folio, über die Frage: Ist die Stadt Biel ein souverainer Freystaat?

In dieser Abhandlung wird fürnämlich aus zuverläßigen und unverwerflichen Quellen und Dokumenten historisch und pragmatisch festgesetzt und erwahret: Daß die Stadt Biel, ungeachtet der einer Hochfürstlichen Stift Basel und dero jeweiligen Herren Bischöfen, auf und in derselben zukommenden landesherrlichen Rechten, und unbeschadet des denselben leistenden Homagii, dennoch ein souverainer Freystaat sey; und in Vergleichung ihrer Eigenmächtigkeit mit der Eigenmächtigkeit anderer, sonderheitlich der Deutschen unmittelbaren Reichsständen

und Städten, die als fürstliche und republikanische Freystaaten diesen ausgezeichneten Rang unter den Europäischen Mächten unwidersprechlich geniessen, sich dieses Vorzugs begründet anmaassen könne. Diese Schrift setzt das bisdahin den meisten Kennern der Eydsgenößischen Staatskunde unbegreiflich und unerklärbar vorgekommene Staatsverhältniß zwischen einem Herrn Bischof von Basel und der Stadt Biel in das eigentliche wahre Licht. Die sowohl aus der Geschichtskunde, als aus zuverläßigen gedruckten und ungedruckten Urkunden und dem Deutschen und Helvetischen Staatsrechte, geschöpften beygefügten häufigen Anmerkungen machen das Werk für einen Liebhaber und Forscher der Vaterländischen Geschichte und Staatskunde wichtig und interessant. Auch ist demselben eine historisch-pragmatische Beleuchtung der von weiland Bischof Immer von Ramstein, i. J. 1388. der Stadt Biel, nach der von Jean de Vienne erlittenen Brunst, zugestellten Freyheitsurkunde, die derselben wahren Zweck und Absicht aufdeckt, nebst einem Materialregister angehängt.

N. S. Wer dieser beyden Handschriften wegen noch nähere Nachrichten zu vernehmen wünscht, hat sich deswegen an Herrn Dr. Albrecht Höpfner in Bern zu wenden.

VII.

Auszug eines Schreibens an Herrn Lehmann, von Herrn R. v. T Hauptmann in Königl. Französischen Diensten; als ein Beytrag zur Karakteristick der Korsen und ihres Generals Paoli.

Ganz gewiß thun diejenigen dem General Paoli zu viel Ehre an, die ihn mit den Helden des Alterthums ver-

gleichen. Niemals sahe man ihn an der Spitze seiner Truppen fechten, die ihm doch gern gefolgt wären. Ich fodre alle Genuesische und Französische Offiziere auf, ob sie ihn jemals im Gefecht à la tête de son corps gesehen haben? Ich selbst bin mehr als einmal Zeuge seiner Feigheit und Muthlosigkeit gewesen. Nur ein Beyspiel erlauben Sie mir, Ihnen anzuführen. Im Jahr 1759. wollte er durch seine Leuthe die Kirche St. Baneragio unter Sorlani befestigen lassen. Unser General beorderte einige Grenadiers-Kompagnien von Bastia aus, bey denen ich mich auch befand, um dieses Unternehmen nicht nur zu verhindern, sondern die Kirche in die Luft zu sprengen. Wir waren noch eine Italiänische Meile und drüber entfernt, als wir den wackern General Paoli auf seinem Schimmel mit der größten Eilfertigkeit — davon rennen sahen. Seine Arbeiter thaten uns noch einigen Widerstand; mußten aber endlich weichen, und sahen unmuthsvoll ihre Kirche in die Luft sprengen, die uns heiß gemacht haben würde, wenn sie durch kluge Anstalten und einen muthigen Anführer wäre vertheidiget worden. Aeusserst behutsam gieng er in allen seinen Unternehmungen zu Werke; dieß freylich zum Theil aus Mißtrauen auf seine eigenen Leuthe. Seine Familie hatte seit langer Zeit an einen gewissen Barbarossa einen furchtbaren Feind. Dieser rachgierige Mann brannte den Paolischen Pallast zweymal ab, und drohete es so oft zu thun, als man ihn wieder aufbauen würde. Wirklich unterblieb der Bau, und die Paoli mußten bey ihren Freunden zu Rostino logiren. Paoli gab sich alle ersinnliche Mühe, die Freundschaft dieses Mordbrenners zu erwerben, bot ihm Geld und Ehrenstellen an, und richtete doch nichts aus.

So wenig persönliche Tapferkeit aber Paoli besaß, destomehr habe ich bey seiner Nation angetroffen. Ein

einziger Zug mag Ihnen genug seyn. Wir konnten allet angewandten Mühe ungeachtet Foriani nicht erobern. Wir mußten uns begnügen, unsre Redouten zu bewahren, und lieſſen Bauern Bauern seyn. Auch sie lieſſen uns lange Zeit in Ruhe. Einige ihrer Anführer foppten einen gewiſſen Hauptmann, der schon lange zu Foriani unthätig gewartet hatte, was er doch da thue? „Mehr „ als ihr „, war die Antwort. Sie erzählten ihm nun ihre Heldenthaten der Reihe nach. „ Das ist alles „ nichts „, sagte er; „ ich will euch überzeugen, daß ich „ mehr thun kann „. Gleich versammelte er seine Verwandte (denn es ist hier gewöhnlich, daß jede Familie unter seinem Haupte streitet), zog am hellen Tage aus Foriani, schlich mit seinen wenigen Leuthen, die öfters auf dem Bauche krochen, bis an unsre Redouten, die am Ufer des Meeres lagen, stark besetzt waren, und durch vier Kanonen bedeckt wurden, überfiel uns in der Redoute selbst, und würde ein gräßliches Blutbad angerichtet, auch die Redoute selbst gewiß behauptet haben, wenn er nicht von unserm Jägerkorps wäre in die Flanke angegriffen worden, und er nicht frühzeitig das Unglück gehabt hätte, von einer Kugel zu Boden geworfen zu werden. Er bezeugte die größte Gegenwart des Geistes; und selbst noch im Tode gab er uns das Beyspiel eines unerschrockenen Helden, der sich glücklich fühlt, für sein Vaterland sterben zu können. Solcher Beyspiele sahe ich unzählige; aber von Paolis Muth kein einziges.—

VIII.

Gilgian von Rümlingen giebt dem Gotteshaus zum Heil. Geist ein neues Unterpfand für das erste, welches er, wie er sagt, verluderet hatte *). (1520.)

Ich Gilgann von Rümlingen, Burger zu Bern, bekennen mich offentlich mit dieserm Brief für mich und die sich ouch mitt mir vestenklich harzu verbinden: Alßdann ich bishar den Geistlichen Herren deß Godßhuß zu dem Helgen Geist hie zu Bern järlichen zinsett hab einen halben riniſchen Guldin von vff und ab einem Huß und Hof zu Rümlingen mitt siner Zugehörung, welcher halb Guldin Zinß harkommen ist von Entz Uziſchdorff der semlich Zinß geordnett hat an das ewig Liecht vor dem Sakrementt zu dem Helgen Geist: „Vnd als aber ich zu diser „Zitt semlich Underpfantt verludrett und von minen „Händen komen lassen hab„, so setzen und schlachen ich semlichen halben riniſchen Guldin Zinß von vff und ab minem Hof und Gutt zu Grafenried gelegen in Parochi ..... mit aller siner Zugehörd, mitt Huß, Hof, Acher, Mad, Holz, Veld, Wunn, Weid, Räntten, Gültten, Nutzungen vnd Anhang vnd was darzu dienen mag, das alles ich insätz für ein bewertt fry lidig Vnderpfandt, und, wa davon abgieng, darnach alls ander min Gutt nütt vßgenommen noch vorbehalten; vnd ouch nu fürhin semlichen halben riniſchen Guldin Zinß ally Jar jerlich vf Santt Marttiß deß Helgen Biſchofs Tag, Acht Tag vor oder nach ungfarlich, dem Erwirdigen geistlichen Herren Diebold Schwartzen, der Zitt Her Meister desselbigen Godßhuß zu dem Helgen Geist oder sinen Nachkommen zu des Godßhuß sicheren Handen entwintten (?)

*) Aus dem Archive zu Spietz.

weren und bezalen ſöllentt vnd wellent in vnſrem eigen Koſten vnd allweg an iren Schaden. Vf das iſt diſer Kauf geben und beſchehen vmb zechen gutter riniſcher Guldin dero ich gewertt und wol bezalt bin, ſage auch die genanten Käufer vnd ir Nachkommen darum ganz quitt, ledig und loß in Kraftt diß Briefs, und gelob ouch ich obgenantter Verkäuffer für mich und min Erben bi gutten Trüwen, den obgenanten Käufern vnd ir Nachkomen diß Kaufs der Sum Geltteß vf dem obgenanten Vnderpfandt ir recht Wer zu ſind, und inen darumb gutt ſicher Werſchaft zu thun vnd dragen wa ſy ſemlichs bedörffentt vnd uns darnmb ermanent in vnſrem eigen Koſten, und ane iren; und beſunders ouch inen den vorgenantten jehrlichen Zinß ally Jar vf Zit vnd Tag als obſtatt vßzurichten und zu bezalen, mitt rechten Pehn und Buß wa wir den Zinß dheinß Jars nitt vßrichttend, das er dann daſſelbig Jar zwyfach vervallen ſin ſoll; und dannentthin mogentt ſy das obgenantt ir Vnderpfand angriffen, verkoufen, vertriben ſo lang und vil bis ſy umb all vßſtendig Zinß mitt ſamptt allen Koſten bezallt und vergnütt werdentt mit wüſſenhaftter Entzichung aller Hilf geiſtlicher und weltlicher Richten und Rechten, und alles deß ſo hiewider zuSchirm dheins Wegß hin gezogen möchtt werden, ally Gfärd harin vermitten. Doch harin vorbehalten die Ablöſung, daß wir mögen mitt zechen riniſcher Guldin volkomen an Gewicht mitt ſamptt dem Zinß nach Marchzal verloufen diſern Zinß wider ablöſen. Vnd des zu veſter Vrkund hab ich Gilgan von Rümlingen diß obgeſchrieben Sachen all zu beſagende min eigenn Sigel für mich und min Erben gehenckt an diſern Brieff. Zügen ſo hyby warend die fromenn wiſen Kunratt Wilading Venner und deß Rathß, Erhartt Kindler Oberſpittal-Meiſter, und ander gnug: Der geben ward vf vnſers Herren Frönlichnamßtag, da man zalt von Gottes Geburtt Eintuſentt Fünfhundertt vnd Zwanzig Jar.

IX.

Hans Lamprandts Vergicht *). (1524.)

Ich Hanns Lamprandt, in der Herrschaft Spietz säßhaft, bekenn offenlich mitt disem Brieff: „Als ich dann „einem biderben Mann, mitt Namen Hannsen Cunnzin „sinen Lyb vnd Gut getröstet, unnd über dieselbige Tros„stung sin, desselbenn Cünzis, Eefrowen, so ich getröst, „in minem Gewallt, unnd mitt ir ein Kind gehept und „überkommen, denne so hab ich bishar ettwen mennge „Trostung, und sonnderlich jetzt letstmalls gegenn dem „Weibell zu Spietz die Trostung mit der Hannd gebro„chenn, unnd, wenn man mir Frid und Trostung ab„gevordert, gerett, (mit Vrloub) ich schieisse in die „Trostung; deßglychen ein min gethane Eidsgelüpt über„sächen, und so vil ungeschickter Hänndelln gethan„, das der Edell Erennvest Her Johanns von Erlach Herr zu Spietz, Schulltheiß der Stadt Bernn **), min gnädiger lieber Herr geursachet worden, durch sinen Amptmann unnd Dienner, den Ersamen Heinrichen Zimmermann, diser Zitt Schulltheissen zu Spietz, zu mir zu gryffen unnd vängklich anzunemen; unnd wiewol nach Verhörunng miner Mißhandlung zu mir durch den jetz gedachten Schulltheissen von Spietz im Namen als vorstatt geklagt, und miner dargegen beschächnenn Anntwurt, ich umb minen Lyb unnd Gut dem obgenannten minem gnädigen Herrn Johannsen von Erlach zubekennt; jedoch so hat aus grosser Bitt des Ersamen Wysen Schulltheissen unnd Rath der Statt von Thun, Tschachtlanns, Vänners, unnd einer gannzen Lanndtschaft zu Ober- unnd Nider-Sibenntal, ouch einer gannzen Gemeind zu Aescht

*) Aus dem Archive zu Spietz.

**) Hans von Erlach, Herr zu Spietz und Riggisperg, Schultheiß der Stadt Bern. Starb 1539. Er war der Sohn Rudolfs von Erlach, Schultheissen zu Bern, und Barbara von Praroman.

und Spietz, unnd darby miner frommen Früntschafft, derselb min Gnädiger Her Schulltheiß der Statt Bernn, als min rechter natürlicher Herr, dem dann die Obern und Nidern Gericht mit voller Herrschaft zu Spietz zustannd, mich uß siner grossen Tugenndt unnd Miltigkeit barmherzigklich, unverletzt mins Lybs unnd Gutz (im doch als vorstat verfallenn) in Gestalltenn unnd Fürworttenn wie hernach vollgett, begnadett unnd vßgelassen, daß ich denselbenn sinen Gnaden billich zu Guttem unnd Hocher Dannkbarkeit niemermehr vergessen sol noch wil; mitt diesen rechten Fürwortten unnd Vnderscheid: So hab ich der obgenannt Hanns Lamprandt daruf einen vferhabnen Eyd lyblich zu Gott unnd den Heiligen geschworen, unnd gethan, die obbenemptte min Gefänugknuß an dem bemellten minem Gnädigen Herren, allen den sinen Amptlütten, denen so im zu versprechen stannd, oder daran Schuld habenn möchten, in keinen Wäg zu äfern, annden noch ze rächen, weder jetz noch in künnftigen Zytenn, mitt dheinen Gebärden, Worttenn noch Wärkenn, in kein Form noch Gstalt; sondern so sol ich zu keinen Eren, es sye Gericht, Rat, Kunntschaft, oder derglych erlicher Sachenn mer gebrucht werden, darzu keinen Tägenn, Schwärt oder Tolchen mer, sonnders allein ein stumpff Mässer tragenn, unnd dise beide Stugk so lang es dem obgenannten minem gnädigen Herren gevallt. Ich soll und wil auch allen Costen über dise mine Verwürckunng, wie sich jech das geschigktt, vfgelüffenn, vernügen unnd abtragenn; allso ob sich gefügtte, das ich das so hievor von einem an das annder erlüttert stat, ingemeind oder sunders übertrettenn unnd derglych oder annder Mißhänndell wyter und mer tun unnd gebruchenn wurde (daruor mich Gott der Herr trüwlich welle behütten) allsdann so sol unnd mag der vilgesagt min gnädiger Herr ane wyter Gericht ald Rechtfertigunng ab minem Lyb, Läben unnd Gut richtten unnd vrteillen nach minem Verdienen unnd siner Gnadenn bestem Bedunngken, ane allen Intrag, Widerred unnd Gefärd. Inn Kraft diß Brieues, der, deß zu warem Urkund, durch miner Hannsen Lamprantz Pitt willen, mitt des Ersamen Hannsen Achsers, Allt-Vänners und diser Zyt Statthalters zu Aeschi, eignem anhangendem Insigell, für mich, doch im unnd sinen Erben unschädlich, verwaret unnd geben ist vff Mittwuchen den letsten Tag Augstmonats, gezallt nach der Geburtt vnnsers liebenn Herrn Jhesu Christi, Fünnfzechenn Hundertt Zwenzig unnd Vier Jar.

X.

Verzeichniß schweitzerscher Bildnisse.

(S. Mus. 3. Jahrg. 4. Heft. S. 378. u. ff.)

F.

Faber (Peter) von Genf, des H. Ignatius Loyola Mitarbeiter, m. 1546.
(1.) Anonymus.

Fabritius (Johann) von Schafhausen, Professor zu Heidelberg, m. 1638.
(1.) Rothscholz. (2.) J. Schwyzer. (3.) Anonymus.

Fabritius (Joh. Ludwig) von Schafhausen, Professor Theologiä zu Heidelberg, n. 1632. m. 1696.
(1.) J. Schwyzer. (2.) Anonymus.

Fabritius vulgò *Schmid* (Stephan) Decan zu Bern 1622.
(1.) P. Aubry sc. 1648. (2.) A. N. Boneth sc. 1640. (3.) Mausolæum Bernense. (4.) J. Amann. Klein. (5.) Titulblatt.

Fabritius (Theobald) Joh. Sohn, Professor Logices zu Heidelberg 1660. æt. 37.
(1.) A. H. de Vos p. J. Schwyzer sc.

Fäsi (Joh. Heinrich) Diacon beym Grossen Münster zum Silberschild in Zürich, m. 1734. æt. 74.
(1.) S. sc.

Faigaux (Franz Ludwig) von Yverdun, französischer Pfarrer zu Basel, n. 1707.
(1.) R. Gardelle p. & sc.

Falckner (Emanuel) Rechtsgelehrter zu Basel. Bürgerm. n. 1674. † 1734.
(1.) M. Bernigeroth.

Falden (Arnold von der) Siehe Halden.

Farel (Wilhelm) Prediger zu Neuburg, n. 1489. m. 1565.
(1.) P. van der Aa No. 22. (2.) d'Aumont. (3.) Beza. (4.) Idem Französisch. (5.) J. Dassier sc. Medaille. (6.) Desrochers. (7.) Freherus Tab. 9. (8.) Mausolæum Bernense. (9.) Mazzuchelli Tab. 72. (10.) Mieris T. 3. p. 333. (11.) J. H. Pfenninger. (12.) Rothscholz. (13.) J. Verheiden p. 115.

Farnese (Hieronymus Fürst von) Erzbischof von Patrasso, päbstlicher Nuntius in der Eydsgenoßschaft. 1640.
(1.) Testana.

Fatio (Johann) M. D. zu Basel, An. 1691. als ein Friedensstöhrer enthauptet, æt. 42.
(1.) G. D. Heumann.

Federspiel (Joh. Anton Freyherr von) Bischof zu Chur, elect. 1755.
(1.) Klauber sc. Calender.

Federspiel (Walricus VIII. von) Bischof zu Chur von 1692. bis 1728.
(1.) Thaler von 1720.

Fedminger (Johann) Dekan zu Bern. 1575.
(1.) J. Amann. Klein.

Feer (Anna) Siehe Balber.

Feer (Johann) ein gelehrter Barfüssermönch zu Luzern, m. 1554.
(1.) F. B.

Fegeli, Siehe Fœgeli.

Fehr (Rudolf) von Oberried bey Eglisau. 1778.
(1.) M. Wachsmuth sc. (2). Lavaters Phys.

S. S. Felix, *Regula* und *Exupranz*, Märtyrer, in Zürich enthauptet. An. 303. oder 312.
(1.) K. Meyer inv. & sc. Murerus. (2--4.) J. Müller P. I. p. 4. 7. 14. (5.) Pantaleon. T. I. p. 178.

Felix V. Siehe S. Amadeus.

Fesch (Johann) von Basel, J. V. D. zu Breslau, n. 1582. m 1645.
(1.) Medaille. (2.) Kundmann Tab. 26.

Fesch (Joh. Rudolf) Obrist-Zunftmeister, hernach Bürgermeister zu Basel, n 1680. m. 1762.
(1.) J. R. Huber p. 1739. J. Houbraken sc. 1747.

Feure (Jacob le) von Caumartin, französischer Gesandter an die Eydgnoßschaft. 1642. m. 1667.
(1.) L. Boudan.

Feure (Ludwig Franz le) Herr von Caumartin und Boißy, Französischer Gesandter an die Eydgnoßschaft. 1605.
(1.) L. Boudan. (2.) J. Daret. (3.) Mariette. (4.) Fr. de Troy p. P. van Schuppen sc. 1685.

S. Fidelis, der Märtyrer zu Cleven, enthauptet um An. 300.
(1.) J. Callot inv. & sc. (2.) C. Meyer inv. & sc.

B. Fidelis von Sigmaringen, Capuziner, erlitt den Märtyrtod im Brettigäu. 1622.
(1.) S. Conca inv. P. Pilaja sc.

Finck (Johann) Bürgermeiſter in Zürich, elect. 1385. m. 1397.
(1.) J. Meyer. (2.) S. Walch.

S. Findanus, ein Schottländer, Benediktiner-Mönch zu Rheinau, m. An. 827.
(1.) J. Aſper inv. R. Meyer ſc. Mureri Helv. Sancta. (2.) J. Umbach inv. B. Kilian ſc.

Firnenberg (Eliſabeth Gräfin von) Herzogin von Oeſterreich, m. 1343.
(1.) Müller P. 6. p. 25.

Fiſcher (Johann) ein Knab.
(1.) Lavaters Phyſiognomic.

Fleckenſtein (Johann von) Biſchof zu Baſel und Abt zu Selz, elect. 1423. m. 1436.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 485.

S. Florentius, Biſchof zu Sitten um An. 411.
(1.) J. Callot inv. & ſc.

Fluckiger (Maria) Felix Schuppachs Eheweib, n. 1735.
(1.) G. Locher p. 1774. C. von Mechel ſc.

Flue (S. Niclaus von) genannt Bruder Claus, Einſidler, n. 1417. m. 1487.
(1.) G. Alts Chronick, Nürnberg 1494. (2.) J. Aſper inv. R. Meyer ſc. (3.) Foſſoyeux. (4.) Freherus Tab. 5. (5–8.) J. J. Geſsner ſc. Medailles. (9.) S. Geſsner. (10.) Graſſers Heldenbuch. (11–15.) C. Hedlinger ſc. Medailles. (16–20.) Idem ſc. J. C. Füſsli del. C. Mechel ſc. (21. 22.) J. H. Medailles. (23.) J. ab. Heyden. (24.) J. R. Holzhalb ſc. Vignette. (25.) Holzſchnitt. Klein. (26.) Hugonis Lebensbeſchreibung. (27.) Kalender de 1726. (28. J. Klauber. (29.) Kœhler T. 2. p. 261. (30.) C. Meyer ſc. ganze Figur in einer Landſchaft. (31. 32.) J. Müller P. 1. p. 20. P. 10. p. 2. zwo Medailles. (33.) Nimt von ſeiner Famille Abſchied. Ibid. P. 10. p. 4. (34.) Pantaleon T. 2. p. 158. (35.) J. H. Pfenninger. (36.) Satyre über die Eidgnoſsſchaft, Kupferſtich. (37.) Eadem, Holzſchnitt. (38.) F. X. Schœnbächler. (39. 40.) J. Stampfer ſc. Medailles. (41.) Stumpfen Chronik p. 525. b. (42.) M. de Vos. inv. J. Sadeler ſc. (43.) G. A. Wolfgang. (44.) Ganze Figur: Pietatis & Abſtinentiæ Effigies.

Flue lat. *de Rupe* (Niclaus von) Abt zu Einſideln von 1734. bis 1764.
(1.) J. Klauber. (2.) J. M. Würſch p. J. R. Holzhalb ſc. 1769.

Flug von Aſpermont (Johann) Biſchof zu Chur, elect. 1636. m. 1661.
(1.) Halber Thaler von 1644.

Fœgeli oder *Fegeli* (Franz Joſeph) Schultheiß zu Freyburg 1678.
(1.) Droyen. (2.) Thourneiſer ſc. 1676.

Fontana (Carl) Baumeiſter von Mili, n. 1634. m. 1714.
(1.) R. Audenaert ſc. 1700. (2.) Fuſsli T. 4. p. 55. (3.) Medaille. (4.) Mazzuchelli T. 2. Tab. 156. No. 2.

Fontana (Dominicus) Baumeiſter von Mili, n. 1543. m. 1607.
(1.) Argelati T. 1. p. 87. (2.) Bellori p. 81. (3.) N. Bonifacio ſc. 1589. (4.) Fuſsli T. 3. p. 264. (5--7.) Mazzuchelli T. 1. Tab. 92 No. 1--3. (8--10.) Medailles. (11.) Muller P. 7. p. 5. (12. 13.) Odieuvre. (14.) Serie, etc. T. 7. p. 209.

Forcard (Theodoric) Burgermeiſter zu Baſel, n. 1685. m. 1740.
(1.) J. Amann.

Forrer (Geörg) Schultheiß zu Winterthur, n. 1590. m. 1672.
(1.) Anonymus.

Forrer (Lorenz) Rektor des Jeſuiter-Collegiums zu Luzern, n. 1581. m. 1659.
(1.) M. Küſſel.

Fort (Franz Jacob le) von Genf, General-Lieuten. und Admiral in rußiſchen Dienſten.
(1.) Droyer. (2.) J. H. Pfenninger. (3.) P. Schenk. (4.) D. Sornique ſc. Odieuvre exc.

Fort (Ludwig le) Syndic zu Genf 1738.
(1.) J. Daſſier ſc. 1734. Medaille.

Foſſati (David Anton) Kupferſtecher von Morco, n 1708.
(1.) Füſsli T. 1. p. 47. J. H. Lips ſc.

Franck (Joh. Friederich) von Baſel, ein Herrnhuter, m. zu Baſel 1780.
(1.) Lavaters Phyſiognomic. (2.) J. H. Pfenninger del. J. R. Holzhalb ſc.

Freudenberger (Siegmund) Mahler zu Bern, n. 1745.
(1.) Füſsli T. 4. p. 189.

Freudweiler (Jacob) ein Waiſenknab.
(1.) Lavaters Phyſiognomic.

Freuler (Caſpar) von Glarus, Obriſt eines franzöſiſchen Garde-Regiments, m. 1651.
(1.) Berteaux del. Voyez ſc.

Frey (M. Felix) erſter reformierter Probſt des Carl-Stifts in Zürich von 1519. bis 1553.
(1.) Anonymus.

Frey (Jacob) Ammann zu Urdorf 1778.
(1.) Anonymus.

Frey (Joh. Jacob) Kupferſtecher von Luzern, n. 1681. m. 1752.
(1.) D. Duprà p. 1740. J. G. Bergmüller Orn. del. J. J. Haid ſc. (2.) Füſsli T. 2 p. 232. (3.) Lavaters Phyſiognomic.

Freymüller (Jacob) von Humlikon 1778.
(1.) Anonymus.

S. *Fridolin*, Abt und Patron des Landes Glarus, ſtarb An. 514.
(1.) J. Aſper inv. R. Meyer ſc. Mureri Helvetia Sancta. (2.) Pantaleon T. 1. p. 237.

Fries (Conrad) Mahler und Zunftmeiſter in Zürich, n. 1617. m. 1693.
(1.) Se ips. p. J. Meyer ſc. 1689. (2.) J. Keller.

Fries (Heinrich) Pfarrer bey St. Peter in Zürich, n. 1674. m. 1749.
(1.) D. Redinger ſc. 1732. (2.) C. Ulinger p. J. Lochmann ſc. (3.) Iidem. J. R. Holzhalb exc.

Fries (Jacob) ein Waiſenknab.
(1.) Lavaters Phyſiognomic.

Fries (Johann) Burgermeiſter in Zürich, n. 1680. elect. 1742. m 1750.
(1. 2.) J. C. Fuſsli p. J. J. Haid ſc. (3.) D. Herrliberger. (4.) S. Walch.

Fries (Johann) Ludimoderator der Schulen in Zürich, n. 1505. m. 1565.
(1.) Boiſſard. Cl. Ammon ſc. (2.) C. Geſsners Bibliothec. (3.) Medaille von 1540. (4.) Dieſelbe in Kupferſtich. (5.) Th. Meyer ſc. 1623. (6.) J. Müller P. 2. p. 12. (7.) Pantaleon T. 3. p. 280. (8.) T. Stimmer. (9.) Holzſchnitte in ſeinen Dictionariis.

Fries (Johann) Joh. Sohn, Ludimoderator und Canonicus in Zürich, n. 1540. m. 1601.
(1.) Anonymus.

Fries (Joh. Conrad) Pfarrer zu Feurthalen, n. 1682. m 1761.
(1. 2.) J. Ammann.

Fries (Joh. Jacob) Profeſſor Theologiä in Zürich. n. 1576. m. 1611.
(1. 2.) Holzſchnitte. (3. 4.) Th. Meyer ſc. 1609. (5.) Anonymus.

Fries (Salomon) ein Knab.
(1.) J. H. Lips del. J. R. Schellenberg ſc.

Friſching (Samuel) Schultheiß zu Bern, n. 1601. elect. 1675. m. 1683.
(1.) C. Meyer ſc. 1673. (2.) J. L. Nöthiger ſc. 1741.

Frisching (Samuel) Schultheiß zu Bern. n. 1638. elect. 1715. m. 1721.

(1.) M. Bernigeroth. (2.) H. J. Bizius sc. 1741. (3.) N. Gardelle del. J. L. Nöthiger sc. 1°. (4. 5.) J. J. Gesner sc. 1712. 1716. Medailles. (6.) J. R. Stuber p. B. Audran sc. 1713. (7.) J. Müller P. 7. p. 4. (8.) Droyer. (9.) J. L. Nöthiger sc. 2°.

Frobenius (Johann) Buchdrucker in Basel, m. 1527.

(1.) L Blanck. (2.) Epitaphium. (3.) J. Holbein p. A. Blooteling sc. (4.) Idem p. W. Vaillant sc. (5.) Lav. Physiognomic. (6.) Pantaleon T. 3. p. 170. (7.) Rothscholz. (8.) Th. Tanner. (9.) L. Visscher.

Froberg (Philipp Johann Graf von) ausserordentlicher kaiserl. Bottschafter in der Eydgnoßschaft von 1742. bis 1745.

(1.) J. A. Friederich.

Frœlich (Wilhelm) von Zürich, zog aber gen Solothurn; Obrist über ein französisches Schweitzer-Regiment, m. 1562.

(1.) Grasser. (2. 3.) J. R. Holzhalb. (4.) Medaille von 1552. (5.) J. Müller P. 2. p. 27. (6.) Pantaleon T. 3. p. 261. (7.) Smidtz del. Voyés sc. (8. 9.) Thevet.

Froschauer (Christoph) Buchdrucker in Zürich, m. 1564.

(1.) Th. Meyer. (2.) Rothscholz.

Fründsberg (Ulrich von) Ritter, Stifter der Kirche zu Wald; nach einer grossen Fensterscheibe, 1508.

(1.) J. Müller P. 1. p. 11.

Fuchs (Felix Cajetan) Mahler und Baumeister zu Rapperschweil, n. 1749.

(1.) M. Stumpf sc. Füsli T. 5. p. 184.

Fueg (Hans) von Melans zu Taufers. Auf dem Revers seine Ehefrau.

(1.) Medaille.

Fuentes (D. Pedro Henriquez von Toledo und Azwedo Graf von) spanischer Gouverneur und General-Capitain des Herzogthums Mayland; baute die Festung Fuentes an den Gränzen von Veltlin. Er starb 1610. æt. 85.

(1.) Meteranus. (2.) Khevenhüller T. 2. p. 417. (3.) D. Custos. (4.) P. de Jode.

Fürst (Walther) aus dem Canton Uri, einer der ersten Eydgenossen.

(1.) J. Müller P. 7. p. 14.

Fürstenberger (Josua) Bürgermeister zu Müllhausen, n. 1646. el. 1699. m. 1732.

(1.) Liebach p. 1712. F. A. Störklin sc. (2.) D. Herrliberger.

Fuſsli (Anna) Caſpars Tochter, Mahlerin in Zürich, n. 1749. m 1772.
(1.) J. R. Füſsli, Frater, ſc.

Füſsli (Caſpar) Mahler in Zürich, n. 1706. m. 1782.
(1.) J. R. Füſsli Fil. ſc. (2.) J. E. Haid. (3.) Idem, Revers. 1778. (4.) D. Herrliberger. (5.) J. H. Pfenninger.

Füſsli (Caſpar) Caſpars Sohn, Mahler und Buchhändler in Zürich, n. 1743. m. 1786.
(1.) J. R. Füſsli, Frater, ſc. (2.) J. R. Schellenberg del. & ſc.

Füſsli (Conrad) von Zürich, Pfarrer zu Veltheim, n. 1704. m. 1775.
(1.) D. Herrliberger. (2.) Lavaters Phyſiognomic. (3.) J. C. Müller. (4.) J. H. Pfenninger. (5.) J. R. Schellenberg. (6.) Idem, am Tiſchſizend. (7.) J. J. Wirz del.

Füſsli (Eliſabeth) Caſpars Tochter, Mahlerin in Zürich, n. 1744. m. 1780.
(1.) J. R. Füſsli, Frater, ſc.

Füſsli (Geörg) Theologiä Doktor in Zürich, Pfarrer zu Uetikon am Zürichſee, n. 1662. m. 1692.
(1.) J. C. Füſsli del. J. G. Seuter ſc. 1743.

Füſsli (Hans) Zeugherr in Zürich, n. 1477. m. 1538.
(1. 2.) H. Stampfer ſc. Medailles 1527. & 1537. (3. 4.) J. Müller P. 1. p. 25. & P. 2. p. 2.

Füſsli (Heinrich) Caſpars Sohn von Zürich, Mahler, n. 1741.
(1. 2.) J. R. Füſsli, Frater, ſc. (3.) J. H. Lips del. & ſc. 1779.

Füſsli (Matthias) Mahler in Zürich, n. 1598. m. 1665.
(1.) Füſsli T. 1. p. 81. (2.) J. R. Holzhalb. (3.) P. Oeri oder G. Straub ſc. Medaille. (4.) Anonymus.

Füſsli (Matthias) Matth. Sohnsſohn, Mahler in Zürich, n. 1677. m. 1739.
(1.) Füſsli T. 2. p. 277. (2.) J. R. Holzhalb. (3. 4.) J. R. Schellenberg.

Füſsli (Melchior) Mahler und Kupferſtecher in Zürich, n. 1677. m. 1736.
(1.) Anonymus.

Füſsli (Peter) Artillerie-Hauptmann in Zürich, that 1523. eine Reiſe nach Jeruſalem. n. 1482. m. 1548.
(1.) J. Müller P. 2. p. 2. (2. 3.) Anonymi.

Füſsli (Peter) Pfarrer zu St. Peter in Zürich, n. 1632. m. 1684.
(1.) C. Meyer ſc. 1684. (2. 3.) H. Bullinger ſc. 1768.

Füſsli (Rudolf) Miniaturmahler in Zürich, n. 1709.
(1.) Füſsli T. 3. p. 178.

Füſsli (Rudolf) Caſpars Sohn, Mahler von Zürich. n. 1737.
(1, 2.) Se ipſum ſc.

Funck (Joh. Friedrich) Bildhauer zu Bern, n. 1745.
(1.) Füsli T. 5. p. 128.

Funs (Adelbertus von) Abt zu Disentis, von 1695. bis 1716.
(1.) Müller.

Furtenbach (Jacob) älteſter Vorſteher der lutheriſchen Gemeind zu Genf, n. 1663. m. zu Arbon 1741.
(1.) Brunnenmayr p. J. J. Haid ſc.

Futer (David) Pfarrer zu Lützelflüh, Bern-Gebiets, m. 1744.
(1.) Holzſchnitt, Dizinger ſc.

Inhalt.

I. Einrichtung des neuen Inſtituts für die politiſche Jugend in Bern. S. 161 // 178.

II. Rede bey Eröfnung des neuen Inſtituts für die politiſche Jugend in Bern. Gehalten den 13. Novemb. 1787. Von J. Ith. S. 179 // 199.

III. Auszüge aus der Lebensgeſchichte eines armen Mannes. Fortſetzung. S. 200 // 213.

IV. Antoni von Buchſee wird von ſeiner Frau angeklagt, er lebe lieber mit ſchnöden Frauen als mit ihr. S. 214 // 216.

V. Neun Gedichte von einer jüngſt verſtorbenen Dame. D. v. E** r. Geb. H*. S. 217 // 222.

VI. Proſpektus zweyer Handſchriften, den Eydsgenößiſchen Freyſtaat Biel betreffend. S. 223 // 226.

VII. Auszug eines Schreibens an Hrn. Lehmann von Hrn. R. v. T. Hauptmann in Königl. Franzöſiſ. Dienſten; als ein Beytrag zur Karakteriſtik der Korſen und ihres Generals Paoli. S. 226 // 228.

VIII. Gilgian von Rümlingen giebt dem Gotteshaus zum Heil. Geiſt ein neues Unterpfand für das erſte, welches er, wie er ſagt, verludert hatte. 1520. S. 229 // 230.

IX. Hans Lamprandts Vergicht. 1524. S. 231 // 232.

X. Verzeichniß ſchweitzerſcher Bildniſſe. S. 233 // 240.

Abonnements-Preis
Mk. 5.
Verlag von Ferdinand Enke
in Stuttgart.

I.

Etliche Blumen auf Geßners Grab.

1.

Etwas über Gesner.

Ganz Europa kannte den Idyllendichter Gesner. Britten, Gallier und Deutsche fanden Geschmak und Vergnügen an den Werken seines Geistes und seines Pinsels. Welchem Herzen, das mit Sinn für edle Einfalt und Schönheit begabt ist, kan sein Verlurst gleichgültig seyn? welchem Künstleraug wird er keine Thräne entloken?

Aber unserem Vaterland vorzüglich hat der Tod dieses berühmten Mannes eine tiefe Wunde geschlagen! Die Zeiten, wo Helvetiens Söhne durch ihre Tapferkeit und Sitten-Einfalt sich Bewunderung erwarben, sind schon längst vorbey. Unverwikelt in die grossen Angelegenheiten und Zwiste Europens, geniessen wir der süssen Früchte eines tiefen Friedens. Unser einzige Ruhm bey den Ausländern sind blühende Künste und Wissenschaften, welche besser in dem Schoße ruhiger Freyheit als unter dem Geräusche der Waffen gedeihen. Und wie viel haben nicht diese mit Gesnern eingebüßt! Freylich hat er nur wenige Bände geschrieben, und sein Pinsel malte nur in den Stunden der Begeisterung. Aber Gesner sang und malte für die Unsterblichkeit!

Sein poetisches Genie wurde in der frühen Jugend lange verkannt. Umsonst bemühten sich seine Lehrer ihm Latein und Griechisch beyzubringen, obgleich er in spätern Jahren jenes verstand und beydes hochschäzte. Alle seine Mitschüler übertraffen ihn. Aber diesen ungewöhnlichen Gang gieng er nicht wie heutige Kraftmänner, um sich den Anschein eines ausserordentlichen Genies zu geben, sondern weil er wirklich ein solches war.

Erst in reiferer Jugend öfnete sich seiner lachenden Fantasie das anmuthigste Feld, und die Welt erhielt von ihm anstatt Versuchen nur Meisterstücke. Die Schäferpoesie, welche vorher aus Werken fremder Nationen in Deutschland bekannt war, hat von jeher viele Verehrer gefunden. Der künstlichen Bedürfnisse und Laster des bürgerlichen Lebens überdrüßig, versezt man sich gerne in die idealische Gesellschaft unschuldiger Hirten. Gerne träumt man sich los von den drükenden Verhältnißen, welche die natürliche Gleichheit der Menschen zerstören, und bewundert oft in der Schäferwelt was man nachzuahmen selten geneigt ist. In dieser arkadischen Schöpfung schilderte Gesner die sanften Empfindungen des häuslichen und unschuldigen Lebens, die Regungen der Liebe und des Wolwollens. Wie rührend vereinigen sich religiose Würde und zärtliche Naivität in dem schönsten seiner Gedichte, im Tode Abels, der nur sanfte Wehmuth erregt wo minder kluge Hirtendichter Entsezen hervorgebracht hätten! Wie bezaubernd ist die Feinheit in den Schattierungen seiner schäferischen Sittengemälde! Wie groß die nüchterne Weisheit in der Wahl seiner Bilder und Ausdrüke! Wo finden sich üppige Auswüchse, wo zu ergänzende Lücken? Einförmig und beschränkt schien vor ihm das Reich der Schäferpoesie; er erweiterte seine Grenzen und verschönerte es mit unnachahmlicher Kunst. So ward Gesner der schuldloseste Eroberer, in einem

Hirtenland das von jeder tugendhaften und schönen Seele besucht wird. Schnellen Schrittes erstieg er eine der ersten Stuffen des deutschen Parnasses, zu einer Zeit da unsere Sprache lange nicht so reich und gebildet als heut zu Tage war. Deutschland bewunderte die Reinheit seiner Schreibart und ihren Wolklang; und doch war er ein Schweizer und schrieb in Helvetien, wo man die deutsche Sprache entstellt. Wenn jemals die Achtung aller Nationen ein untrügliches Zeichen wahren Verdienstes gewesen ist, so war es der laute Beyfall, den der ernste Britte und der gefällige Gallier, der untersuchende Deutsche und der feurige Italiener Gesners Muse in gleichem Maße gab. Schon seine Zeitgenossen sahen an ihm einen veredelten Theokrit oder Virgil, und hielten seine Sprache für ein Geschenk der Huldgöttinnen. Der Nachwelt aber bleibt er ein klaßisches Vorbild. Wenn nicht das Gefühl des Schönen und Guten die Sterblichen ganz verläßt, so wird er immer bewundert, immer ein bezaubernder Lehrer der Weisheit seyn.

In der physischen Welt empfand Gesner eben so lebhaft und fein als in der moralischen. Ihn setzte die leblose wie die belebte Natur in sanftes Entzücken! Erst in seinem dreyßigsten Jahr legte er sich mit Ernst auf das Zeichnen. Aber der unverdrossenste Fleiß in Nachahmung grosser Meister vereinigt mit den glücklichsten Anlagen erhob ihn bald zu den ersten Landschaftmalern. So wie sein dichterisches Genie in die kleinen Falten des menschlichen Herzens gedrungen war, und in edler Naktheit die sanftesten Empfindungen dargestellt hatte, so entdekte izt sein spähendes Aug die geheimsten Spiele der Natur, und so stahl ihr sein Pinsel den reizendesten Schmuk ab. Was er so rührend gesungen hatte malte er nunmehr, und vertauschte im vollesten Genusse seines

dichtrischen Ruhms auf immer die Leyer gegen den Pinsel. Niemand besaß einen weniger ausschliessenden Geschmak als dieser weise Dichter. Keine Muse, der er nicht huldigte. Besonders versüßten ihm die seelvollen Melodien der Tonkunst manche Stunde, und oft schäzte sein Gefühl den Werth eines Virtuosen richtiger als der geübteste Kenner.

Oft versäumen bewunderte Dichter und Künstler mühsame Berufspflichten, deren Erfüllung keine Lobsprüche begleiten. Nicht so Gesner. Er war ein thätiger obgleich geräuschloser Geschäftmann, und erfüllte auch ausser dem Senat die Aufträge des Staates gewissenhaft und mit Klugheit. Voll Liebe schlug sein Herz für das Vaterland, und warmen Antheil nahm es in jedem Verhältniß an dem Wol seiner Mitbürger.

Wie in den Schäfern seiner Idyllen so herrschte in dem Charakter des deutschen Theokrits Einfalt und Naivität. Entfernt war er von stolzer Selbstgenügsamkeit, die den Tadel und das Lob der Welt zu verachten wähnt; entfernter noch von eitler Ruhmsucht, die nur Schmeichler nicht Freunde dulden kann. Ihm brachten die zahlreichen Fremden aus der Nähe und Ferne, welche ihn oft in ländliche Einsamkeit verfolgten, nur alsdann ein angenehmes Opfer, wenn Talente und Verdienst sie zierten. Gerne munterte er jedes erwachende Genie auf, und wahres Vergnügen war ihm die Anleitung, welche er bescheidenen Künstlern gab. Das letzte Mal, da er öffentlich sich an das deutsche Publikum wandte, war zum Vortheil eines jungen Dichters, der friedliche Fischer zu seinen Hirten gesellt hatte, und den er mit Wärme empfahl. Neidlose Bescheidenheit giebt jeder andern Tugend einen neuen Werth. Wie verehrungswürdig war sie an Gesnern, der, zu so vielen Ansprüchen berechtigt, doch so entfernt von jeder Anmassung war.

Beym sokratischen Mahl und im Kreise seiner Vertrauten öfnete sein Herz sich ganz der Freundschaft und Freude. Er liebte sogar den Scherz der minder fein war als treffend; aber darum hätte beleidigender Spott nicht weniger tief den sanften Dichter verwundet.

Nicht immer ist häusliches Glück mit dem Glanz der Ehre verbunden, wie es bey Gesnern war. Eine geistreiche Gattinn würzte seine seligsten Stunden und war seines Ruhms beständige Gefährtin. Oft vergaß er sich harmlos bey den schuldlosen Spielen seiner talentreichen Kinder, und ihre jugendliche Frölichkeit verscheuchte in ernsten Stunden von seiner Stirne den Trübsinn. Kaum war jemals ein grosser Mann zugleich so liebenswürdig!

D. Wyß.

2.

Anrede an das Auditorium auf dem Zürcherschen Musicksaal, zur Einleitung einer daselbst zu Geßners Andenken aufgeführten Trauermusick.

(Von einem Mitgliede der Gesellschaft.)

Schwer liegt er auf der Seele, der trübe Gedanke: Heute sind wir versammelt, dem theuern Andenken unsers lieben Geßners eine bittere Thräne zu weihen: Aber noch schwerer würde uns die Schande drücken, unsern Freund aus Aug' und Herzen verlieren zu können, ohne ihm, bey dieser unsrer ersten Versammlung seit seinem schmerzlichen Verluste, die sanftesten Töne der Trauer nachhallen zu lassen. Und wer war es würdiger? Für wen könnten wir dieses traurige Amt mit mehrerm Herzensantheil verrichten, als für den edeln Mann, den wir bey allen unsern Zusammenkünf-

ten, in diesem, der unschuldigsten aller Lebensfreuden gewiedmeten, Saale stets vergnügt, und öfters bis zu Thränen gerührt gesehen haben.

Aber erwarten Sie nicht, meine theuersten Freunde! eine Lobrede, die des lieben Mannes würdig wäre, von mir anzuhören. Hier sind wir gewohnt, bey Traueranlässen nicht durch Worte der Beredsamkeit, sondern durch süsse schmelzende Töne der Wehmuth die sanften Empfindungen gerührter Herzen auszudrücken, und dadurch gefühlvollen Seelen mitleidige Thränen abzulocken.

Und doch bin ich aufgefodert, auch nur in zwey unberedten Worten zu sagen, was der theure Mann für uns und unsre Kunst war, und was wir darum seinem lieben Andenken schuldig sind.

Schon mehr als dreyßig Jahre war Geßner für das Aufblühen unsrer Gesellschaft, und für die Verschönerung unsrer ausübenden Kunst so würksam und thätig, als wenige unsrer Mitglieder selbst jemals gewesen sind. Unsre ältern Freunde, mit mir, wissen, wie sehr es ihm Herzensangelegenheit war, die Musick bey uns emporzuheben, und die Liebhaberey für dieselbe unter uns auszubreiten. Mit innigem Vergnügen bemerkte er auch den schwächsten Keim der sich entwickelnden Talente bey unsrer Zürcherschen Jugend; belebte und ermunterte mit seiner öftern Gegenwart ihre jugendlichen Uebungen, und freute sich über das Wachsen und Steigen der Kunst mit der ächten Freude eines wahren Kunstverständigen.

Er, der keine Note kannte, wußte doch jedesmal das Schöne, das Edle, das Erhabene in musikalischen Compositionen mit untrüglicher Sicherheit herauszuheben, und den Werth derselben sowohl im theatralischen als im Kirchenstyl richtig zu beurtheilen. Und so wie der Geschmack in der Kunst mit dem Lauf der Zeiten sich veränderte, bey der einten Nation sich verschlimmerte, und bey einer andern

der Vollkommenheit sich näherte, so wußte auch Geßner bey jedem neuen Produckt das Vorzügliche, und seine Schwächen, mit einem ihm angebohrenen Kunstgefühl auf das richtigste zu bestimmen.

Er, der das Vergnügen, die Kunst selbst auszuüben, nicht geniessen konnte, genoß hingegen dasselbe in vollen Zügen, wenn er die Kunst von andern geschickt ausüben sah und hörte.

Er, der mit jeder Schönheit und Vollkommenheit der Natur und der Kunst so innig bekannt und vertraut war, entdeckte manches Schöne und Vorzügliche, und empfand davon die wohlthätigen Eindrücke, da, wo andre, die für Kenner angesehen seyn wollten, entweder nicht vorfindende Fehler aufzuhaschen suchten, oder wenigstens nichts dabey empfanden.

Er, dessen hellem Geiste bey jedem Gegenstand das wahre Ideal der Vollkommenheit so lebhaft vorschwebte, wußte doch auch mit einer unnachahmlichen Bescheidenheit das minder Vollkommene zu schätzen und zu geniessen; da, wo andre, die sich, nach ihren eigenen eingeschränkteren Einsichten, oft falsche Ideale bildeten, nichts zu schätzen und zu geniessen fanden. —

Und was kann die Ursache dieser edeln Charackterzüge unsers Geßners seyn? — Nichts als die Reinheit seiner Seele, noch so unverdorben am Ende seines Lebens, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers kam.

Mit der neidlosesten Freude suchte und fand er bey jedem Künstler das, was er Schätzbares und Vorzügliches hatte; und nirgends, in der leblosen und in der belebten Natur, verkannte er das Schöne und Edle, als nur an sich selbst. Ein solch ausgebildetes Genie, ohne die mindeste Prätension, wird schwerlich die Welt mehr aufweisen können!

Wenn wir uns ins Gedächtniß zurückrufen, wie

manche trefliche Virtuosen dieß- und jenseits der Alpen seit zwanzig und mehr Jahren in diesem unserm Conzertsaale sich öffentlich hören lassen; und daß unser Geßner allemal der erste gewesen, uns und die Liebhaber der Kunst aufzumuntern, solchen Personen eine günstige Aufnahme, und ein zahlreiches Auditorium zu verschaffen.

Wenn wir uns erinnern, wie manche derselben ohne Geßners Beyfall mißvergnügt von uns weggegangen wären, und wie manchem hingegen sein stiller Beyfall weit schätzbarer war, als das laute Klatschen derer, die meistens nicht einmal angehört, oder doch nicht gekannt, und, so wie er, gefühlt haben was sie beklatschten:

Wenn wir uns eingestehen müssen, daß oft Leuthe von entschiedenen Talenten, und selbst Sängerinnen die auf königlichen Theatern die ersten Rollen sangen, bey ihrem Debüt unter uns, von Nichtkennern und Halbkennern, auch manchmal von Kennern selbst, absichtlich, so schief beurtheilt wurden, daß sie unsers Geßners richtigeres, und allemal im Verfolg durch allgemeine Beystimmung genugsam erprobtes Urtheil bedurften, um nicht völlig abgeschreckt zu werden:

Wenn wir auf alle diese Umstände Rücksicht nehmen, so ist leicht zu entscheiden, was wir und unsre Kunst diesem Kenner und Beschützer aller Künste für ein Andenken schuldig sind.

Und du, vortrefliche Helmuth! deren Ruhm und Ansehen in Deutschland schon lange festgesetzt, und von den beßten Meistern der Kunst anerkannt ist — Du, die gar nicht nöthig hatte, in die Schweitz zu kommen, um da durch unsern Beyfall Vermehrung deines Rufs zu suchen, sage uns: Warest du, dessen ungeachtet, nicht stolz auf unsers Geßners Beyfall? — Und den hattest du in vollem Maaße.

Sage es nur deinen Deutschen, unsern biedern

Brüdern, die Geßnern alle kannten, schätzten und liebten: Du seyst so glücklich gewesen, diesem edeln Mann am Abend seines schön durchlebten Lebens, zu einer Zeit da alle andern Freuden der Erde ihm anfiengen gleichgültig zu werden, noch manche süsse und angenehmen Stunde zu verschaffen: In unserm von ihm fleißig besuchten Concertsaale durch deinen kunst- und ausdrucksvollen Gesang; und in dem häuslichen Zirkel seiner Vertrauten durch deine schöne und rührende Deklamation, und die launigten Einfälle deines muntern Witzes.

Sage Deutschlands Söhnen, du habest das beneidenswürdige Glück gehabt, von seinen Dichtern die lieblichste der hinsinkenden Blumen verwelken zu sehn!

Und sage ihnen endlich das, was sie kaum glauben werden, und was ein seltenes Glück, und der höchste Triumph des Tugend- und Menschenfreunds ist: Daß der selige Geßner selbst in seiner Vaterstadt keinen einzigen Neider gehabt, aber tausend Redliche, die seinen Verlust tief empfinden; und daß du Zeugin unsrer Trauer gewesen, und mit uns eine wehmüthige Thräne in die Urne dieses grossen Mannes habest fallen lassen.

Ich ende, und fodre dich auf, unsre zu sanftern Gefühlen, als meine schwachen Worte erregen konnten, empfängliche Herzen, durch den Zauber deiner süssen Trauertöne zu wirklichen Thränen zu rühren — —

3.

Geßner.

Die Natur und die Grazien vereinten sich, einen Menschen zu bilden; sie liessen ihn schmecken aus der Quelle ihres Heiligthums. — In den Stunden der Weihe erschienen sie dem Edeln, und hauchten göttliche Ge-

fühle in seine Brust. Er stimmte die Saiten; sie bebten leise, sanfterschütternd, wie die Silberstimme der Nachtigall. Ihre Töne fesselten den Reinen und Edeln, der den Funken des Göttlichen in sich noch nicht entweiht hatte. Schnell, wie sich die Flamme verbreitet, verbreitete sich der Ruf des göttlichen Dichters, dem die Natur diesen Zauber verlieh! Keiner der Sänger des Landes gliech dem Geweihten. Sang er die Freuden der Unschuld, und das Glück der geräuschlosen Stille, sanft wie Melodien des Himmels floß dann sein Lied — sanft wie das Bächlein an dem die Nachtigal flötet, das die duftenden Veilchen umkränzen. — Den Strömen gleich flossen der Menschen Mengen dem Sänger zu. Sein Name ward herrlich im Lande. — Beym Liede seiner Unschuld pochte dem edeln Mädchen die sanfte Brust; und sein Lied war rein, wie die Flamme. Wie unter den Gestirnen des Himmels das Abendgestirn, so glänzte der Sänger unter den Dichtern des Landes. — Unschuld und Einfalt rief er zurück, die edeln Geflüchteten — Unschuld und Einfalt, Reinheit und Güte, die holden Engel des Menschengeschlechts! — Sie sollten Schutz finden im Vaterland, ihnen sollten dienen die Grossen, und die Väter würden sie preisen den Söhnen, und die Söhne weise durch sie würden reifen zu Männern, und würden verachten die goldenen Ketten, und das prächtige Elend, und die glänzenden Flitter. So sang der Edle! — In lieblicher Stille eines majestätischen Hains hatte er seine friedliche Wohnung aufgeschlagen. Hier floß sein Leben unter der Tugend und der Unschuld Freuden. — Bald scholl sein Gesang furchtbar, wie der Sturm, wenn er in dem Wipfel der Eichen braust und den gewaltigen Stamm beben macht: So wenn er Hohn sprach dem Laster. Dann süß wie das Lispeln des Lüftchens, wenn's über dem Aehrenfeld rauscht, und vor seiner Herrlichkeit

die Häupter der Aehren sich biegen : So scholls , wenn er die Herrlichkeit der Natur sang. — Glühendes Leben war in dem Dichter. Oft hiengen die Grazien sich ihm an den Arm und wallten mit dem Geweihten in den Tempel. Da lehrten sie ihn ihre Gesänge , und öffneten sein Auge , die Reitze der himmlischen Natur zu sehn. — Vor ihrem Altare mußt' er einst beschwören das Gelübd , ihre Gesänge nicht mehr zu singen dem Ohre der Sterblichen. Einsam im Hain mit der Gespielin seines Herzens sollt' er geniessen die Lust des Geweihten : Einsam im Hain sollten ihn füllen die hohen Freuden der Dichtung. Ihm werden die Pforten des Tempels sich öffnen , so oft er sich flüchte vor dem Besuche des Schwätzers : Mit ihrer Fülle werde ihn krönen Natur. Aber singen sollt' er nicht mehr dem verwöhnten Ohre der Menschen. — Der Dichter traurte. Die köstliche Gabe , die Busenfreundinn seines Herzens , seinen Gesang nicht mehr ertönen zu lassen — es schien Strafe dem göttlichen Dichter. — Einst brachte er sein Opfer im Tempel der Grazien. Eine Thräne , die aus seinem Auge perlte, verherrlichte das Opfer. Es war Wehmuth in der Seele des Dichters — Diesen Drang der Gefühle , die Gabe der Götter , seine Leyer , neben ihm — und nicht singen ! So bracht' er wehmüthig sein Opfer. Da liessen sich nieder in der Halle des Tempels die Göttlichschönen, deren Vertrauter der Dichter war. Jede reichte ihm einen Pinsel ; und auf dem Altare fand er ein Kästchen mit Farben , das , seit Griechenlands goldenen Zeiten hier aufbewahrt , dem Liebling der Grazien bestimmt war.

Dir werden Freuden nicht fehlen , riefen die Göttlichen. — Du wirst bezaubern die Menschen ; denn deine Leinwand wird sich wandeln ins glühende Leben der schönen Natur , die himmlischen Szenen der Schöpfung wirst ihrem Auge du mahlen ! Vor deinem Geist werden sich

bücken die Künstler deines Landes — Aber von der Weihe sollst du nicht sprechen! — Das Heiligthum sollst du nicht mahlen wo dir die Götter erschienen; sonst weicht die köstliche Gabe so schnell als sie dir ward, und die Göttinnen zürnen! — —

Und Geßner setzte sich hin, öfnete das Kästchen, und mahlte — Und wie ein Hauch, wie der Athem der Natur, so schien alles seine Schöpfung zu durchregen. Die Künstler des Landes erschracken; sie gestuhnden mit Schaam, daß sie das wahre Leben der Natur nicht kannten, und scheuten sich nicht seine Schüler zu seyn. Er war nicht stolz auf der Göttinnen verliehene Gabe. Alle Herrlichkeit der Natur war sein, ihre Fülle öfnete sich ihm; er wohnte gleichsam im Heiligthum — und da die Güte in seinem Herzen zu Hause war, so gab er seine Gemählde den Menschen. Endlich wagt' er's einmal, dem Freunde zu gönnen einen Blick ins Heiligthum der Natur *). So einen Schmelz hatte noch keines seiner Gemählde. Eine Welt voll Leben, wie der Puls der Schöpfung, schien dies Meisterstück zu erheben! — Der lieblichste Abend — im Goldglanz der Sonne schwimmt die Gegend. Ihr Feuer brannte herrlich in den Fluthen, wo die Stämme der Bäume sich spiegeln, und das Wasser zu plätschern schien, vom Ruder des ans Land fahrenden Schiffers . . . Wie ein Garten in Eden! Ein Brunnen im edeln Griechengeschmack, auf dessen Marmorbecken zwey weisse Dauben sich baden, stand auf der Seite einer grünen Laube, die nach dem Wasser zu führen schien. Ueber dem Wasser ein kleiner Hain, wie geweiht zu Erscheinungen der Göttlichen. Eine gewal-

*) Dieses Gemählde, eines der vollendetsten und treflichsten, so wie es eines der letzten, nur wenige Wochen vor dem Ueberfall des Dichters, aus seiner Hand kam, ist ein Reichthum der Kunst, auf den ich stolz bin.

tige Eiche im Vorgrund, durch deren Krone und Aeste die Lichtstrahlen so süß hinunterzittern, und die ihre Aeste weit hinaus breitet in die Gegend. Ihr Stamm verkündet die Dauer der Jahrhunderte, und weisses Moos klebte sich auf ihrer Rinde. Ihr gegenüber steht eine silberweisse Buche, die mit der Eiche in den Jahren zu eifern scheint. Zwischen den Bäumen die Säule Pans. Ein junger Faun, der auf der Flöte spielt, empfängt die Opfer der Nymphen; sie bringen in schöngeflochtenen Körbchen die auserlesensten Früchte, schütten sie auf den Altar, und begiessen's mit Milch ... Freude und Dank glänzt in ihren Zügen, und fröhliches Wesen breitet sich über ihre ganze schlanke Gestalt. An der Säule des Gottes hinauf windet sich ein Strauch blühender Rosen, und über seinem Haupt duftet der Hollunder. Am Fusse der Eiche ist das unendliche Gewühl von Kräutern, unter denen sich die grosse Kürbis mit ihren Goldblüthen auszeichnet. Tausend verschiedene Blumen bekleiden den Boden, wie die Natur ihn bekleidet.

So mahlte der Dichter das Plätzchen, wo ihm die Grazien zum ersten erschienen. — So hatte er noch nie gemahlt. — Die Göttinnen, die unsichtbar ihn umschwebten, sahen ihr Heiligthum: Sie erkannten ihr Bild. Wäre der Edle weniger gut gewesen, sie hätten gezürnt, daß er aufhob den Schleyer und ihre Schönheit enthüllte, und zu vergessen schien seines Gelübdes. — Sie zürnten nicht. — Aber sie berührten ihn leise — riefen mit himmlischen Namen ihn ins Elysium .... und weihten ihn auf ewig zum Genossen ihrer Herrlichkeit. — —

Aber die köstliche Gabe der Göttinnen, das Kästchen das sie ihm reichten im Tempel, trugen die Grazien zurück in ihr Heiligthum — und bewahren's dem Sohne

des Edeln, den frühe schon der Kunst heiligte der grosse Entschlaffene! —

Laßt uns nicht trauern um Geßnern.
Der Göttliche ist bey den Göttlichen!

J. W. Veith.

4.

Der Tod des Sängers.

Gute Lyda! Kehre zurück — leg deine bunten Bänder ab — entlocke deine Haare, und flicht' den Cypressenkranz! Der Sänger unsrer Flur ist dahin! — Geh', klag es deinen Gespielinnen! und wenn der Mond hinterm Tannenwald aufsteigt, dann komm mit ihnen auf die Wiese beym Eichwald! — So sprach Philon zu Lyda. Sprachlos stand das reitzende Mädchen; eine Thräne zitterte im blauen Aug, und rollte jetzt über die blasse Wange. Ohne dem Hirten zu antworten, eilt sie zurück, erzählt wehklagend die Trauerbotschaft ihren Gespielinnen; und stumme Betrübniß herrscht auf der ganzen Flur. Kein Schall der lieblichen Flöte, keine Stimme der Liebenden wird in der Gegend gehört; nur hie und dort das Blöcken des Lammes, des Lieblings der Heerde, das seine Hirtinn sucht; denn einsam sitzt sie am Waldstrom, und flicht den Cypressenkranz. Still war der Tag; noch stiller der Abend. Eingeladen durch das feyerliche Schweigen scheint der Mond früher zu kommen; mit ihm die Hirten und Hirtinnen, durch die Gänge grauer Eichen, auf die Wiese, langsamen Schrittes und traurig: Kein Vögelchen sang mehr — kein Lispeln der Blätter — kein Rauschen des Baches; matt floß er dahin. Heilig war jedem Wesen in der Natur die hehre Feyer.

Seyt ihr alle versammelt? sprach Philon. In geordneten Reihen folgt mir zum Bache; da sammelt glatte

Steine, und bringt sie unter die alte bemooste Eiche. Dort wollen wir unserm Sänger einen Altar aufrichten. Schweigend folgten sie alle, und vollführten in Kurzem den kunstlosen Bau. Dann fuhr Philon fort: „Werft „eure Cypressenkränze auf den Altar, und weiht sie dem „Göttlichen, jedes nach seiner Weise „. „Meinen weih' ich „dem lieblichen Sänger der Fluren „! „Den meinen „ sprach Cleone, „dem Freund des muntern Scherzes „. Ein andrer: „Dem Weisen „! So alle. Lyda zuletzt: „Meinen Kranz weih' ich dem Tugendhaften „! verhüllte mit den Haarlocken ihr Gesicht, warf sich nieder vor dem Altar, und alle folgten. Ein leises Beben durchwallte die Gegend. Es war die Theilnahme der ganzen Natur an dem Verlust ihres Lieblings.

G. Escher v. Berg.

5.

An die Jünglinge meines Vaterlands.

Er ist todt! — Meine Brüder! Unser Geßner ist todt! — Verhallet sind die Saiten seiner Leyer; erschlaffet die Hand, mit der er den allbelebenden Pinsel führte, und uns ein neues Arcadien schuf.

Es kam ein palmentragender Seraph mit sanftem göttlichem Ruf. An seiner Seite schwebte der liebliche Sänger empor auf einen der glänzenden Sternen des Wagens. Dort singt er nun den Himmlischen seine Lieder.

Ihr aber, Brüder! Ehret, o ehret die Asche des Hingeschiedenen!

Dort, wo die Sihl durch die romantische Gegend rauscht, und im erquickenden Schatten der Tannen seine Hütte stand — dort setzt ein prunkloses Mal seinem Andenken. — Nur eine Urne, mit der Innschrift:

G e ß n e r.

Wenn dann der holde Frühling wiederkehrt, so wallt am Arm eurer Mädchen in frommer Andacht hinauf zu der Stätte; kränzt mit jungen Rosen den Aschenkrug des Dichters, und singt seine Lieder dazu.

Diese Kränze, und die Thräne des Danks für seinen unsterblichen Gesang, auf den kalten Stein geweint, sind mehr als prächtige Mausoleen und göldene Inschriften. — Sanft wird's in den hohen Tannenwipfeln rauschen, wie entfernter Harfenklang. — Ihr staunt dann, und fragt: Was hören wir? — Es ist des Dichters Genius, der Euch segnend umschwebt.

D. Hesse.

6.

Auf Geßners Tod.

(2. Merz 1788.)

In sanften Schlummer eingewiegt
Legt Geßner hin die morsche Hülle;
Und eilt, wo die Natur in ihrer Schönheit Fülle
Nun ganz entschleyert vor ihm liegt.
Den Liebling, der so oft in heiligem Entzücken
An ihres Tempels Schwelle sang,
Soll auch ein leichter Uebergang
Ins innre Heiligthum beglücken. —
So sahst du, seiner Freunde Schaar!
Ihn schlummernd sich der Erd' entwinden —
Doch nur ein Seraph kann empfinden,
Wie himmlisch sein Erwachen war! J. J. Pestalutz.

7.

Sagt, Bewohner der Flur, wem hat der liebliche Sänger, Daphnis, als er euch starb, seine Flöte gereicht? —

Frägst du? Traure mit uns, wir werden nimmer sie hören. Als er uns heute starb, nahm sie Apollo zurück.

G. Schultheß.

8.

Am Begräbnißtage.

(6. Merz 1788.)

Zehntausendfach erschallt und trifft
Der Schlag der Botschaft . . . Geßner todt!
Vom Thron herab zur grünbemoosten Hütte,
Die tausendmahl die ganze Seele
Des lichten Sehers schnell ins Auge zog —
Erschallt, erschreckt, betäubt der Schlag
Der raschen Botschaft . . . Geßner todt!
Der Musen Schoossohn und des Glückes!
Der Schnellerblicker jeder sanftbelebten
Naturvollkommenheit; der alles, was
Sein Aug berührt, zum Ideale schuff;
Der Mann voll reinen unbestochnen Sinns
Für alles, was Geschmack, was Kunst, Talent,
Genie erfand, entwarf, vollendet. —
Sein nebelfreyes Aug, der Mund voll Laune,
Die leichtbewegte bilderreiche Stirn,
Und jeder Zug des dichtungsvollen Pinsels,
Und jede kleine, runde ganze Szene
Des nieerreichten deutschen Theokrits,
Den neidlos alle Nationen Einzig
Zu nennen sich vereint; den alle Dichter —
Noch seltneres Geschick — den Krittler selber
Nur zu bewundern — sich erkühnten. —
Dieß alles war, so wie sein planlos friedlich
Der Kunst und der Natur geweyhtes Leben,
Sich gleich, nur Eins . . . Serenität.

J. C. Lavater.

9.

An eben dem Tage.

(Den 6. Merz 1788.)

Fließt unaufhaltsam, stille Thränen!
Man senkt verbliechen unsern Liebling

Zur Verweſung
In die Nacht des Grabes

Ach! Nimmer lächelt uns ſein Auge.
Zu früh, zu früh verſchloß die Mörder-
Hand des Todes
Uns ſein Aug voll Geiſtes.

Ach! Welch ein Fall! Die Muſen weinen:
Die Grazien, ſo oft belauſcht von
Seinen Blicken,
Winden Todtenkränze.

Fließt unaufhaltſam, meine Thränen!
Denn kalte Erd' deckt nun ſein Herz, das
Feurig ſchlug voll
Göttlicher Gefühle.

Peter Philipp Wolf.

10.

Heu cecidit, cecinit qui primi funera fratris:
Quis, rogo, Geſsneri, funera mœsta canet? *)

R. P. Braunſtein. Ord. S. Franc.

*) Ach! Er ſtarb, der den Tod des erſten Bruders beſang!
Wer, o wer wird nun Geßners traurige Aſche beſingen?

II.

Versuch über die Armenanstalten überhaupt, und über die Armenanstalten in Zürch insbesonders.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Es muß für den Bürger eines jeden Staates ein eben so nützliches als angenehmes Geschäft seyn, die Wohlthätigkeitsanstalten desselben in frühern und späthern Zeiten zu studieren; um die Grade der gutmüthigen Hilfsbegierde der Menschen, die um ihn leben, wie an einem Thermometer wahrzunehmen, und das Ganze dieser Anstalten, wie es bis auf seine Zeiten herangewachsen, mit überschauendem Blicke zu umfassen, um die gegenwärtige Hilfsquellen für eine oft nicht kleine, und allzeit bedauernswürdige Klasse zu schätzen, und im Verhältniß auf die eigentlichen Bedürfnisse derselben zu beurtheilen. Ueberhaupt macht die Pflege der Armuth heut zu Tage fast überall, und immer mehr, eine eigene Rubrick einer erleuchteten Polizey aus, die solche, wie billig, nicht weiter lediglich den mitleidigen Empfindungen des Publikums, und noch viel minder dem blossen Enthusiasmus großmüthiger, bisweilen auch ehrgeitziger oder fanatischer Unternehmer allein überlassen will. Man hat darum angefangen, auch auf diesen Theil der bürgerlichen Gesellschaft, die Armen, ein eigentlich politisches Aug zu werfen, und die Fürsorge für dieselben nach den Grundsätzen, die ihr Verhältniß zum Staat, die Natur dieses Verhältnisses, und seine Folgen zum Wohl des Ganzen, veranlassen müssen, zu behandeln. Und

da nöthigte die Erfahrung dem unbefangenen Beobachter das Geständniß ab: Daß, wenn nicht die gesammten Armen eines Staates nach Zweck und Regeln besorgt werden, selbst das Uebermaaß unberathenen Mitleidens und ungeleiteter Güte unter einem Volke, nicht weniger Böses in der bürgerlichen Gesellschaft hervorbringt, als verschmachtende und verzweifelnde Armuth selbst; und daß auch die ergiebigsten Quellen der Hülfe, bey schlechten Anstalten, oder auch nur bey nicht äusserst sorgfältigem Gebrauche selbst der bessern, für die immer steigende Zunahme mehrerer Klassen von Hülfsbedürftigen nicht hinreichen mögen. Wahrheiten, welche auch Makfeelan durch die Beyspiele Englands, Frankreichs, und Schottlands, und durch seine Erzählungen von der gegenwärtigen Menge und Hülflosigkeit ihrer Armen, mehr als genugsam erhärtet. Nebendem scheinen wir in unsern Schweitzerlanden uns dem Zeitpunkte zu nähern, wo einerseits jene ehemaligen stärksten Stützen der Wohlthätigkeit, Religiosität und einfache Sitten, merklich schwanken, und einem egoistischen Kaltsinn, und dem alles beherrschenden Luxus bey uns, wie überall, häufig Plaz machen müssen; und wo anderseits allerley mehr und minder geheime Verbrüderungen, unter den mannigfaltigsten Namen und Gestalten, beträchtliche Summen, welche sonst, wenigstens mit größrer Sicherheit, die Armen des Vaterlands unterstützten, zum voraus hinwegnehmen, und dadurch den Staat um so viel mehr in die Nothwendigkeit setzen, die öffentlichen Hülfsquellen nach Grundsätzen und Regeln zu besorgen.

Das ist aber nicht alles, was einem Zürcher das Studium seiner einheimischen Armenanstalten wichtig macht; sondern die Kenntniß derselben gewährt dem Freunde des Vaterlandes, und dem wohlthätigen Menschenfreunde, noch mehreres und ganz eigenes Vergnügen, das von

jenen politiſchen Spekulationen, welche vorzüglich dem Staatsmanne zukommen, ganz unabhängig iſt. Jedem rechtſchaffenen Mann unter uns muß es nämlich eine Wolluſt ſeyn, jene Denkmale der theilnehmenden, thätigen Menſchenſchenliebe aufzuſuchen, und in gedrängter Reihe zu überblicken, mit welchen unſer Zürch ſich ſchon ſeit mehrern Jahrhunderten ausgezeichnet hat. Dieſe Kenntniß ſcheint hiernächſt mit dem eigenen Intereſſe jedes Mitgliedes unſrer bürgerlichen Vereinigung auch darum verflochten zu ſeyn: Damit ein jeder, wenn er jemals ſelbſt in den Fall, zumal unverſchuldeter Dürftigkeit gerathen ſollte, wiſſen möge: In wie fern, und unter welchen Umſtänden er und die ſeinigen gerechte Anſprache auf öffentlichen Beyſtand machen dürfe, ohne ſich in die Arme jener oft ſo unſichern, und nicht ſelten mit den kränkendſten Zumuthungen begleiteten Privat-Barmherzigkeit werfen zu müſſen; hinwieder aber in dem entgegengeſetzten Fall, da er nämlich ſelbſt Geber ſeyn kann, um ſeine kleinere oder größere Gabe des Mitleidens gerade auf der beßten Stelle verwenden zu können. Denn ein weiſer Wohlthäter, dem es darum zu thun iſt, ſo viel an ihm liegt, der Armuth und dem Elend gründlich zu ſteuern; ein gewiſſenhafter Bürger, dem ſein Vaterland mehr, als der Ruhm beym Volke am Herzen liegt, und der ſeinen Hang zur Großmuth nicht auf Unkoſten und zum Schaden heilſamer öffentlicher Anſtalten befriedigen will, wird neben dieſen nur da zu nutzen wünſchen, wo ſein thätiges Wohlwollen zweckmäßig und nöthig, und, wie geſagt, keine publike Anſtalt vorhanden iſt, welche helfen kann. Denn, man ſage was man will, immer ſcheint es eine wirklich gefährliche Art von Schwärmerey zu ſeyn, ſich mit dem bloſſen Aktus des Gebens zu begnügen, und allen Werth deſſelben darein zu ſetzen, ſich eines Theils

seines Vermögens zum Beßten andrer zu entladen, ohne die Augen über die nähere und entferntere Folgen öffnen zu wollen, welche ein unbesonnenes Wohlthun zum allgemeinen sowohl, als zum Nachtheil des Gegenstandes selbst fast immer zu begleiten pflegen. So wie hingegen das innere Gefühl desjenigen Wohlthäters gedoppelt süß seyn muß, den nicht nur das edle Bewußtseyn reiner Absicht, sondern die klare Ueberzeugung wahrhaft Gutes zu stiften, beym Geben leitet. Der aufgeklärte Reiche wird also, wenn Addressen und Subscriptionen häufig an ihn kommen, anstatt unmuthig der Zudringlichkeit der Verfasser, und den Zumuthungen von Gewissensräthen und Freunden, einige Gulden hinzuwerfen, dem Empfohlenen entweder seine Stelle bey öffentlichen, oder Geschlechter- oder Privatanstalten anweisen, und nur für den Fall, daß keine dergleichen vorhanden sind, ihm desto freywilliger und zweckmäßiger mit seinem Beutel dienen. Gewissenhafte Aerzte, Prediger, Gewissensräthe, Menschenfreunde werden demnach, statt auf blosse Gerüchte und Beyspiele hin, und ins Ungewisse — weil man doch des Guten nirgends zu viel thun könne, und Geben immer Wohlthun sey — zu rathen und zu empfehlen, erst wann sie — und so alle die, welche sich mit beträchtlichen Versorgungen abgeben — erst wann dieselben die schon vorhandenen Anstalten unsers Vaterlandes kennen, den rechten Punkt der zweckmäßigsten Privatwohlthätigkeit nennen können.

Und das ist wahrhaftig nichts geringes: Denn dadurch würden, in einem engern und eingeschränktern Kreise, viele Wohlthäter desto kräftiger und vollkommener würken. Die Abschneidung unnöthiger Ausgaben dieser Art, wo sie durch gerechte Ansprüche anderswoher zu entheben sind, ist eine Ersparung für andere zweckmäßigere Wohlthaten. Und da manche Klassen von Armen

und Hülfsbedürftigen mehr und minder hinreichende Anstalten vorfinden; ja sogar verschiedene Fonds keine Gegenstände haben, denen sie sich nach ihrer ersten Bestimmung mittheilen könnten, indessen andere die tausend Hände nicht füllen, die sich unter rechtmäßigen Titeln darnach ausstrecken; und endlich neue Szenen von Uebeln, und durch den Wechsel der Dinge veranlaßte Klassen von Bedürftigen so gar neue Hülfsquellen nöthig machen; so wird eine genaue Kenntniß bereits existirender Anstalten manche Lücke, aber auch manche Hülfsquelle entdecken lassen, die dem Armen, dem Wohlthäter, vielleicht höhern Händen, zu kennen nützlich seyn würde.

Ehe ich aber zur Behandlung unsrer einzelnen Armenanstalten fortschreite, müssen einige Grundbegriffe von Armuth und Armenanstalten berichtigt seyn, nach denen sich erst eine raisonnierte Beschreibung von jenen machen läßt.

Zweyter Abschnitt.

Wer sind die Armen eines Landes? Es sind diejenigen Bewohner, welche ihre zur Natur gewordenen, und also wesentlichen Bedürfnisse nicht aus eigenen Kräften bestreiten, nicht mit eigenen Hilfsquellen sich bey Leben, Gesundheit, und nützlicher, wenigstens unschädlicher Thätigkeit erhalten können.

Ich weiß es, daß man gewöhnlich kürzer den für arm hält, der die natürlichen Bedürfnisse der Menschheit nicht selber bestreiten kann. Man erlaube aber, jener Härte der Politick, welche alle Menschen mit dem gleichen Maasstabe der unentbehrlichsten Bedürfnisse der Natur mißt, die Betrachtung entgegenzusetzen: Einerseits, daß eine Familie, die sich künstliche Bedürfnisse durch Erziehung, Stand und Gewohnheit zu unentbehr-

lichen gemacht hat, sobald eigene Kräfte nicht mehr hinreichen sie zu befriedigen, eben so arm und hülfsbedürftig ist, bloß um fortdauern zu können, als eine andere, die, obgleich nur an die einfachsten und dringendsten Bedürfnisse der menschlichen Natur gewöhnt, auch diese nicht bestreiten kann: Anderseits, daß, diejenigen Fälle ausgenommen, wo die Kraft des Beyspiels unbiegsame Strenge vom Richter, und die Aufopferung einer einzelnen Person oder ganzen Familie erfodert — ein Fall, der nur selten seyn darf, um zu würcken — eine solche an künstliche Bedürfnisse verwöhnte Person oder Familie nicht minder der Hilfe würdig ist, wenn unvorgesehene Stürme des Unglücks sie an die Küste der Armuth aus dem Schooß ehemaligen Wohlstandes verschlagen haben, in welchem Stand, Geburth und Erziehung sie zum Genusse höherer Vergnügen und Vortheile des bürgerlichen Lebens berechtigten, oder selbst auffoderten.

Zur Natur aber und unentbehrlich ist das Bedürfniß geworden, wenn mit der Nichtbefriedigung desselben, nicht nur unangenehme Empfindungen, Leiden und Schmerzen der Abgewöhnung, nicht nur bürgerliche Unehre oder Schande beym Pöbel, sondern Krankheit, Unfähigkeit zur Arbeit, Verzweifelung und gänzliches Verderben verbunden ist. Man überlasse den Trunkenbold den Folgen seines Lasters, und er möge in seiner Armuth lernen Wasser trinken. Die Garnitüren der Roben, und der Kopfputz der Töchter unglücklich gewordener Reichen, vereinfache sich immer, und ziehe allenfalls die verachtenden Blicke des gemeinen Mannes auf sich. Allein wir werden den an Müßigang gewöhnten, zärtlichen, kunst- und verdienstlosen Sprößling einer reichen Ehe nicht mit einmal gewöhnen einen Holzhacker abzugeben, und, bis ihm allmählige Angewöhnung es gestattet, wohl noch etwas an seinen Unterhalt steuern

müssen, und der verzärtelten Dame kein strohern Beth auf der lüftigen Diehle anweisen können; wenn wir nicht unbarmherzig beyde umbringen, und noch vorhandene Kräfte zur Selbsterhaltung, statt sie zu nutzen, lieber mit einmal zernichten wollen.

Ich getraue mir nicht, die eigentlich vesten Punkte zu nennen, wo sich natürlich gewordene und abzugewöhnende Bedürfnisse trennen. Allein unläugbar scheint es doch immer zu seyn, daß auch das angewöhnte Bedürfniß Schonung von dem verdient, der nicht Beyspiele statuiren, sondern Menschen erhalten — nicht kleine Kräfte vollends zerstören, sondern durch zweckmäßige Behandlung vermehren will.

Wesentliche oder angewöhnte Bedürfnisse mögen also immer in der Art der Behandlung einen natürlichen und billigen Unterschied veranlassen; so soll dennoch alle Armuth berathen, soll vermindert, soll besorgt werden. Und es scheint würklich ungerecht, und oft grausam zu seyn, alle Arme auf gleichen Fuß zu behandeln; und jedes nicht ganz aus unsrer Natur fliessende, sondern angewöhnte Bedürfniß, als unbedeutend, als nicht existirend, als lasterhaft, ohne weiters durch gänzliche Entziehung aller angemessenen Befriedigung zu bestrafen, das man durch Leitung allmählig vermindern, und so endlich aufheben könnte. Denn gewiß, so sehr einfache Sitten und Wohlstand zusammenhängen, so augenscheinlich Angewöhnung nicht natürlicher Bedürfnisse ein sicherer Weg zur Armuth, und in der Armuth zu desto grössern Leiden ist, dem jede Familie zu entfliehen suchen sollte, so bedürfen solche Unglückliche doch desto mehr Unterstützung, weil Luxus, mit dem Vermögen auch die Kräfte zum Erwerb schwächen muß. Hingegen scheint es sehr oft eine Folge pöbelhafter Neigungen des Neids, der Rache, der Niederträchtigkeit zu seyn, gestürzte Reiche,

und selbst Lasterhafte aus ihnen, im Kampfe mit der Abgewöhnung alter, noch so eiteler Bedürfnisse umkommen zu sehen. In verschiedenen Kalkuln über die Anwendung überschickter Kollecten von hier, zur Zeit des dreyßigjährigen Kriegs, lassen sich daher mit Vergnügen die beträchtlichen Unterscheide bemerken, die man, da Fürsten und Unterthanen, Prediger und Bauern in gleiche Noth zu verhungern gebracht waren, bey Besorgung des Tisches der Gräfinnen von Nassau, und selbst unter geringern Ständen und Würden, der Geistlichen u. s. f. machte, weil gewiß bey völlig gleicher Austheilung, und dem sparsamsten Genusse, die hochadelichen Damen, weichliche Superintendenten u. d. gl. um viele Tage früher im Elende umgekommen wären. Und so sehr es gefallen mag, daß übelhausende Bürger bey Muß und Brod im Spithal die Thorheiten ihrer Jugend oft noch im hohen Alter abbüssen, und die jungen gesunden Uebelhauser in der Verbannung, durch bittre Erfahrungen, den Werth der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, freylich spathe genug, fühlen lernen; so scheinen doch wenigstens unverschuldet gestürzte Mitglieder ehemals wohlhabender Familien andere Beyträge, als der rohe Bauer mit starken Knochen und der Gewöhnung an unverdauliche Kost, im gleichen Fall zu verdienen.

Von einer väterlich gesinnten Obrigkeit endlich kann man sich wohl keinen andern Begriff machen, als daß sie mit zweckmäßiger Begegnung, und ferne von aller Leidenschaft, jedes auch das untauglichste Mitglied ihres Staates zu retten sucht. Lasterhafte Arme, die es durch Verschuldung geworden, sind Unbesonnene die nicht rechnen konnten; Banquerot gewordene Schuldner, verwöhnte, verzärtelte, luxuriose Arme, sind alle doch nie ein ganz unwürdiger Gegenstand wohlthätiger Bera-

thung; und ihre nicht mehr zu vermindernde Bedürfnisse sind es, welche als natürlich betrachtet zu werden verdienen; und die, wenn nicht das Beyspiel Straffe nöthig macht, nach Zweck und Umständen befriedigt werden müssen, wenn der Staat reich genug ist, sie durch Befriedigung zu retten. Denn im Fall einer Alternative scheint es allerdings nicht ungerecht zu seyn, daß diese verzärtelte einzele Mitglieder des Gemeinen Wesens, eher als dieses, ihrem eigenen traurigen Schicksal zu überlassen sind.

Nicht Schuld oder Unschuld also, nicht die Art oder Grade des Bedürfnisses, machen allein hilfsbedürftig; sondern überhaupt der Umstand, sich selbst aus eignen Kräften nicht mehr hinzureichen zu dem, was die Natur nun bedarf. Und da sind die Gestalten der Armuth tausendfach, je nachdem ihre Quelle, und die Art des Bedürfnisses selber es ist. Alle Hungernden, alle Nackenden oder Frierenden, alle Kranken, alle Verdienst- und Erwerblosen aus Mangel an Anlaß, an Kräften, an Kunst; unbehülfliche Kindheit, und erwerbloses Alter; alle, welche Schwäche des Körpers, oder Blödsinn des Geistes fremder Hülfe bedürftig macht; alle die, welche zu irgend einem nützlichen Stande, wozu sie den natürlichsten und rechtmäßigsten Beruf haben, keine Hülfsquellen vor sich finden, Handwerker, Studierende, Künstler, Kaufleuthe sind arm, sobald auf sie der Umstand passet, daß sie aus eigenen Kräften sich nicht als solche erhalten können. Indessen sind noch viele andere allgemeine Titel würdig, ein Vorwurf zweckmäßiger Armenanstalten zu seyn.

Freylich wär' es nun weit das zuträglichste, vor allem aus den Quellen der Armuth in ihrem ersten Ursprunge nachzuspüren, und so dem Einbruch derselben zu wehren; da oft selbst königliche Reichthümer die ein-

gerissene Armuth nicht hemmen, und, wo die Quellen fortfliessen, alles noch so edelmüthige Angreifen ganzer Staaten über ihre Kräfte sie nicht tilgen konnten. Man hat zu diesem Ende hin mehr und minder treffende Anstalten und Verfügungen auch bey uns erfunden, welche theils auf die Einschränkung der unglücklichen Freyheit sich selbst in Armuth zu stürzen, theils auf die ersten Anfänge unschuldiger Verarmung sich beziehen; man hat, unserer Zucht- und Arbeitshäuser nicht zu gedenken, in ältern und neuern Zeiten verschiedene Arten von Kanzleyanstalten, von Bevogtigung, von Erwerb- und Verdienstarten, Gesetze über die Nichtverwaltung der Güter, Hinderung mittelloser Ehen, u. s. f. erdacht. Allein ich enthalte mich davon zu reden; weil einerseits diesen Anstalten der Name derer nicht eigentlich zukömmt, von denen wir reden wollen; anderseits bey uns auch nur der entfernte Gedanke von Bürgerprotokoll, von Einschränkung der Schuldenvermehrung zu Stadt und Land, ganz gegen die edle Absicht derselben, eine so widrige Wirkung gemacht hat, und schon vorhandene Gesetze weit hinter der versprochenen Wirkung zurückbleiben. Unter Armenanstalten verstehe ich also: „Diejenigen Verfügungen, Einrichtungen, und Veranstaltungen, die für würklich Arme gemacht sind; sey es nun, dieselben aus dem würklichen Abgrunde herauszureissen, oder ihnen ihre Noth zu erleichtern, oder sie wenigstens darüber zu trösten„.

Wir besitzen solcher mehrere, und von verschiedener Absicht und Einrichtung. Eh' ich aber zum Detail derselben fortschreite, laßt uns noch einige Grundsätze erwägen, welche sie alle überhaupt betreffen. Mich dünkt nämlich, daß der Mangel von solchen Grundsätzen die Stifter einzelner Anstalten häufig mißleitete, so daß sie nach blossen Convenienzen, und allerley eingeschränkten

Betrachtungen, oder selbst nur nach einzelnen Empfindungen ihres mitleidigen und weichen Herzens die Armen berathen, damit aber dem allgemeinen Beßten des Staats, und also dem wahren Vortheil der Armen selbst eher zuwidergehandelt haben.

Diese Grundsätze betreffen folgende Fragen:

I. Wer soll die Armen besorgen?
II. Aus was für Hilfsquellen sollen sie besorgt werden.
III. In wie ferne sollen sie besorgt werden?
IV. Wie sollen sie besorgt werden?

Dritter Abschnitt.

I. Wer soll die Armen besorgen?

Soll die Landesregiernng die Armenpflege ganz auf sich nehmen? Oder soll Privatwohlthätigkeit allein für sie sorgen? Sind Privatanstalten und Wohlthaten den öffentlichen Anstalten nützlich oder schädlich? Welchen Einfluß kann in einer Republick die öffentliche Armenpflege auf Privatwolthaten haben? Diese und andre dergleichen Untersuchungen sind von grosser Wichtigkeit in der Armenpflege eines Landes.

Und da ist allererst zu bemerken, daß Natur und Schicksal längst über die Frage: Ob die Regierung alle Armen allein besorgen soll? mit Nein entschieden haben. Die mitleidigen Empfindungen, die sich beym Anblicke der Leiden unsrer Mitmenschen regen, sind allzutief in aller Herzen eingepflanzt, und äussern sich auch besonders bey unserm Volke allzusehr, als daß man jemals zugeben würde, daß durch öffentliche Anstalten die Wohlthätigkeit der Privaten gänzlich aufgehoben würde. Wir haben wohl eher gesehen, daß man den verworfensten aller Armen, den an Karren geschmiedeten Züchtlingen, ihre Schande mit mannigfaltigen Erquickungen

vergütete, so daß man dieser schädlichen Wolthätigkeit von hoher Hand Einhalt thun mußte; und wir hätten Beyspiele anzuführen, daß durchreisende Handwerker 2. und 3. Thaler in einer Woche, wenn sie sich der Patrouille zu entziehen wußten, und Arme unsrer Dörfer Säcke mit Brod, was sie schleppen mochten, trotz aller Anstalten gegen heimische und fremde Bettler, mit sich forttrugen. Diese Empfindsamkeit für alles scheinbare, oft nur angebliche Elend, diese zur Gewohnheit gewordene Gutthätigkeit unsers Volkes macht mich glauben, daß der Privatmann sich immer einen Antheil an der Armenpflege nehmen würde (gesetzt auch, daß die öffentlichen Anstalten ergiebig genug wären, alle Armen zu umfassen); und daß die Privatwohlthätigkeit, und wenn auch zum Schaden der öffentlichen, und zum Schaden des ganzen Staates, sich so lang in die Besorgung der Armen mischen wird, als das edle Gefühl der Menschenliebe, als ein Funke von Gemeingeist, und der übrigen Empfindungen die zum Wohlthun leiten, in den Herzen unsrer Nation glühen wird.

Eben so entscheidend äussert sich die geheime höhere Regierung der Welt, und der Lauf der Dinge, gegen eine alles umfassende öffentliche Administration. Der Magistrat oder die Armendirection müßte nicht nur über den Beutel der Privaten unumschränkt gebieten können, die sich eine allgemeine ausschliessende Pflege anmaassen wollte, sondern auch gleichsam das Schicksal selber in ihrer Hand haben. Denn es ereignen sich täglich so viele unerwartete Unglücksfälle; die Erwerb- und Nahrungsquellen leiden so ganz unvermuthete Abnahmen, die keine Anstalten vorfinden, keine Titel annehmen können, und die denn doch auf öffentliche Pflege Anspruch haben; der Wechsel der Dinge bringt oft so grosse, so neue Veränderungen in den Gesundheit- und Vermögens-

umständen der Menschen mit; die Hilfe ist oft von so dringender Nothwendigkeit, das Gebrechen oft von so geheimer Natur, und die Wunde einer so leisen, sanften, verborgenen Hilfshand bedürftig, daß da nur stille, unermüdliche, immer bereite Privolthätigkeit helfen kann.

Es giebt aber noch mehrere Gründe, welche die öffentliche Besorgung aller Armen, und die Aufhebung aller Privatwohlthätigkeit, wenn sie je möglich wäre, sehr stark abrathen.

a). Es scheint gefährlich, die Armen eines Landes gänzlich von der Regierung, und ganz nicht vom Volke, besonders in einem Freystaat, abhängig zu machen. Es entstehen nämlich bey öffentlichen Armen-Besorgern, wie bey Armen-Gutthätern, nicht selten Titel von Gnade auf der einten, und von Unterwürfigkeit auf der andern Seite, die eine Menge Anmaassungen im Gefolge haben, wovon die Geschichte des alten Roms u. a. m. fürchterliche Beyspiele aufstellen. Die gänzliche Abhängigkeit der Armen von der Regierung und den untergeordneten Departements derselben, hat in kleinen wie in grossen Staaten nicht selten viel Böses gestiftet. Es entsteht stolze Härte hier, und niederträchtiger Bettlersinn dort. Die Verwalter der Armenkassen reissen allen Einfluß, und die Ehre würklicher Gutthäter an sich; oder sie fließt ihnen von selbst zu. Ein gebeugter Geist der Gefälligkeit, der Schmeicheley, niederträchtiger Dienstfertigkeit wird sodann fast immer mehr und minder eine Folge des Empfangens öffentlicher Allmosen: Hat man doch Beyspiele, daß selbst schon reiche und großmüthige Privaten durch ihren Einfluß auf die Armen, zu einer nicht wenig gefährlichen Macht im Staat sich erhoben haben!

b). Es scheint Herabwürdigung des Nationalcharackters zu seyn, die Gabe des Mitleidens auf irgend eine Weise in einen Tribut zu verwandeln; und dem Wohl-

thun das Moraliſche, das Edle, das Rührende zu nehmen, welches vom Selbſtempfinden und Selbſtgeben herfließt, und alſo die Privatwolthätigkeit zu begleiten pflegt. Je die edelſten Empfindungen der Menſchlichkeit, Großmuth, Uneigennützigkeit würden dergeſtalt durch ausſchlieſſende öffentliche Verwaltung in Feſſeln gelegt, und dem Menſchen und Bürger, der alsdann ſeinen Beytrag als Tribut pflichtmäßig abgeben müßte, gleichſam überflüßig gemacht. Und da ſcheint es ſchwer zu entſcheiden: Ob ein Volk, deſſen Arme zwar regelmäßig, aber nicht aus freywilliger Güte der Nation, beſorgt würden, mehr glücklich oder unglücklich zu ſchätzen wäre? Denn was den Werth einzelner Menſchen ausmacht, aufgeklärtes Wohlwollen, Gemeinnützigkeit, Selbſtthätigkeit, Energie — das macht doch wohl auch den Werth eines ganzen Volkes aus. Hieraus aber folgt: Daß die Einſichten deſſelben über Armuth, Wohlthun, und die dahin gehörigen Gegenſtände zu erweitern und zu berichtigen, beſſer iſt, als ihm wie einem Unmündigen die Verwaltung ſeines Armenbeutels, wenn's auch möglich wäre, ganz zu entziehen; daß, die menſchlichſten und edelſten Neigungen zur Hilfe zu leiten, und ihnen die beßte Richtung zu geben, würdiger iſt, als denſelben, durch Beraubung jeder Gelegenheit zur Selbſtübung, einen Zaum anzulegen, oder ſie eindämmen und einroſten zu laſſen; daß es beſſer und würdiger iſt, den Ruhm und den Dank der Armen dem Geber ſelbſt, und damit ſo viele Aufmunterung zuzuwenden, als alles dieſes bloß auf die Verwaltung zu kehren; beſſer, den Umgang mit Unglücklichen, und die nützliche Erfahrung die aus ſelbſtthätigem Wohlthun auf das menſchliche Herz zurückwirkt, um es zu erweichen, und ſanft und gütig zu machen, dem Volke zu laſſen, als ihm ſolche zu entziehen, u. ſ. f. u. f.

c). Ein dritter nicht unbegründeter Vorwurf, den man einer ganz öffentlichen Armenpflege macht, und desto wichtiger, weil der Gegenstand desselben mit einer solchen Anstalt beynahe unzertrennlich verknüpft scheint, ist folgender: Privatwolthäter bedürfen keiner Besoldung; sie sind selbstthätig: Eine öffentliche Armenpflege aber bedarf, je weitschichtiger und grösser sie ist, desto mehr besoldete Beamte. Und da wird denn, was die Erfahrung aller Zeiten und Orten bestäthigt, bey einer solchen besoldeten Pflege die Armuth im Volke, aus vielfältigen leicht zu erachtenden Gründen, gleichsam zum nothwendigen und immerwährenden Uebel.

Allein nicht nur das: Sondern von besoldeten Beamten einer öffentlichen Verwaltung läßt sich zwar allmählich viel Menschen- und Armenkenntniß, und eine feinere Unterscheidung der eigentlichen Armen und der angeblichen, nach langer Erfahrung, aber kaum jene Herzensgüte, jene Dienstfertigkeit und freundliche Behandlung erwarten, die der wahre Wohlthäter, als einen edeln Beysatz der Gabe, auf seine Beyträge legt. Diese besoldete Armenbesorger, (die indessen von der theils beynahe, theils ganz unbesoldeten Direction und Oberaufsicht immer sorgfältig zu unterscheiden sind) treiben ihr Geschäft handwerksmäßig, und gewöhnlich auch nur in dem Grad unparteyisch, gewissenhaft und pünktlich, als höhere Aufsicht unintereßierter, fürs Wohl des Staates und seiner verschiedenen Volksklassen besorgter Männer auf ihre Hände und Rechnungen ein wachsames Aug behält. Giebt's Ausnahmen, so laßt uns dieselben dem Edelmuth einiger wackern Armenbesorger verdanken; aber nicht vom Gedränge derer erwarten, die sich zu den Einkünften einer Armenpflege hinzudrängen, und, weils nur um den Preiß möglich ist, auch die damit verbundnen Geschäfte auf sich laden.

d). Ich erwähne nur noch einer Schwierigkeit, die mit der öffentlichen Armenpflege unzertrennlich verbunden ist: Nämlich, daß sie bloß allgemeine Bedürfnisse, und meist bloß für eine Weile zu stillen vermag; da sie alles in genau bestimmte Regeln der Behandlung fassen muß, selten mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Characktere der Armen handeln, und hingegen eben darum viele der würdigsten Armen gar nicht trösten kann.

Denn gesetzt auch, daß zärtlich theilnehmendes Gefühl für die Leiden der Menschheit durch den immerwährenden oft lästigen und verdrießlichen Umgang mit solchen Geschäften, und den leider oft würklich niederträchtigen Gegenständen derselben nicht geschwächt wird; so fällt es auch dem unermüdetsten Beamten doch immer schwer, sich so viel Zeit für einzelne Fälle zu nehmen, als eine zweckmäßige Pflege zu erfodern scheint; sich so vielen individuellen Lagen der Armen anzupassen, als nöthig ist, um nicht nur zu geben, sondern mit unterscheidendem Gefühl, mit der treffendesten Manier zu geben. Und doch ist es ausgemacht, daß die Art zu geben immer viel, oft mehr Einfluß hat, als die Gabe selbst. Wenn auch die Staatsarmenpflege den Stoff der Gabe giebt; wenn die, einem im Amte stehenden, durch lange Erfahrung geübten Manne beywohnende Klugheit ihm auch einen gewissen Takt im Unterscheiden verliehet; so braucht es noch viele andere Vorzüge des Geistes und Herzens, viele Unbefangenheit und freyen Zeitgebrauch, viele Kenntniß aller Umstände der einzelnen Unglücklichen, um zweckmäßig auszuspenden, und nicht nur zu trösten, sondern zu heilen.

Es lassen sich demnach allerdings zwo Klassen von hülfsbedürftigen Armen in Absicht auf Behandlung unterscheiden, so sehr auch ihre übrigen Umstände gleich oder ungleich seyn mögen; die Bettelhaften nämlich

und die schüchtern Bescheidenen. Beyde wünschen vielleicht unbekannt zu bleiben, beyde mit Schonung und Interesse behandelt zu werden; denn dieß thut jedem menschlichen Herzen wohl. Allein sie sind darum wesentlich verschieden, daß die einen sich der Armuth selbst aus Ehrliebe und Gewissenstrieb schämen, und nur so viel Unterstützung suchen, als nöthig ist, sich aus dem Sumpfe herauszuschwingen, und durch eigene Kräfte aufrecht zu erhalten; die andern hingegen, nur den Ruf, die Verachtung, das in der menschlichen Gesellschaft Entehrende der Armuth scheuen; oder bisweilen selbst auch darüber gefühllos worden sind, und, um den Preiß lebenslänglichen und genugsamen Unterhalts, gern arm bleiben wollen. Laßt immer die Namen der letztern in die Armenprotokolle kommen, und unzärtlich als gefühlloser Stoff, wie er ist, öffentlich behandelt werden — oder ein Merkmal der freywilligen Armuth, wenn ihr wollt, an der Stirne tragen. Die mit einer solchen Armuth billig verknüpfte Schande trift sie mit Recht. Aber jene andere, die mit dem Namen der Pauvre honteux belegt zu werden pflegen, scheinen es doch wohl werth zu seyn, einer öffentlichen Behandlung entzogen zu werden; scheinen zu erfodern, daß nur geheimer Einfluß wohlthätiger Privaten ihrer Noth abhelfe; daß nur eine sanfte Hand die Wunden heile, welche durch rohe Behandlung bey der feinern Denkungsart solcher Leuthe unheilbar werden würden; scheinen werth zu seyn, daß der ihre Armuth begleitende Kummer an ihrem Wohlthäter zugleich einen tröstenden Freund finde; daß häusliche Szenen ihres geheimen Leidens nicht den Mäulern des schadenfrohen Publikums preißgegeben werden; scheinen zu erfodern, daß ihr aufrichtiges Bestreben, eine Höhe wieder zu gewinnen, wo sie sich selbst genung seyn können, durch angepaßte Beyträge,

klugen Rath und fortgesetzte Mithülfe, nach eines jeden besondern Lage unterstützt werde. Und diese mühesame, Zeit, und wahre, eigentliche Theilnehmung erfodernde Behandlung wird doch wohl eher von Privatwolthätern und Freunden, als von einer öffentlichen Anstalt zu erwarten seyn. Unser Publikum selbst hat sich diese Unterscheidung gemerkt; und seit einigen Jahren, unter dem Titel Gottesgaben, beträchtliche Summen in die Hände einzelner, durch ihre Kenntniß der geheimen Armuth dazu besonders tüchtiger Männer gelegt, ohne daß darum weder die Namen, noch die Bedürfnisse der einzelnen damit erquickten Armen öffentlich bekannt geworden sind. Und aus den Jahren der letzten Theurung liessen sich zahlreiche und beträchtliche Beyspiele anführen, wie viel geheime Uebel schüchterner Armuth, durch vertraute Hände, ohne öffentliche Anstalten geheilt worden sind.

Dieß scheinen die wichtigsten Schwierigkeiten zu seyn, mit denen die öffentliche Armenpflege zu kämpfen hat. Allein wir werden jene andern nicht geringer finden, die eine sich selbst überlassene Privatwohlthätigkeit entweder eigen und besonders mit sich führt, oder mit jener allgemeinen und öffentlichen gemein hat.

Wir verstehen aber unter Privatwohlthätigkeit nicht nur jene mehr oder minder reiche Gaben, welche die Geber, nach willkührlichen Absichten und Planen, aus eigenem Beutel bestreiten; sondern auch diejenigen Anstalten, wo Privaten sich selbst zu Pflegern der Armen aufwerfen, und Institute unter verschiedenen Namen errichten, welche nur durch andrer Beyträge gelingen können; wohin z. B. meist alle sogenannte Subscriptionen für einzelne Arme gehören. Und da lehrt uns die Erfahrung, daß sehr selten solche Stifter wohlthätiger Werke und Anstalten andre als sehr eingeschränkte Absichten haben, sie aber dennoch mit aller Hitze, welche nur die

erhabensten und planvollsten verdienten, es mag kosten was es will, durchsetzen möchten.

Ich schweige von einer Klasse von Privatwohlthätern (weil solche vor jedermann, der sie näher zu kennen den Anlaß hat, bald in ihrem häßlichen oder wenigstens zweydeutigen Licht erscheinen werden), die nämlich geradezu nur ihre eigene Person, ihre Zuneigung oder Abneigung, ihre Familie u. d. gl. bey ihren wohlthätigen Anstalten und Bemühungen zur Absicht haben; und also dieselben als Mittel brauchen, vielmehr sich selbst als ihrem Nebenmenschen zu nützen — Schweige von jener ganz besondern Art von betriebsamen Wesen, wo man, durch eigene Wohlthaten sowohl als durch Fürsprache bey andern, um die Gunst, um die Wahlstimmen, um das Zeugniß, bisweilen auch um das Stillschweigen der Armen sich bewirbt, und durch den Ruhm der Wohlthätigkeit den Weg zu Beförderungen, zur Befriedigung seiner Eitelkeit, vielleicht selbst zum Laster sich bahnen will. — Solche Personen treffen alle folgende Vorwürfe weit am meisten, und, der Qualen ihres eigenen bösen Gewissens zu geschweigen, noch überdas die verdiente, frühe oder später über sie kommende Schande, für das was sie sind erkannt zu werden.

1.) Nur von solchen Wohlthätern also ist die Rede, die, wenn man allein auf die Triebfedern sehen will, wohldenkende uneigennützige Befördrer des Beßten der Armen seyn mögen, aber die so selten Rücksicht auf das Beßte des Ganzen, auf wirkliche Verminderung der Armuth, auf angemessenen und dauerhaften Trost zu nehmen pflegen. Voll sogenannter gerührter Empfindung ist es ihnen um einstweilige Stillung der Leiden, oder um die größtmögliche Beglückung von Gegenständen zu thun, die sie nun einmal zum Vorwurf ihrer Betriebsamkeit gemacht haben. Daher so viele einseitige Besorgungen, so

viele Bemühungen, die oft so grosse Unterstützung gefunden, daß sie Müßiggang, Unthätigkeit, Wohlleben, Laster, die Armuth selbst bey den begünstigten Gegenständen, und durch ihr Beyspiel auch unter andern Niederträchtigen, aufgemuntert und befördert haben.

2.) Nicht nur werden durch die unbeschränkte Freyheit, Armenstiftungen und Anstalten nach Belieben zu machen, einzelne Aeste der Armuth zum Schaden des Stammes, der ganzen Volksarmenklasse, begünstigt; nicht nur nähren sich schädliche Schmarotzerpflanzen von Säften, die den übrigen Zweigen entzogen werden: Sondern, gleichwie Willkühr, Zeitumstände, Laune, eingeschränkte Absichten, herrschende Empfindungen gewöhnlich jene Partikularanstalten gestiftet; so erfolgt aus eben diesen Ursachen auch: Entweder, daß diese Anstalten wieder aufgehoben oder abgeändert werden, oft wo es am wenigsten nützlich und gut ist; oder, daß sie, die doch ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zufällig, zeitlich, und nur auf gewisse Klassen von Bedürfnissen eingeschränkt seyn sollten, wann sie durch höhern Schutz, grosse Fonds u. d. gl. eine Art von Consistenz gewonnen haben, auch nach Abänderung der Zeiten und Umstände dennoch fortdauern, und sodann gegen Zweck und Absicht gebraucht werden. Wie viele Geschlechterfonds z. B. die zur Belebung und Unterstützung der Talenten armer Mitglieder eines Geschlechtstamms bestimmt worden, werden vielleicht nicht selten zu Sack- und Spielgeld nicht eigentlich dürftiger Personen, zur Pflege des Müßigganges, zur Unterstützung schlechter Subjekte die man zum geistlichen Stande bestimmt, u. s. w. mißbraucht? Man bemerkt, daß Curatoren solcher Fonds weit mehr, als solche, welche die grossen und allgemeinen Armenkassen zu verwalten haben, es sich zur Ehre rechnen, Capitalien auf Capitalien zu häufen, und damit solche Anstalten immer

ausgedehnter, solche Hülfsquellen immer ergiebiger zu machen, die nach dem Endzweck der Stifter, und nach den Armuthsbedürfnissen längst groß genug wären. In Absicht auf einzelne Wohlthaten und freywillige Allmosen, beweisen selbst die gegenwärtigen Zeiten die seltsame Partheylichkeit und Laune des Publikums und der Privaten in Fortsetzung ihrer Unterstützungen. Die Armuth ist ein Ball, den man nach Willkühr treibt, oder liegen läßt; und das Publikum, das jetzt eine dürftige Familie, ein verunglücktes Dorf, einen Bettler in Hülle und Fülle versetzt, würde ohne Bedenken sie Morgens hungern lassen, wenn ein neuer auffallender Gegenstand sich zwischen seine Wohlthätigkeit, und den bisher Unterstützten drängen sollte.

3.) Die von der Landesregierung unbesorgte Privatwohlthätigkeit müßte auch in der Rücksicht zum Schaden des Ganzen ausschlagen, daß die Kräfte, von welchen gemeinnützige Staatsanstalten sich erhalten, dadurch geschwächt, und diese letztere ausser Stand gesetzt würden, ihre heilsamen Zwecke zu erreichen. Freylich sind einige unsrer ältern Anstalten zumal, durch ihre gründliche und hinlängliche Hülfsquellen über diesen Fall erhaben. Allein verschiedene andere befinden sich wirklich darinn; und viele Leuthe glauben allerdings, daß so häufige Subscriptionen, Privatanstalten und Privatwohlthaten jenen öffentlichen Allmosen ein Grosses entziehen, woraus zum Theil unser Allmosenamt seine gemeinnützige Zwecke erreichen soll. Männer, die haushälterisch und klug mit den Summen umgehen, welche sie edelmüthig der Armuth wiedmen, werden durch so mannigfaltige Ansprüche von allen Seiten genöthigt, durch Vertheilung der Wohlthaten sich für die öffentlichen Institute um so viel mehr einzuschränken. Wer aber unbedachtsam giebt, wem die erste rührende Veranlassung schon Herz und Beutel öff-

net, wer jeder Empfindung des Mitleidens opfert, und keinen Zudringlichkeiten widerstehen kann, der ist noch weit mehr im Fall, über den Forderungen der Privatanstalten jener andern zu vergessen, welche die öffentliche Armenpflege an ihn macht. Er wird von der bescheidenen, die Sinnen und Empfindungen durch keine Klagtöne und hungrige Gesichter erschütternden Anstalt eines Allmosenamts wenig gerührt; und desto weniger, weil ihn diese bedürftige Edle nur an der Kirchthüre erwartet, wo er sich selten einfinden möchte; indessen von Haus zu Haus wandernde Subscriptionslisten und Empfehlungen aller Art auf sein Schreibpult sich lagern, und gewisse Arme, nebst dem Charakter ihrer Patronen, auch Zeit und Umstände meisterhaft zu benutzen verstehen; und ihn mit lauten Danksagungen, Schmeicheleyen, Versprechungen, Denkmalen einladen, oder mit dreistem Ungestümm und Zudringlichkeit übertäuben.

4.) Die Privatwohlthätigkeit endlich ist von einer so sanften und gütigen Natur, daß gerade die mitleidigsten Seelen, theils nicht geneigt, theils nicht mit der gehörigen Macht und Einflusse, theils auch nicht mit der Stärke des Geistes und der ausharrenden Standhaftigkeit begabt sind, der Armuth in denjenigen Fällen gehörig zu steuern, wo Faulheit, Verschwendung, Wohllüste und Laster sie begleiten, oder verursachen. Wenn daher öffentliche Armenpflege sich bey reichen Gutthätern minder zu empfehlen weiß, und man ihr immer vorwirft, daß sie zu selten sich in berathenden und im Detail helfenden Beystand einlasse; so ist hingegen Privatwohlthätigkeit, so sehr sie diesen letztern Vorzug besitzt, dagegen nicht im Stand, sich geltend zu machen. Die edelsten Seelen besitzen eine gewisse schüchterne Zärtlichkeit bey ihrem Wohlthun, welche ihnen nicht erlaubt auf irgend eine Art strenge Gegenforderungen zu machen, wenn solche

auch noch so nützlich und nothwendig wären. Denn das wird der Faulenzer, Verschwender u. s. f. für nichts geringeres, als für unerträgliche Härte und Stolz ansehen, sobald ein Wohlthäter die Ablegung einer Leidenschaft zum Gegenwerth seiner Wohlthat erheischet. Der lasterhafte Arme ist daher gewohnt, einen solchen Wohlthäter eher fahren zu lassen, und sein Glück anderstwo zu versuchen, als die freundlichsten Räthe und beßtgemeinten Erinnerungen von jener Art zu benutzen. Und so wird die Privatwohlthätigkeit oft eher eine einstweilige Pflegerinn, als eine dauerhafte Retterinn der Armen seyn. Wo sie allein herrscht, nimmt nicht selten ein niederträchtiger Geist der Betteley überhand, und Müßiggang wächst in schnellen Graden; weil der Privat kein Recht zu haben scheint, den Müßiggänger zur Arbeit, den Verschwender zur Ordnung und Wirthlichkeit, den Säuffer zur Enthaltsamkeit, den Bettler zur Arbeit anzuhalten; weil ihm die Gutthat entziehen, alles ist, was er darf; und der Niederträchtige sich keine Ketten schmieden, keine Lasten, wie er denkt, auflegen läßt, so lange noch Wohlthäter übrig sind, die ihn im Müßiggang unterhalten wollen; Strenge und Befehlen hingegen von Rechts- und Amtswegen der Polizey zukömmt. Auch nicht einmal den Kunstgriffen der Betrieger, der Zudringlichkeit der Unverschämten, der Niederträchtigkeit des Taugenichts, kann die Privatwohlthätigkeit anders, als durch Abweisungen steuern. Würden so viele Beyspiele von Privatunterstützungen solcher Leuthe mit ihren Folgen an den Tag kommen, welche auffallende Beweise liessen sich nicht daraus zur Beſtäthigung dieser Wahrheit führen! Wahrlich, nur eine mit höherer Gewalt und Polizeyrechten verbundene Armenpflege kann kräftige Maaßregeln gegen die lasterhaften Ursachen der Armuth ergreifen; kann einem den Staat bedrohenden Uebel,

eh' es allzusehr überhandnimmt, Fesseln anlegen, und das vielköpftigte Ungeheuer der Betteley, und Menschen bezwingen, welche unverschämt genug sind in der Gesetzlosigkeit ihre Freyheit zu suchen.

Nach diesen beydseitigen Betrachtungen über die Natur und Folgen der öffentlichen und der Privat-Armenpflege, glaub' ich über den verhältnißmäßigen Werth von beyden ein nicht ganz unbegründetes Urtheil fällen, und die zwo wichtigen Fragen ziemlich zureichend beantworten zu können; die eine: Wann ist Privat- und wann ist öffentliche Armenpflege vorzuziehen? Die andere: In welchen Fällen sind Privatanstalten den öffentlichen nützlich, in welchen sind sie ihnen schädlich, in welchen gleichgültig?

A. Die erste Frage: **Wann ist öffentliche, und wann ist hingegen Privat-Armenpflege vorzuziehen?** scheint mir auf folgende Weise beantwortet werden zu müssen.

Oeffentliche Administration ist vorzuziehen: a) Wenn die Anstalten allgemeine Bedürfnisse, und zwar einer grossen Volksklasse zum Gegenstand haben: b) Wenn sie hinlängliche Fonds und Hülfsquellen besitzen: c) Wenn sie von unabänderlicher Natur und fortdauernd sind: d) Wenn sie blosse Befriedigung von Bedürfnissen ohne moralische und ökonomische Beßerung: e) Oder endlich mit höhrer Gewalt zu erzwingende Handlungsweise zur Absicht haben. — Privatadministration, sey es einzelner Personen, oder freywilliger Gesellschaften, verdient den Vorzug: a) Wenn die kleine Zahl von Hülfsbedürftigen es möglich, engere Beziehungen und Vertraulichkeit es leicht machen, in den Detail spezieller Bedürfnisse, und der dagegen dienlichen Mittel einzutretten: b) Wenn diese Bedürfnisse von zufälliger und vorübergehender Natur sind: c) Wenn keine Fonds für gewisse

Bedürfnisse vorhanden sind, oder sich Anstalten aus freywilligen Beyträgen, oder aus sich selbst erhalten müssen: d) Wenn moralische Absichten bey einzelnen Armen durch die Behandlungsart erreicht werden sollen.

Dieses verdient eine noch etwas genauere Ausführung.

1. Wo also erstlich Armenanstalten allgemeine Bedürfnisse, und zwar einer grossen Volksklasse zum Gegenstand haben, so sollten sie es wohl verdienen, von den Händen der Landesobrigkeit besorgt zu werden; also nicht von der Laune, der Partheylichkeit, dem Eigensinn oder Eigennutze der Privaten abzuhängen. Solche grosse Anstalten erfodern eine Menge Beamtete, und eine gleichförmige, regelmäßige Verwaltung; da denn erstere sich kaum zahlreich genung ohne Besoldung, und besoldet kaum gewissenhaft und thätig genung ohne Oberaufsicht dürfte finden lassen; letztre aber ohne höhere Authorität und strengere Verbindlichkeit kaum zu erwarten stühnde. Da treten nämlich Fälle in Menge ein, wo nur obrigkeitliche Unterstützung und Ansehen die Beamtete gegen die Ansprüche niederträchtiger Armen schützen können. Bey allgemeinen Bedürfnissen, wie Unterhalt, Kleider, Krankenpflege, Schulunterricht u. s. w. sind, macht die Gabe alles, die Manier hingegen wenig aus, und die kürzeste ist hier meist wohl die angemessenste. Die Hülfsquellen müssen groß, und die Einkünfte sicher und bestimmt seyn, weil die Ausgaben beständig dauern. Auch sind Anstalten, welche allgemeine Bedürfnisse zum Gegenstand haben, in Städten, Ländern, und auf Dörfern gewöhnlich öffentlich. Nicht selten erfodert das Bestreiten der erfoderlichen Ausgaben solcher Spenden die Kraft eines ganzen Staates; wenn z. B. Theurung, eine Stockung der Gewerbe u. d. g. die Noth des geringen Mannes vermehret. Auch hat wohl die Landesregierung die meiste Verpflichtung, für die Klasse der gewohnten

gemeinen Armen zu sorgen; und die Erkiesung der Beamteten erfodert einen weiten Krais von Menschen, und das gehörige Ansehn zu ihrer Auswahl.

Wo hingegen besondre Bedürfnisse von Familien und einzelnen Menschen, und zumal die Mittel sie zu retten, die Kenntniß des geheimen Details von den Ursachen und Umständen der Armuth, bey einem Handelsmann oder Handwerker z. B. erfodern, wenn anderst gründlich geholfen werden soll, da reicht eine allgemeine öffentliche Pflege nicht hin; da muß ein edelmüthiger Freund, ein Kenner, ein Gewissenrath seine Dienste verwenden. Denn in solchen Fällen verpflegt zwar die öffentliche Anstalt die Armen, aber sie rettet dieselben nicht.

2). Wo hiernächst reiche Fonds sind, da sind Besoldungen möglich; da ist aber auch höhere, zwingende, Rechenschaft fodernde Oberaufsicht nöthig. Die Verwaltung reicher Fonds von Privatleuten führt allzuviel Reitz mit sich, dieselbe mißzuleiten, und, sey es nun zur Untreu in Behandlung der Gelder, oder zur Partheylichkeit im Ausspenden, oder zur Beförderung schlechter Beamten u. s. w. zu verführen. Der Beyspiele solches Fonds nicht zu gedenken, welche in den Händen von aufsichtlosen Partikularen wenig gediehen mochten, so lehrt die fast allgemein unter uns eingeführte Gewohnheit der Stifter derselben, nach der sie eilen, wenigstens die höchste Aufsicht darüber in die Hände der Regierung, oder ihr untergeordneter Kammern zu legen, und dadurch jedermann von der Sicherheit einer derley Anstalt zu überzeugen, daß sie zu denjenigen gehören, deren Verwaltung öffentlich seyn muß.

Wo hingegen keine Fonds sind, fallen nicht nur alle jene Besorgnisse weg; sondern es bedarf weniger nicht, als den Enthusiasmus edler Privatwohlthäter,

und den ausharrenden Muth thätiger Partikularen, um Armenpflegen auf sich zu laden, wo die Hülfsquellen ganz zufällig sind, und von der Laune und Gutmüthigkeit anderer Partikularen abhängen. Nur der ausnehmende Credit solcher Armenpfleger, und die fortdauernde Ueberzeugung von der Reinigkeit ihrer Absichten, und dem guten Erfolg ihrer Bemühungen, welcher die größte Sorgfalt und Anstrengung erfodert, kann in diesem Fach auf das Herz des reichen Wohlthäters würken. Die edelmüthigsten Privaten müssen also wohl die Pflege einer Anstalt versehen, welche nur mit dem Rufe ihrer Verwalter stehet und fällt.

3). Wir unterscheiden ferner Anstalten von wesentlicher und immerwährender Nothwendigkeit von solchen, die nur zufällige und seltene Bedürfnisse zum Gegenstand haben; und wünschten jenen öffentliche, diesen hingegen die Pflege von Privatpersonen. Auch die gutmüthigsten Partikularen ermüden und erschöpfen sich bey immerdauernden Bedürfnissen; wenigstens sterben sie, und es ist ungewiß, ob andere in ihre Fußstapfen tretten werden. Die Landesobrigkeit hingegen stirbt nicht aus; ihr Interesse, Arme dieser Art zu berathen, ist immer das gleiche; und eben darum gehören solche Anstalten ihr zu. Nach dieser Regel hat vielleicht ein gewisser sonst grosser Mann übel gethan, daß er sein Waisenhaus durchaus nicht unter die höchste Pflege des Staats und besoldeter Beamten übergeben wollte. Wo hingegen unerwartete, zufällige, vorübergehende, heimliche Bedürfnisse eintretten, sie seyen übrigens klein oder groß, da ist Privatpflege gewöhnlich thätiger, eindringender und ausharrender, das Wohl eines Bürgers, einer Familie u. s. f. zu besorgen. Wie oft haben nicht Anverwandte, Nachbarn, Freunde, ihre Nachbarn,

Verwandten, Freunde weit besser gerettet, als eine öffentliche Verwaltung je solches thun konnte.

4). Um nicht zu wiederholen, was von der Eintheilung der Armen in gefühllose und ehrliebende, in lasterhafte und unschuldige bereits oben gesagt worden; darf man sich nur auf das gewöhnliche Menschengefühl berufen, welches jedermann überzeugt, daß die ehrliebenden und unschuldigen durch die Hand der Privaten weit besser gerettet, gefühllose und lasterhafte hingegen nur durch obrigkeitliches Ansehen bisweilen noch zurechtegebracht, und, da leider ihre Anzahl so groß ist, nur vermittelst der reichen Hülfsquellen öffentlicher Allmosenämter besorgt werden können.

B. Die Zwote Frage ist: Wenn sind Privatarmenanstalten den öffentlichen nützlich? Wenn schädlich? Wenn gleichgültig?

1). Privatanstalten scheinen im eigentlichen Sinne den öffentlichen schädlich zu seyn, wenn die Gegenstände ihrer Wohlthätigkeit würklich, nach der Bestimmung und zufolge der Verwaltung irgend einer schon vorhandenen öffentlichen Anstalt, aus dieser hinlängliche und zweckmäßige Hülfe geniessen, oder doch geniessen könnten. Denn in diesem Fall werden nicht nur die Armen selbst zur Ueppigkeit, zum Müßiggang und zur Lasterhaftigkeit durch gedoppelte Allmosen veranlaßt; sondern es werden andern würdigen Gegenständen thätigen Mitleidens, vielleicht selbst öffentlichen Anstalten, die benöthigten Kräfte entzogen. Die Anwendung hievon ist leicht auf den Gassenbettel, und so viele zweydeutige Subscriptionen, Colleckten, u. s. f. zu machen. Diese Schädlichkeit der Privatanstalten für die öffentlichen ist desto auffallender, wenn diese letztern, vermöge ihrer Einrichtung und ihrer Verwaltung, die edelsten und beßten Zwecke befolgt, die sodann durch übelverstandene

Privatwolthätigkeit vereitelt werden; oder wenn gar die öffentliche Anstalt durch solche Privatbemühungen um ihren Credit, und die Direktion um das nöthige Ansehen und die erforderliche Würkungskraft in ihren Operationen gebracht wird. Selbst wenn diese letztre wesentliche Mängel hätte, die aber durch eine Reform oder gänzliche Umarbeitung zu verbessern wären, müssen zuerst diese auf alle Art vorher versucht werden. Früher ist jede Privatanstalt, die ihr zum Abbruch gereichet, wirklich schädlich.

2). Nützlich scheinen hingegen Privatanstalten den öffentlichen zu seyn, da wo alle diese letztern zusammengenommen gewisse Zweige der Armuth nicht umfassen, noch vermöge ihrer Fonds, Anlagen und Planen umfassen können; wo folglich die erstern, weit entfernt den öffentlichen an ihren Einkünften, oder in ihren Operationen zu schaden, vielmehr den Wirkungskrais derselben, durch Abnahm eines Theils der noch unbetitelten uud unbesorgten Armuth, bestimmter, kleiner, und dadurch leichter zu besorgen machen. — Nützlich scheinen ferner Privatanstalten zu seyn, im Fall daß sie Gegenstände irgend einer öffentlichen Anstalt auf sich nehmen, mit denen diese letztre überladen ist, und die sie, weil ihre Kräfte nicht für alles hinreichen, vernachläßigen müßte, oder doch durch allzugrosse Vertheilung der Kräfte, der Aufsicht, u. s. f. nur schlecht besorgen könnte. Gleichwie indessen Mitarbeit, oder Mitheilung der Kräfte an eine öffentliche Anstalt durch Privaten, allerdings besser als gänzliche Uebernahme der Gegenstände ist, wenn anderst der Plan der öffentlichen eine Erweiterung ihrer Bestimmung zuläßt; so ist hingegen in Umständen, wo keine solche Erweiterung möglich wäre, das Errichten neuer Anstalten mit eingeschränkten und den ältern ähnlichen Zwecken besser, als die Vereinigung und Aufhäufung

vieler Kräfte zu einer Grösse, die gerade darum ihre Bestimmung nicht mehr erfüllen kann. Kleinere Anstalten können nämlich immer genauer als die grossen besorgt werden, und sind solches gewöhnlich auch wirklich. — Nützlich scheinen drittens Privatanstalten, im Fall daß eine sonst den gleichen Zweck habende öffentliche Anstalt auf falschen, und durch sichere Erfahrung schädlich befundenen Maximen beruhete (die indessen durch uralte Sanctionen, Volksglaube, Volksinteresse, Vortheil mächtiger oder angesehener Nutznieſſer und Beamteter unverbesserlich geworden wäre,) und so durch innere und wesentliche Mängel zum Schaden des Vaterlandes gereichen; Müßigang, Luxus, Bettlersinn, und kurz Verdorbenheit unter den Armen, oder selbst unter einem ganzen Volk verbreiten würde. Das alte Rom, die Kirchengeschichte u. s. f. könnte uns hier Beyspiele im Grossen liefern.

3). Gleichgültig würden endlich Privatanstalten für Arme seyn, in so ferne sie unschädliche Versuche wären, die eben darum, weil sie von Privaten gemacht würden, leicht, im Falle das Nichtgerathens, wieder gehemmt werden könnten. Man würde nämlich solche Privatversuche in einzelnen Verwandschaften, Gesellschaften, Dorfschaften, u. s. f. bey näherer Erkundigung, ohne Schaden und Geräusch, entstehen und wieder untergehen sehen. Oeffentliche Anstalten hingegen verlieren gedoppelt, wann sie sich mit fehlschlagenden Versuchen abgeben; denn der Verlust des Credits muß ihnen billig noch wichtiger, als die Einbusse der größten Summen seyn. — Gleichgültig sind ferner Privatanstalten, wenn sie ihre Hülfsquellen und Beyträge dem Luxus, nicht andern Armenanstalten entziehen, um dem Staat unschädliche, oder gar zuträgliche Institute zu Beföderung der Industrie z. B. zu verfolgen, deren Wiederverfall folglich nur den

wolthäthigen Privaten nachtheilig, ihr Gediehen hingegen, sey's nun als Beyspiel, oder auch als dauernde Anstalt nützlich seyn kann. So hat man unlängst in unsrer Nachbarschaft den Versuch eines Bettlerinstituts für Fabrickarbeiten — freylich einstweilig vergeblich — gemacht. Unter gleichen Umständen indessen scheint eine alte Anstalt immer vor einen neuen, eine öffentliche vor der Privatanstalt vorzüglich zu seyn, sowohl wegen der durch Gewohnheit schon festgesetzten Ordnung und Regelmäßigkeit, die bey der neuen und privaten erst noch zu erwarten und kümmerlich zu erhalten ist, als wegen dem allgemeinen Credit, und der daher entstehenden Festigkeit der alten und öffentlichen Anstalt. Hingegen scheint auch die kleinste Privatanstalt lobenswerth, die, bey edelm, gemeinnützigem Zwecke, dem Staat unschädlich, und als Beyspiel wenigstens sehr erbaulich ist.

So viel über die Frage von öffentlicher und von Privatverwaltung der Armeninstitute überhaupt; wobey denn freylich in einzelnen Fällen die nähere Bestimmung von dem Zwecke, der Lage, den Umständen herfließt. Glücklich sind wir, daß auch Privatversuche unter uns leicht nicht nur Beyfall, sondern selbst höhere Unterstützung finden, wenn der Magistrat sie für nützlich hält; und vielleicht noch glücklicher, daß auch bey öffentlichen Anstalten seit kurzem ein Geist freymüthiger und zweckmäßiger Reformen herrscht, der uns Hoffnung macht: Durch das allseitige Zusammenwürken auf den grossen allgemeinen Zweck, das Gebiet der Armuth in allen seinen Regionen einzuschränken, und nützliche Industrie zu pflanzen, die sich selbst erhält, werde unser Vaterland um so viel weiter vom Rande des Elendes entfernt werden.

Auf die besondere Frage: „Durch welche Mittel hat

„ bisher in unserm Freystaate die Regierung in die An„ stalten der Privatwolthätigkeit eingewürkt? antwortet die Geschichte: Daß der Magistrat von jeher ohne allen Widerspruch des gedoppelten Rechts sich angemaaßt, und solches von Zeit zu Zeit auch würklich in Ausübung gesetzt hat: Einmal Kenntniß von jeder wichtigen Anstalt zu erhalten; und hiernächst dieselben durch Ermunterungen von verschiedner Arten zu unterstützen, oder hingegen durch gewichtige Anstinnungen sie wieder aufzuheben.

1). Eben die Gründe, welche die Kenntniß des ökonomischen Zustands eines Landes und der Quellen seines Erwerbs für einen Staat wichtig machen; eben die Gründe, welche ihn zur Errichtung öffentlicher Armenanstalten verpflichten — scheinen auch die Kenntniß der Quellen der Armuth, der mannigfaltigen Mittel ihr zu steuern, und folglich auch die Bekanntschaft mit allen wolthätigen Privatanstalten nothwendig, und um so viel mehr zu erheischen, da diese letztern, wie wir schon oben gesehn, auch bey Verwaltnng der öffentlichen nicht selten in Betrachtung zu ziehen sind. Freylich erschweren unter uns mehrere Umstände diesen Zweig der Kenntniß der Armuth und ihrer Privathülfsquellen nicht wenig. Nicht nur liebt überhaupt die Tugend der Barmherzigkeit, je edler sie ist, desto mehr die Verborgenheit; und die Armuth selber hinwieder verhüllt sich, so lange sie kann. Nicht nur muß überall in einem Freystaat eine dem Ganzen unschädliche Freyheit im Gebrauche seines Vermögens, und seiner über die eigenen Bedürfnisse vorschiessenden Kräfte die mitleidigen Empfindungen beleben; sondern unsre Verfassung scheint es mit sich zu bringen, daß die Landesregierung nicht so genau die Oekonomie des einzelnen Bürgers kenne. Allein eben diese Verborgenheit scheint um so viel mehr zu erfodern, daß man sich die Kenntnisse unsrer Privatinstitute wenigstens so gut als

möglich verschaffe, um allenfalls gewissen Ausschweifungen der Wolthätigkeit in Zeiten Einhalt zu thun, und zu verhüten, daß nicht dadurch das Gebiet der Armuth unter uns erweitert, und ein elender Bettlersinn erzeuget werde, der, wo er einmal sich eingenistet hat, meistens unheilbar ist. Auch wird, wenn wir einzelne Privatwohlthaten und häusliche kleine Anstalten nicht in Anschlag bringen wollen, die Kenntniß dessen, was im Grossen und Ganzen wichtig ist, einem forschendem Blick nicht überall entgehen können. Die frommen Tabithas bleiben in unserm kleinen Zürch nicht lange verborgen; und nur die wenigsten unsrer Wolthäter geben sich die Mühe, durch künstliche Wendungen die Wege ihres Wohlthuns zu verheimlichen. Man sammelt selten grosse Collekten und Beyträge für irgend eine Armenpflege, die nicht mehrern Personen bekannt werde. Geheime Familienunterstützungen aber, wo sich der Ueberfluß der einen in den Mangel der andern ergießt, scheinen durch eine Art von Gleichgewicht, das dadurch unter jenem Ueberfluß und diesem Mangel hergestellt wird, fürs Ganze weniger wichtig zu seyn.

2). Derjenige Einfluß aber, den die Regierung in die Leitung der Privatwohlthätigkeit unter uns von Zeit zu Zeit würklich, und selten ohne glücklichen Erfolg gehabt hat, äusserte sich meist auf eine der folgenden Weisen:

a). Durch Entziehung unwürdiger Gegenstände; wohin die Entfernung fremder und einheimischer Bettler, die Verjagung alles verdächtigen Gesindels, die Einsperrung von Taugenichtsen ins Zuchthaus u. s. f. gehören.

b). Durch Empfehlung würdiger Gegenstände und ganzer Anstalten: So empfahl sie in beträchtlichen Unglücksfällen durch den Mund der Geistlichen die Verunglückten zu Kirchencollekten; durch Abgesandte, Beamtete und Staatsbediente zu Hauscollekten — wenigstens

durch Bewilligung, welche für unser Volk schon Empfehlung ist.

c). Durch Eröfnung neuer öffentlichen Anstalten, die ganz oder zum Theil ihre Hülfsquellen aus Beyträgen der Privaten ziehen; oder durch Billigung von solchen, die von Privaten und Privatgesellschaften eröffnet worden; wie z. B. die Neue Stiftung für Predikanten-Wittwen, der Neue Schulfond, und auch zum Theil das Neue Waisenhaus gewesen ist.

d). Durch Erschwerung und Abrathen der ihrem überschauenden Blick gemeinschädlich, und hingegen Erleichterung und Beyspiel von Beyträgen, zu in ihren Augen gemeinnützigscheinenden Handlungen und Anstalten.

e). Durch Voranstalten, einziehende Berichte, Anfinnungen, ehe der Fall würklich eintrat, oder durch kluge Leitung der Wohlthaten, vermittelst Personen auf die sie sich verlassen konnte.

Noch sind zwo Anstalten, von denen ich nicht weiß, ob sie, wegen der Art sie zu äufnen, nicht ein Drittes zwischen öffentlichen und Privatanstalten ausmachen? Ob sie mehr zu würklichen Armenanstalten, oder zu Contrakten zu zählen sind, welche beyde obrigkeitlich durch Empfehlung und Beyfall gesichert, die eine indessen durch reguläre Anlagen von Particularen unterstützt, die andre aber ebenfalls durch regulare, aber freywillige Beyträge bereichert wird; der Predikanten-Wittwenfond nämlich, und die Feuerassecurations-Casse. Jener erstere ist das einzige Institut, wovon ich wißte, daß die Beyträge zu einer Anlage auf alle Pfründen, unter Androhung einer noch grössern Einbusse, gefodert werden. Die verschiedenen daher entstandenen Bewegungen, und das Ungewöhnliche dieser Anstalt machen mich also glauben, daß ich mit Unrecht die Auflagen als eine

f.) Sechste Manier unsrer Regierung, sich in Privat-

wohlthaten zu mischen, ansehen würde. Denn die von den Zunftgütern und andern grossen Fonds gesuchten Beyträge zu den Instituten des neuen Waisenhauses und der Kunstschule sind, meines Bedünkens, von jenem Falle verschieden gewesen.

Vierter Abschnitt.

Aus was für Hilfsquellen sollen die Armen besorgt werden?

Diese wichtige Frage dünkt mich wieder in verschiedene andere sich aufzulösen. Z. B. Ist es besser, die Bedürfnisse der Armuth unter unserm Volke aus freywilligen Beyträgen der Privaten, oder aus Abgaben derselben zu bestreiten? Wann ist es rathsamer, Fonds zu sammeln? Wann, die Armuth dem allgemeinen Mitleiden ohne eigene Quellen zu überlassen? In welchen Fällen endlich ist ein Mittelweg zwischen den beyden schon genannten zu empfehlen?

Diese Fragen scheinen gänzlich überflüßig in einem Lande zu seyn, wo die Staatseinkünfte so groß sind, daß sie auch die unermeßlichen Bedürfnisse aller Armuth umfassen können. Freylich weiß ich nicht, ob es einen solchen Staat unter der Sonne giebt? Bey uns ist allerdings dieses der Fall nicht; und daher die Frage natürlich: Ob die Armen füglicher der freywilligen Wohlthätigkeit ihrer Brüder überlassen, oder hingegen durch sichre und beständige Auflagen besser besorgt werden? Makfarlan hat für England die Unwahrscheinlichkeit des letztern gezeiget. Auch ist oben schon bemerkt worden, daß veranstaltete regelmäßige Abgaben zum Beßten der Armuth: a.) Nach der freyen Denkensart unserer Mitbürger unleidlich: b.) Nach dem Laufe der Dinge nicht hinreichend seyen: c.) Den Volkscharakter herabwürdigen:

d.) Eine Menge Besoldungen und Aufsichten nach sich ziehen, und so in jeder Rücksicht schädlicher als freywillige Beyträge seyn würden. Wir könnten, was den ersten Punkt betrift, hierüber kein auffallenderes Beyspiel anführen, als die Zeiten des dreyßigjährigen Deutschen Krieges; während dessen Laufe gegen 30. öffentliche Steuern, welche jedesmal eine für diese Zeiten sehr grosse Summe betrugen, mit dem beßten Willen der ganzen Stadt meist für ausländische Unglückliche eingesammelt worden; da hingegen zu gleicher Zeit andre nur nothgedrungen ergriffene Mittel zu Erleichterung grosser einheimischer Uebel nicht wenig Murrens erweckt. Auch kenne ich keine einzige Art von Anlagen auf Privaten zum Beßten der Armen unter uns; man wollte denn die sogenannten Synodalsteuern dahin zählen, womit unsre Pfarrpfründen beleget sind; wobey indessen der namhafte Unterschied zwischen Privatvermögen und Amtseinkünften, zwischen Wohlthätigkeit für andere, und für eigene Wittwen und Waisen, nach Billigkeit in Anschlag zu nehmen ist.

Ob Fonds, oder keine, d. i. ob dauernde Anstalten, oder vorübergehende Wohlthaten, in eint und andern Fällen zuträglicher seyen? läßt sich vielleicht nach folgenden Bestimmungen in ein helleres Licht setzen.

In der menschlichen Natur gegründete, niemals ganz vertrocknende Quellen von Armuth und Elend scheinen nothwendig eigenthümliche, verhältnißmäßig grosse, und wie ein Heiligthum unantastbare Fonds und Capitalien zu erfodern.

Zufällige und vorübergehende Uebel, die aber oft wiederkommen, und periodischer Natur sind, scheinen am Beßten berathen zu werden — durch verhältnißmäßige Fonds, die aber nicht so eigen sind, daß sie nicht im Falle des Ueberflusses andern Fonds von ihren Interes-

sen mittheilen, oder im Falle besondrer Bedürfnisse von andern hinwieder entlehnen dürften.

Ganz zufällige, seltene, nicht vorzusehende Unglücksfälle haben die gerechtesten Ansprüche auf andrer Menschen Mitleiden, und finden in dem Privatvermögen sattsame Fonds, ohne daß für sie dauernde Anstalten nöthig wären.

Man hat hiebey zwey Regeln gefolgt, die an sich keinem Widerspruch unterworfen sind: Der Regel der Klugheit erstlich: Allen Uebeln, die man voraussehen, und einigermaassen calculieren kann, schon in den Anfängen und zum voraus zu steuern; und zweytens dem Gesetze der Sparsamkeit, nach welchem mit den kleinsten Mitteln der Zweck erreicht, und nicht an einem Orte mehr gedrückt als am andern erleichtert werden soll. Immer mag es bequem seyn, für künftige, selbst für ungewisse Uebel, müßige Fonds und reiche Anstalten ohne Bestimmung vorzufinden; allein wie gerecht, wie gemeinnützig solches sey — ist eine andere Frage.

1). Wenn gesagt wird, daß für immerfliessende Quellen von Armuth und Elend Anstalten mit sichern Fonds, und eigenen, verhältnißmäßigen Einkünften seyn sollten; so scheint dieß nicht nur aus der Natur der Sache selbst, sondern auch aus den Beyspielen aller polizierten Staaten, und aus den schlimmen Folgen weniger gründlicher Anstalten zu fliessen. In Absicht auf den letztern Punkt wird nämlich einer Anstalt, welche beständigen Uebeln steuern soll, eine zufällige Einnahme auf mehr als eine Weise gefährlich. Laßt uns z. B. eine Armenanstalt setzen, die mit jährlichem Aufwand von 1000. fl. ein dringendes Bedürfniß, eine Classe von Armen, befriedigen, und von dieser Seite den Staat unterstützen soll. Laßt nun diese Einnahme zufällig seyn; indessen, nach einem billigen Mittelschlag, der Aufwand dem

gemachten Plan zufolge gewiß ist. Laßt uns z. Ex. eine Anstalt denken, 4. arme Burgerssöhne zu den beßten Künstlern in die Lehre zu thun, welche ungefähr 1000. fl. erfoderte. Nun aber steige der Zufluß der Einkünfte in einem Jahre auf 1200. im andern hinwieder falle er auf 600. fl. hinab, im dritten vertrockne er noch mehr; und doch machen 4. Knaben gegründeten Anspruch auf jene 1000. fl. Dadurch daß die Anstalt jetzt 150. fl. jetzt 300. fl. für Lehrgelder bezahlen kann, wird sie bald gute Köpfe schlechten Meistern, bald schlechte guten Meistern anvertrauen; wird auf Abverdienen des Lehrlohns, auf schicklichen Nebenunterricht u. s. w. zurückgreiffen müssen; und, statt jährlich 4. junge Bürger auf den Weg gründlichen Glücks zu stellen, lebenslänglich zu versorgen, und zugleich einen Zweig nützlichen Erwerbes im Staat durch sie blühend zu machen, eine Pflanzschule von mittelmäßigen Meistern, oder gar von Pfuschern anlegen. So giebt es ferner Anstalten, wo Gebäude, Besoldungen der Beamteten u. s. f. einen guten Theil der Einkünfte wegnehmen. Wenn nun da die nöthigen Einnahmen ausbleiben, oder gemindert werden sollten, so werden gewiß die Beamteten, und kurz was Mittel nicht Zweck ist, darum nicht dahintenstehen, oder hierunter leiden wollen. Und so müßte der Unglückliche, für den doch die Anstalt ursprünglich gestiftet worden, zuerst ungetröstet bleiben, nur weil, bey gewissen Ausgaben, die Einkünfte zufällig sind. Man denke sich z. B. eine Krankenanstalt, die wegen der Ungewißheit der Einnahme die Kranken abweisen, oder schlecht bedienen, oder ihre Heilung erschweren müßte, indessen das Publikum sich beredete, daß seine Kranken besorgt werden, und darum sich nicht weiter darum bekümmern würde. Da wird also, wenn in der Anstalt die Einnahme bey sichern Ausgaben zufällig, und keine Fonds vorhanden sind, nicht

nur von einem Theile des Plans abgewichen, eine Zahl der Unglücklichen preißgegeben, und so die Hofnung des Publikums getäuscht werden; sondern je zusammenhängender der Plan, je entsprechender dem Bedürfniß, und je gründlicher er ist, desto eher wird er auch in seiner Gründlichkeit verlassen, und damit ein Uebel gestiftet werden, welchem leichter durch gänzliche Unterlassung dieser, und Einrichtung einer andern Anstalt, wäre gesteuert worden.

Man würde sich in Fällen von denen wir reden, mit Unrecht auf die angebohrene mitleidige Empfindung des Elends andrer bey den Menschen überhaupt, und bey unserem Volke insbesonders verlassen, und darüber versäumen sichere Fonds zusammenzulegen. — Denn, gesetzt auch, diese mitleidigen Empfindungen für gewisse Classen immerwährenden Elends herrschen würklich, so können Zeiten kommen, wo das Vermögen das Nöthige beyzutragen dem guten Willen nicht entspricht; wo der einmal angefangene Plan, oder seine Administration weniger Beyfall findet; wo nähere, dringendere, mehr Aug und Herz rührende Gegenstände des Mitleidens die schon in der Hand liegende Gabe dem Institut ohne Fonds entreissen; wo ehrgeitzige oder merkantilische Pläne, Lotterien, Schauspiele, Luxus — und wie viel tausend andere Ableiter der thätigen Menschenliebe? — jene erwarteten Beyträge verschlingen. Woraus denn nicht nur folgt, daß selbst die beßtentworfene Anstalt ins Stecken geräth; sondern auch daß, wann die Quelle des ungetrösteten Elends fortfließt, sie sich über andre Anstalten, die ebenfalls ihre Zwecke haben, verbreitet; diesen von ihren nothwendigen Zuflüssen raubt, oder dann unbesorgt zunimmt, bis sie nicht mehr zu dämmen ist.

Ich enthalte mich, allzubekannte Beyspiele aus unserm Vaterland oder von andern Nationen anzuführen,

welche bey dem Ursprunge von Anstalten für immerwährende Bedürfnisse, wie Heilung der Krankheiten, Unterricht der Kinder u. s. w. ist, zugleich für Errichtung zweckmäßiger Fonds gesorgt, und die Anstalten selbst eben dadurch Jahrhunderte hindurch blühend und dauerhaft gemacht haben; wie denn auch unsre Landesväter die Nothwendigkeit solider Fonds für alle ähnliche Anstalten schon vorausgesetzt haben, als sie vor wenigen Jahren eine Waisenanstalt errichtet, und auch seither auf die Reformation zweckwidriger und geldfressender Mißbräuche verschiedner andrer Armeninstitute gearbeitet haben. Und kurz, alle Stifter wohlthätiger Anstalten derjenigen Art, von welchen hier die Rede ist, haben es ihre erste Sorge seyn lassen, solche Fonds zu sammeln, und dergleichen Einrichtungen zu treffen, daß es dem Plane nie an denjenigen Hülfsquellen mangeln möchte, die er voraussetzt, und mit denen allein er vollführt werden kann. Es erfodert demnach nichts geringeres als den hohen Grad von Fanatismus, welchen der Stifter des Hallischen Waisenhauses hatte, und gerade auch ein Zeitalter wie das seinige, wenn man lange und kostbare Anstalten auf bloß zufällige Beyträge bauen will. Wenigstens ist es andern, mit gleicher frommer Unvorsichtigkeit nicht gelungen; und unser Jahrhundert scheint überhaupt eben nicht mehr einer ausdauernden Schwärmerey im Wohlthun fähig zu seyn. Nichts ist also natürlicher, als die Regel: Dauernde Uebel erfodern dauernde Hülfsquellen.

2.) Es giebt demnach eine periodische Armuth, deren Eintreten und Verschwinden indessen nicht genau bestimmt werden kann, weil sie von unvorzusehenden und zufälligen Umständen abhängen. Familien sinken und steigen, aus oft nicht von ihnen selbst herrührenden Ursachen. Kaufmännische und andere Erwerbe, die mit Zufall viel Verkehr haben, können Stockungen, Epochen,

Episoden von drückenden Umständen erfahren. Viehseuchen, und ansteckende Krankheiten, können unter Menschen, Frost, Hochgewitter u. s. f. können in gewissen Gegenden einstweilig Revolutionen verursachen, ohne daß die näheren Quellen derselben bekannt sind, oder leicht abgewandt werden könnten. Es giebt Ebbe und Fluth in der Zahl unsers Klerus, welche viele Familien ins Gedränge bringen. Der Handwerkstand schwellt sich hie und da an, und wird durch Wechsel der Mode, und viele andre Zufälle aufs Trockene gesetzt; nicht ohne Hofnung in Zukunft wieder aufs neue emporzukommen. Es giebt also der Fälle mehr, die jedem gut bürgerlichdenkenden Manne den Wunsch abnöthigen: Es möchten, wenn diese Uebel einzeln, oder wenn mehrere derselben zugleich eintreten, Anstalten und erprobte Mittel, seyen es nun Mittel vorbiegender Hülfe, oder solche die dem Uebel in seinen Anfängen zu wehren, oder endlich die es zu mildern und die Leidenden zu trösten im Stand sind, vorhanden seyn. Allein, da dennoch alle diese Catastrophen zufällig, und von vorübergehnder Natur sind; da sie längere oder kürzere Zeit ausbleiben, vielleicht einige überall abgewandt werden können; da sie selten zu gleicher Zeit eintreten, einige sogar einander entgegengesetzt sind (wie z. B. Gedränge in den Handwerken und im geistlichen Stande zugleich sich selten treffen); die dagegen vorzukehrende Hülfe oft nicht gar grosse Kräfte erfodert, u. s. f. so scheint es unbillig: Beständige, sichre, reiche Fonds, für blos halbgewisse, und nur einzelne Zeiten und Klassen drückende Uebel zu errichten, die durch ihre beständig treffende Last vielleicht nützlichen Fleiß zurückbringen, und Armuth am einten Orte gewiß pflanzen würden, indem sie dem bloß vermuthlichen Einbruche derselben an einem andern Orte steuern wollen.

Sollte also der Wunsch und Gedanke ungereimt seyn,

daß zwar Viehseuchen= Brand= Gewitter= Cassen, und mehrere andre für ähnliche Unglücksfälle errichtet werden; daß Geschlechter= Fonds u. s. w. seyn möchten, sinkende Familien und Communen vor Armuth und Elend zu retten; aber weder so stark, daß die Beysteuern zu solchen Anstalten drückender, als die zu hoffende Hülfe ergiebig, und der Reichthum solcher Fonds grösser, als aller Wahrscheinlichkeit nach das befürchtete Uebel, und zugleich eine Anreitzung zu Liederlichkeit, Nachläßigkeit und Zuversicht seyn würden; noch daß solche so genau auf irgend einen Fall von Unglück eingeschränkt werden möchten, daß diese Fonds und Cassen in ähnlichen aber nicht ausdrücklich genannten Fällen nicht mit gutem Gewissen angetastet werden dürften; selbst dann nicht, wann, der eigentlichen Bestimmung zufolge, lange kein Gebrauch davon gemacht werden könnte, und Zinsen sich immerfort zu unnützen Capitalien häufen würden. Wie nützlich müßte es seyn, und wie gerecht, wenn in Fällen der Noth, Cassen und Fonds, die der gleichen Klasse von Menschen, derselben Familie angehören, sich über mehrere und verschiedene Arten von Unglücksfällen verbreiten dürften; oder wenn eine Casse der andern zu Hülf kommen könnte.

Die Erfahrung lehret uns, daß reiche Fonds ohne bestimmte Gegenstände der Armuth, entweder Luxus, Müßiggang, Sorglosigkeit, allzu blindes Zutrauen der Theilnehmer nähren; indessen würdige, aber dem Titul und Geschlecht nach anspruchlose Gegenstände gar nicht, oder doch nicht hinlänglich erquickt werden; oder aber die Fonds von allzugenauen und strengen Administratoren immerfort gehäuft, und zu einer unnützen Höhe des Reichthumes angeschwellt werden.

3.) Eine dritte Klasse von Uebeln läßt sich entweder gar nicht, oder nur äusserst unwahrscheinlich vorausse=

hen. Und von diesen scheint behauptet werden zu dürfen, daß sie, besonders bey unserm Volke, in der Güte seines wohlthätigen Charackters eine überflüßige Quelle von Hülf und Trost finden, und schlechterdings keiner eigenen Fonds bedürfen. — Daß ein benachbarter Monarch seine dißentirenden Unterthanen um der Religion willen verbanne; daß Feuersbrunsten ganze Dörfer und Städte in die Asche legen; daß Reif und Hagel ganze Landschaften verheeren, sind seltene, nicht leicht zu berechnende Fälle; indem keine bisherige Erfahrung uns berechtigt, aus dergleichen einzelnen Beyspielen auf mehrere künftige zu schliessen. In solchen Umständen war die thätige Menschen- und Vaterlandsliebe unsrer Mitbürger und Landleuthe noch immer eine zuverläßigere Hülfsquelle, als alle vorhandenen Fonds kaum seyn könnten, die noch überdas jenen Vortheil der Steuern nicht mit sich führen, welcher darinn besteht: Die Herzen der Geber und Empfänger näher zu verbinden; National- und Dorfhaß zu mindern und zu tilgen; Städter und Bauern, freye der Regierung fähige Bürger und unterthänige Landleuthe mit einander auszusöhnen; Empfindungen des Mitleidens und der Dankbarkeit, der Güte und Theilnehmung zu nähren; und das Glück empfinden zu lassen, in einem solchen Volk und Vaterlande zu leben; die Schicksale, die guten und schlechten Jahre allen Classen der Nation gleich und gemeinwichtig zu machen. Niemals, sag ich, hat die Menschlichkeit und das Mitleiden unsers Volks die Armuth in solchen Fällen ungetröstet gelassen; besonders weyn ein rührender Anblick, oder das vergrössernde Gerücht, oder die Beredsamkeit der Prediger, und andre zufällige Umstände die Collekte unterstützten.

Hiezu kömmt noch die Betrachtung: Daß für unwahrscheinliche, weit entfernte, kaum zu vermuthende Uebel nicht leicht irgend eine Grösse der Fonds angenommen

werden könnte, und, was für eine man auch bestimmen möchte, dieselbe leicht zu klein seyn, und also immer noch eine Art von Collekte nöthig machen dürfte. Grosse Fonds aber, wenn sie aus regulären Beyträgen geäufnet werden müssen, machen, ohne gewisse und sichtbare Verwendung, das Beytragen mehr als keine andre Auflage zur beschwerlichen Last; rauben die Hülfe dringenden Uebeln oder Bedürfnissen, und heben die sanften Bande zwischen Mitbewohnern eines Landes beständig mehr auf. Man hat Ansprüche an Fonds, zu denen man selbst beygetragen; aber keine an die Beyträge der Güte, welche immer freywillige Opfer bleiben. — Glücklich ist unser Land, das nicht, wie England, sich selbst alljährlich, und alljährlich immermehr, zum Behuf der Armen besteuern muß, weil ihre Besorgung dort gänzlich ein Zweig der Polizey geworden ist. Bey uns hängt eine gute Verwaltung von Richtern ab, die ihre Gabe nur zurückbehalten dürfen, um die Verwalter außer den Fall zu setzen, mit der Armuth willkührlich handeln zu können, oder unzulänglichen Planen zu folgen. Auch ist die unpartheyische und nach den Bedürfnissen der Unglücklichen angemessene Austheilung der Kirchen- und andrer grossen Collekten in nachfolgenden Fällen immer mit eine neue Empfehlung gewesen.

Fünfter Abschnitt.

In wie ferne sollen die Armen besorgt? In wie ferne sich selbst und dem Schicksal überlassen werden?

Offenbar kann man der Sache zu viel, und auch zu wenig thun! Es entstehen daher die wichtigen Fragen: Mit welcher Uebersicht des ganzen Armuthstandes, mit welcher Rücksicht auf die einzelnen Bedürfnisse einzelner Armen, in wie weit, und wie lange sollen die Armen besorgt werden, um den grossen Zweck aller Anstalten zu

erreichen, das Gebiet der Armuth im Ganzen einzuschränken, und unser Volk zur Selbstständigkeit zu erheben.

1.) Meine erste Regel sey diese: Die sämtlichen Armen einer Stadt oder eines Landes sind als ein Ganzes anzusehen, das in allen seinen Theilen zugleich, mit überschauendem Blick betrachtet, berathen und besorgt werden muß: Ein Ganzes, das unstreitig der Verminderung und Vermehrung fähig ist; dessen einzelne Theile sogar aufhören können, indessen neue und bisher unerhörte Classen von Armuth entstehen; das aber, so wie es zu jeder Zeit beschaffen ist, gekannt, übersehen und ganz besorgt werden sollte, wenn jemals der Armuth von Grund aus und im Ganzen gesteuert, oder auch nur abgesehen werden sollte, ob ihr gründlich gesteuert werden könne und solle, oder nicht? Der Mangel dieser Uebersicht, die Hülfe welche einzelnen Theilen ohne Rücksicht aufs Ganze geleistet worden, die kurze Hinsicht auf mehr hervorragende, oder zeitliche, dringende, einzelne Bedürfnisse gewisser Classen von Armen, worüber die Zukunft und das Ganze aus dem Aug verlohren wird, ist eine wichtige Ursache der beständigen Fortdauer und Vermehrung der Armuth eines Landes. Meine Gründe sind folgende: a.) Die Beyträge sowohl aus eigenen Fonds als von Privaten, steigen nur auf ein gewisses Quantum; sind eingeschränkt, und bestimmbar. Uebersieht man nun die Bedürfnisse nicht alle, welche aus den Beyträgen bestritten werden sollten; theilt man die Summe nur unter einzelne Theile ohne Rücksicht auf alle Armen aus, nach keinem aufs Ganze sich beziehenden Plan, so wird die Pflege zu kurz kommen, und ein Defekt entstehen; die Armen der einen Classe werden in Verzweiflung dahinschmachten müssen, indessen die aus einer andern Classe in Ueppigkeit schwelgen. b.) Ohne Rücksicht und Ueberschauung des Ganzen läuft die Armen-Oekonomie Gefahr unvermu-

thete Posten in ihre Rechnung aufnehmen zu müssen, die sie nicht mehr bestreiten kann. Arme, die nicht betrachtet und unterstützt werden, müssen sich alsdann irgendwo sonst an Wohlthäter hängen; und kleine Uebel, denen im Anfange leicht würde zu steuern gewesen seyn, werden dergestalt unbesorgt oft eine Quelle von grössern. Wenn nicht für den ersten Verpesteten Anstalt mit wenigen Unkosten getroffen wird, so steckt er vielleicht ein ganzes Land an, und stürzt es in unendliche Verwirrung. Die Vernachläßigung eines kümmerlich lebenden Handwerkers bürdet bald dem Staat eine ganze un- oder übelerzogene Haushaltung auf. Wie also ein sorgfältiger Hauswirth keine einzige Rubrick seiner Ausgaben im Plane seines Hauswesens unbemerkt läßt; eben so nothwendig scheint der Armenpflege die Sorge für alle Rubricken der Armuth, damit nicht durch ihre Schuld und durch ihre einseitige Anstalten die Summe der Bedürfnisse so wachse, daß wegen neu hinzukommender das Ganze nicht mehr bestehen könne. c.) Vornämlich aber scheint Ueberschauung des Ganzen und planmäßige Behandlung aller Armen darum nothwendig, weil nur so die Verhältnisse und die Wichtigkeit der einzelnen Zweige der Armuth und der Bedürfnisse der Armen richtig geschätzt und besorgt werden können. Einzelne Gutthäter nun sind wohl zu dieser Schätzung weder tüchtig noch verbunden; sie trösten einzelne Arme, wie diese vorkommen, und so wie jene solches zu thun im Stand sind. Auch Familien und Geschlechter haben wohl keine eigentliche Pflicht, auf Verhältnisse zum Ganzen zu sehen. Allein dem öffentlichen Armenpfleger, dem Patriot und Staatsmanne, kömmt dieß allerdings zu. Durch die Kenntniß des Ganzen, der Ausdehnung und Wichtigkeit der einzelnen Theile, der guten und schlimmen Folgen, der Besorgung und Nichtbesorgung der eint oder andern Armen für das

Wohl

Wohl des Staats, bekömmt er erst einen sichern Maasstab, den Strohm der Gutherzigkeit zu leiten, und die würdigsten, hilfsbedürftigsten Armen von andern zu unterscheiden; und so kann er auf die beßten, und nach den Kräften des Staats möglichen Mittel denken, das Gebiet der Armuth im Ganzen einzuschränken, und die heilsamsten Zwecke zu befödern.

2.) So wie das Vermögen des ganzen Volks sehr in Betrachtung kömmt, wenn es darum zu thun ist, zu beurtheilen, in wie ferne die Armen samt und sonders können besorgt werden, also nicht jedes Städtgen ein Waisenhaus, nicht jeder Staat ein Zuchthaus anlegen kann, so gehört eine andre Betrachtung mit in diese Berathschlagung; ich meyne die: Was für das Beßte der Armen selbst das Zuträglichste sey?

Es ist nämlich von Seite der Armen gewiß: Daß sie, nur in so ferne sie Arme sind, unterstützt werden sollten, und daß man daher alle von ihnen zu fodernde und zu erwartende Hilfe würklich fodern und brauchen sollte. Müßiggang, Wohlleben, Kleiderpracht, Gemächlichkeit und jede Art des Luxus bey Armenpflegen ist daher eigentliche Verschwendung, die dem Wohlstand des Staats und der Sittlichkeit gleich nachtheilig ist; ein Raub, den man an dem Arbeitfleiß und Vermögen des begüterten und thätigen Bürgers begeht, der oft von seinem Schweiß üppigen Armen zollen muß. Ohne also in die unfreundlichen Gesinnungen derer einzutretten, welche glauben, daß man den Armen seine Last, zu seiner eigenen Seelenkur, fühlen lassen sollte (welches von den einten wohl richtig, von andern aber nicht ohne Grausamkeit gesagt werden kann); so ist wenigstens immer eine allzuwohlthätige Armenpflege auch eine allzureitzende Einladung zum Genusse, und das ausgesuchteste Mittel, Armuth

in einem Lande zu pflanzen, weil so viele Menschen lieber unter dem Titel der Armuth bequem und sorglos anderer Beyträge geniessen, als dem Staat durch Arbeit die Armenbesorgung erleichtern wollen. Alle Armenanstalten also, ohne Ausnahme, sollten die noch vorhandenen, zu ihrem Zwecke brauchbaren, Kräfte der Armen benutzen. Nur ganz kraftlose Menschen haben Anspruch auf Ruhe, die ihre Natur und Lage erfodert; und, giebt es Anstalten, welche auch die mit Kräften begabte müssig und unthätig nähren, so schränken sie selbst unnöthiger Weise ihren Wirkungskreis ein, und lassen wenig Einzelne verzehren und geniessen, was sowohl für diese bey Anstrengung ihrer noch vorhandenen Kräfte hinlänglich, als auch andern nützlich seyn könnte. Allein nicht nur das; sondern eine solche üppige Behandlung des Armen ist auch moralische Verschwendung, die ihn, den Empfänger der Wohlthat selbst, unglücklich machet, indem sie ihn, gegen die Absicht und Ordnung der Natur, die uns alle Leibes- und Seelenkräfte nutzen und anbauen heißt, zur Unthätigkeit, Sorglosigkeit, Erschlaffung, Müßiggang, d. h. kurz zur Quelle von tausend Uebeln verleitet. Laßt also immer kraftlose Alte, unheilbare Kranke, Wahnsinnige, und andre Menschen von denen keine Hülfe, kein Trost für das thätige Leben und zum Behuf der Armenanstalt zu erwarten ist, ganz und Zeitlebens nach ihren verschiedenen Charaktern der Gnade leben: Allein eben so dringende Nothwendigkeit, beydes für die Anstalt und für den Armen scheint es zu seyn, jede Kraft zur Thätigkeit aufzurufen, jedes Talent anzufrischen; die Armen zu lehren oder zu zwingen, sich durch eigene Kunst und Fleiß ihr Elend zu erleichtern; wo möglich, sich ganz aus dem Kreise desselben und den Fesseln der Abhängigkeit herauszuziehen, oder doch andern so wenig, als es seyn kann, zur Last zu fallen. Diese

Bedingniß der Armenpflege beruhet auf so allgemein anerkannten Grundsätzen der Billigkeit, Sittlichkeit und Staatsökonomie, daß es nicht nöthig scheint, dieselben in mehreres Licht zu setzen; ob sie gleich auch diejenige Bedingniß ist, welche unter allen am wenigsten beobachtet zu werden scheint, wo nicht die Armenanstalt selbst die Besorger nöthigt, alles mögliche zur Ersparung zu thun. Auch kennt man Beyspiele, daß man etwa in jenes andre Aeusserste verfällt, und selbst gegen Unglückliche und Kraftlose hart und sogar grausam werden kann. Schon Howard bemerkte auf seinen Reisen, daß sich keine Armenanstalt aus sich selbst, und aus dem Verdienste ihrer Theilnehmer erhält: Noch ein Grund mehr, alle Kräfte zu benutzen; aber darum freylich nicht, durch allzustrenge Foderungen und Härte der Aufsicht, dieselben noch vollends zu verzehren, und den Unglücklichen gänzlich trostlos zu lassen. — Schwer, aber wichtig, sie zu finden, ist auch hier die göldene Mittelstrasse, welche zwischen unthätigem Genusse, und hinwieder Ueberladung schon geschwächter Kräfte glücklich hindurchführt.

Sechster Abschnitt.

Wie sollen die Armen besorgt werden?

Diese Aufgabe wäre unter allen die schwierigste, wenn wir im Detail hierüber reden müßten. Allein, da es nur um allgemeine Grundsätze, aus der Natur des Menschen überhaupt, und der Armuth und ihrer Bedürfnisse insbesonders hergenommen, zu thun ist; so wag' ich es, der öffentlichen Prüfung folgende allgemeine Bestimmungen vorzulegen, und aus denselben einige andere davon abhängige Fragen zu beantworten.

I. Armenanstalten müssen nicht alle Arme gleich be-

handeln; müssen nicht Geld zum allgemeinen Gegenwerth jeder Art von Unterstützung machen; sondern in die eigentlichen Bedürfnisse der Armen eintretten, und jeden nach den seinigen leiten. Die Frage: Wie sollen die Armen besorgt werden? würde indessen ins Ungereimte fallen, wenn entweder nur von denjenigen öffentlichen Anstalten die Rede wäre, wovon wir behauptet haben, daß solche sich nicht mit den Bedürfnissen einzelner Subjeckte und mit derselben Aufsicht beladen können; oder wenn wir hinwieder voraussetzen müßten, daß würklich die Unglücklichen, einzeln betrachtet, so ganz verschiedene Bedürfnisse haben, daß sie sich nicht in Klassen theilen, und so gewöhnlich mehrere zugleich und auf gleichem Fuß sich behandeln liessen. Allein wir trauen denn doch von der andern Seite der Menschheit ebenfalls zu viel Gutes zu, wenn wir dafür halten, daß die Armen, durch Erleichterung der Mittel ihre Umstände zu verbessern, sich insgesammt würden dahin bewogen finden, dieselben zu wahrer und eigentlicher Verbesserung ihrer Lage, zu gründlicher Herstellung und zur gänzlichen Rückkehr in die Classe sich selbst genugsamer Menschen anzuwenden; und, wenn sie so hergestellt sind, jene nicht mehr zu gebrauchen. Wären die Armen, durch die Banke weg, so redlich und gewissenhaft, so würden wenige Armenanstalten ihre Zwecke verfehlen. Allein vielmehr giebt es leyder einen gewissen Bettlersinn, der, wenn einmal jemand sich so weit gedemüthiget sieht, von andrer Gnade zu leben, nach Verlust der Empfindung der Ehre, welche uns die Selbstgenügsamkeit giebet, auf nichts anders bedacht ist, als die zu empfangenden Wolthaten zur blossen Gemächlichkeit, Ruhe und Müßiggang zu verwenden. Und da kömmt das Mittheilen der Wohlthaten an baarem Gelde diesem niederträchtigen Sinne nur allzuwohl zu statten. Auch glaube ich mich nicht zu

irren, noch der Menschheit unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß es überall sehr wenige Menschen giebt, die, besonders wenn der Staat ihre Subsistenz tragen hilft, oft und angelegentlich an das allgemeine Beßte denken, und sich selbst zur Aeufnung desselben etwas abbrechen, und dem Gemeinen Seckel ersparen würden, wenn sie solches auch thun könnten. Sehen wir doch oft Fürsten und Magistratspersonen selber die Gelder des Staates zur Befriedigung ihres Privatvergnügens verwenden; sehen die treusten Beamteten eher durch Strenge gegen andere, als durch eigene Selbstverläugung die Einkünfte ihrer Aemter zum Beßten des Staates äufnen; stossen vom Könige bis zum Bettler auf so wenige Aristides, Phocions und Epaminondas; finden den Stärksten bald überall den Meister spielen, und den Beherrscher die Gelder des Staates, d. h. gewöhnlich zugleich seine eigenen, auf Unkosten der erwerbenden Menschenklasse vermehren — und das alles, wie es scheinen dürfte, von Rechtens wegen. Und wir sollten dem Armen, dem Unglücklichen, dem Bettler besseres zutrauen; sollten glauben, daß er weniger, als so viele ganz anders erleuchtete Menschen, und gegen das allgemeine Beyspiel, seinen Neigungen und Leidenschaften fröhnen würde, so viel er könnte und vermöchte? Und was ist vollends von dem verworfensten Theile der menschlichen Gesellschaft zu befürchten, wenn noch darüber hinaus allerley starke Titel des Rechtes und des Besitzes ihn dazu, bey gesetzmäßig vorhandenen Anstalten, gleichsam berechtigen? Auch finden wir würklich diesen Geist der Niederträchtigkeit, diesen Hang zum Wohlleben, zur Bequemlichkeit, zur Ruhe, selbst zur Eitelkeit unter Armen, die zumal mit baarer Münze getröstet werden, sehr gemein; und hingegen mag es eine wahre Seltenheit seyn, auf Leuthe zu stossen, die wenn sie einmal an

Allmosen gewöhnt sind, bey erfolgter Besserung ihrer Umstände sich dieselben freywillig wieder nehmen lassen.

Alle Gutthaten also, alle Werke der Barmherzigkeit, bey öffentlichen und Privatanstalten, sollten nach den verschiedenen Quellen der Armuth und den Bedürfnissen der Armen eingerichtet seyn. Jede Wolthat sollte einen bestimmten Zweck haben, und ganz eigentlich dazu abzielen, nicht allgemeine Armuth, sondern irgend ein bestimmtes Bedürfniß zu befriedigen. Daran erinnern uns mehrere weise Verfügungen unsrer Aeltervåter: Wenn sie z. B. dem Landvolk Tuch und Schuhe, dem Studierenden Bücher und Papier, und beyden Brod in Natura aussetzten, und sie nicht durch baare Unterstützung in die Versuchung führten, die kleine Summe für Dosen und Uhren auszugeben, und dabey ohne Schuhe und Bücher zu bleiben. Die Verwendung hingegen, welche wie gesagt gewöhnlich von Geld-Stipendien zu Sack- und Spielgeld, und vom Allmosen auf der Landschaft zum Müßiggang und Wohlleben gemacht wird, und die sittliche Verderbniß, welche solche Verwendung zu begleiten pflegt, erinnern, ich wiederhole es, mächtig daran, wie viel vorzüglicher die speziellste und angemessenste Befriedigung der vorhandenen Bedürfnisse sey, welche es dem Armen sogar unmöglich macht, die empfangene Wolthat zu anderwärtigem Gebrauche zu verwenden. Alles Allgemeine, alles Willkührliche das mit baaren Beyträgen verbunden ist, hat demnach immer mehr geschadet, oder doch weniger Nutzen gebracht, als hingegen bestimmte und genaue Befriedigung der Bedürfnisse in Besorgung der Armen zu thun im Stand ist.

II. Allein nicht nur auf die Bedürfnisse der Armen und derselben Verschiedenheit, sondern auch auf die Verschiedenheit ihrer Caraktere, sollte so viel möglich Rücksicht genommen werden, wenn von der Art und Weise,

sie zu besorgen, die Rede ist. Ist es nicht zweckwidrig und schädlich, zu verarmen anfangende, bald verarmende, und der Armuth schon wirklich gewöhnte Unglückliche gleich zu besorgen? Nein, der Mensch will mit einer gewissen Zärtlichkeit und Schonung behandelt seyn, so lange seine Armuth immer verborgen bleiben kann; so lange sein Herz jenes starke Gefühl für die Ehre der Selbsterhaltung nur noch ein wenig in seinem Innersten nähret. Geschieht dieses nicht, so vermehren wir das Gebiet der Armuth auf eine gedoppelte Weise: Wir füllen es mit lauter Niederträchtigen an, welche die letzten Funken von ächtem Freyheitssinn in sich auslöschen, und von da an nur auf Befriedigung ihrer schädlichen Gelüste denken; die pauvres honteux hingegen aller Art bleiben ungetröstet, und mancher, der sich auf eine ehrenveste Art nur so viel wünscht, als nöthig ist, um sich durch edlere Selbstthätigkeit herauszuschwingen, geräth aus Furcht vor fremder Unterstützung, und der Schande, die damit verbunden ist, nun würklich darein, da er hingegen durch bessere Behandlung für immer derselben wäre entrissen worden. Doch davon haben wir schon früher geredet, und berühren die Sache nur darum noch einmal mit ein paar Worten, weil hier die Art und Weise der Besorgung untersucht wird; da wir hingegen oben eigentlich bloß von denen geredet, welche besorgen sollten. Aus eben dem Grunde schweigen wir hier von derjenigen Besorgungsweise, bey welcher einerseits auf Verbesserung des Charakters zugleich, anderseits aber nur auf genauere Beobachtung, wie die Gutthat verwendet werde, gesehen werden muß.

III. Denn dieß scheint nothwendig zu allen Arten von Wohlthaten zu gehören, daß solche immer mit Aufsicht auf die Art und Weise ihrer Verwendung verbunden sey. Nur zweckmäßige Anwendung, wie schon ge-

sagt, stillt das Bedürfniß, tröstet den Unglücklichen würklich, schränkt das Gebiet der Armuth ein, und kann den Armen eigentlich herstellen, wenn er der Herstellung fähig ist. Und eben diese Frage von berathender, vielleicht auch zwingender Aufsicht auf die Verwendung der Wohlthat, und den Nutzen den sie leistet, scheint mir unter allen die schwierigste in der ganzen Untersuchung über Armenanstalten zu seyn; und vornämlich in jenen nur allzuhäufigen Fällen, wo es den Armen an Kraft und Möglichkeit, oder an Neigung und gutem Willen, oder endlich an Einsicht und Klugheit fehlt, die empfangenen Wolthaten zweckmäßig anzuwenden.

Man scheint sich über diesen Punkt auf zween verschiedene Wege getheilt zu haben; wo es freylich in die Frage kömmt, welcher von beyden der richtigere, oder vielmehr in welchen Fällen der eine Weg der Berathung und Aufsicht, und in welchen hingegen der andere, zur Erreichung des Zwecks, der bessere, der nähere, der richtigere sey? Alle Armen, welche durch öffentliche Anstalten besorgt werden, leben entweder in öffentlichen Häusern, als Hospitälern, Pfrundhäusern, Waisenhäusern, Arbeithäusern, Zuchthäusern u. s. w. oder sie werden in Privathäusern durch jährliche, halbjährliche, vierteljährliche, monathliche, wöchentliche, oder tägliche Gaben unterstützet. Um der Kürze willen, wollen wir die ersten eigentliche Anstalten, die andern Pensionen nennen. Man hat, vielleicht mit Unrecht, sich allgemein über die Vortheile und Nachtheile dieser beyden Gattungen gestritten, und bey beyden sehr viele Schwierigkeiten gefunden. Vielleicht daß die Leichtigkeit, die ehemaligen Klöster zu jenen Anstalten umzuschaffen, anfangs dieselben zu sehr empfahl; wenigstens fängt man an, gegründete Zweifel gegen die allgemeine Vorzüglichkeit der Waisen-Zuchthäuser u. s. w.

zu hegen, und sich nunmehr eher auf die Seite der Pensionen zu neigen.

Die größten Schwierigkeiten nämlich, die man den öffentlichen Häusern entgegensetzt, sind, besonders nach Makferlan, folgende: Daß 1). dieselben wegen der Gebäude und ihrer Unterhaltung, und des ganzen Gefolgs von Beamteten, und der daher entstehenden grossen Wirthschaft, weit kostbarer als Pensionen sind, ohne ihrer Absicht und Aufwand durchgängig desto mehr zu entsprechen. 2). Daß besonders Waisen- und Zuchthäuser, aber auch andere, wegen der dortigen Art des Beysammenseyns, ganz ausser der Ordnung der Natur und des gemeinen Lebens sind, wo man Familienweise leben muß; daher etwa Leuthe aus solchen Häusern ins gemeine Leben, weniger brauchbar und nützlich, wie in eine fremde Welt zurückzukommen pflegen. 3). Daß sie den Saamen zu mancherley Lastern mit sich führen; besonders der Unwirthlichkeit, des Müßiggangs, des Mangels an häuslichem und Familienintereſſe, der Zanksucht, und der Gefühllosigkeit für die zärtlichsten Bande der Natur, die sie nie kennen gelernt. Und endlich 4). daß, da ihre Einrichtung zusammenhängend, vollendet, und ein unzertrennliches Ganzes ist, oft durch die Fehler eines einzigen Beamten, durch eine einzige Unordnung, sich grosse Uebel, wie durch Ansteckung, über solche grosse Familien so gut, wit in Privat-Häusern, und wohl noch leichter verbreiten; und daß, weil der Kredit solcher Anstalten wandelbar ist, bald Ueberladung, bald Mangel an theilnehmenden Unglücklichen vorhanden, oder, wo die Zahl genau bestimmt ist, die Unmöglichkeit, alle dahin gehörigen Subjeckte versorgen zu können, immer eine grosse Unvollkommenheit mit sich führt.

Hinwieder hat man auch gegen die monathlichen und andere Pensionen eingewendet: 1). Die Unmöglichkeit

von so zerstreuten, und in Privatwohnungen versteckten Personen die nöthige Kundschaft einzuziehen, indem man sich da nicht nur auf sehr viele, sondern auch oft auf sehr unwissende und unzuverläßige Zeugen verlassen müsse. 2). Den Mißbrauch, der bey Geld, Früchten, Kleidern, Arzeneyen, und sonst in alleweg, aus Mangel an spezieller Aufsicht, von solchen Wohlthaten zu erwarten sey; die Auswechslung der Bedürfnisse für Waaren des Luxus; Entwendung von Stoffen, u. d. gl. und endlich wie unberathen und unbeholfen die Armuth auf Höfen und Dörfern sey. 3). Den Geist der Betteley und Niederträchtigkeit, der sich durch eine solche Menge aller Orten zerstreuter Gegenstände, als so viele ansteckende Beyspiele, über ein ganzes Land verbreite; besonders wenn denn noch dazu viel Unterschleif geschiehet, und bald nicht notorisch Arme unterstützt, bald Arme allzu gut unterstützt, bald länger, als es die Nothdurft erheischet, unterstützt werden; indem überdas die Erfahrung lehre, daß ehemalige Pensionairs, wenn die Unterstützung aufhört, nur allzugerne noch weiter betteln gehn. Freylich läßt sich dann auch anmerken: Daß diese Mängel der Pensionen weniger allgemein und unumgänglich sind, als jene oben angezeigte Mängel der öffentlichen Anstalten.

Vielleicht aber können wir uns überzeugen, daß es gewisse Zwecke mit Armen giebt, die nur in solchen Anstalten und in eigenen Häufen, andere hingegen welche besser mit Pensionen erreicht werden können; und endlich wenig einzelne Fälle, wo die Wahl offen steht, oder vielleicht gar eine dritte Art von Besorgung, aus jenen beyden zusammengesetzt, vorzüglicher seyn kann.

I. Oder sollten z. B. nicht dergleichen Arme in eigens dazu eingerichteten Anstalten besser besorgt seyn, deren Besorgung in ihren Privatwohnungen, im häuslichen Leben, entweder gar nicht, oder doch nicht gehörig zu

erzielen, hingegen in einer öffentlichen Anstalt möglich, und zweckmäßig möglich ist; oder wo wenigstens die Versorgung auf erstre Art, der Armenpflege lästig, oder sogar ökonomisch unmöglich, in einer öffentlichen Anstalt hingegen leichter ist, indessen der Erfolg in beyden gleich wäre? In jenem Fall würde das Bedürfniß der Armen selbst, in diesem die gute Wirthschaft der Armenpflege, öffentliche Häuser erfodern. Und wie oft befinden wir uns nicht in jenem erstern Falle! Es ist erbärmlich, wie schlecht gewöhnlich arme Kranke, und wie elend besonders Kinder auf der Landschaft in Absicht auf die unentbehrlichsten Kenntnisse u. s. f. versorgt sind. Hospitäler und öffentliche Freyschulen sind daher Anstalten, deren Nothwendigkeit unbestreitbar scheint; der Fälle von ansteckenden Krankheiten welche Absönderung erfodern, oder von unverbesserlich Lasterhaften, von Wahnsinnigen und Verrückten, welche genaue und anhaltende Besorgung erheischen, nur nicht zu gedenken. Eben so giebt es Fabrick- und andre Arbeiten, wo eigene Anstalten zum Erlernen oder zum Betreiben nützlicher Arbeit für Arme ausser ihren Privatwohnungen, eine sichere und nothwendige ökonomische Spekulation sind.

II. Sollten hingegen nicht Monathgelder u. d. gl. dannzumal offenbar den Vorzug verdienen, wenn es lediglich um Mittheilung von Unterhaltungsmitteln zu thun ist, bey denen sich der Arme selbst leicht berathen kann, und, weil man seine Bedürfnisse genau in Anschlag genommen, und jede Betteley abgestrickt hat, sich in den Schranken der genauesten Ordnung halten muß? Die kleinen Dienste, welche Alte, Kränkelnde, Einfältige, Kinder, und alle nicht ganz kraftlose Personen (die nur zur Möglichmachung ihrer Subsistenz in ihren Wohnungen Beyträge erhalten) auch bey Hause leisten können (Kleinigkeiten, die im ganzen Jahre und

im ganzen Volke dennoch eine grosse Summe von Diensten ausmachen), ferner die Vortheile eines desto unschuldgern, angenehmern und wohlfeilern Lebens unter den ihrigen, u. s. f. kommen dabey billig sehr in Rechnung. Auch scheint die Armenökonomie dabey sichtbar zu gewinnen.

III. Eine Mischung hingegen von beyderley Anstalten scheint in denen Fällen sehr schicklich, wo der Aufenthalt der Dürftigen leicht an zweyen Orten seyn, und z. B. die Ernährung leicht bey Hause, die Arbeit leicht ausser demselben statt finden kann; und wo beydes vermöge der allgemeinen Grundsätze der Armenpflege erfoderlich ist. Dahin gehören Armen- und Freyschulen, Fabrick- und Arbeitshäuser für Arme, u. a. ähnliche Institute.

IV. Nur dann scheint eine Wahl statt zu haben, wo die besondern Bedürfnisse der Armen, der mehr und minder vollkommen zu erreichende Zweck, die mehr und minder wolfeile Behandlung, zwar auf beyden Fuß möglich, aber in jedem besondern Falle billig eine Sache der überlegtesten Speculation seyn soll.

III.

Rathschlag: Ob man den Pfaffen in Zürich Zunft und Gewerb geben wolle?

(Nach der Handschrift zu urtheilen aus dem Anfange des XVI. Jahrh.)

Der erst Rathschlag: Diewyl man die Priester alweg für Burger gehalten hat, das man och inen die Zunft geben sölle. Ob man inen aber die Gewerb der Zünften geb, das sölliches an der Zunft, da einer zünftig hin were, Willen und Gefallen ston sölle, ob sy im den Gewerb geben oder nit.

Der ander: Das man sy für Burger habe und in die

Zunft uffneme; allein das man inen die Gewerb ganz nit laſſen ſull; beſonder diewyl ſy ſich der geiſtlichen Gütter ze erneren und betragen haben.

Und hand bed Ratſchläg: Das man die Pfaffen weder zu Gericht noch Rät bruchen ſolle. *)

IV.

Die Lampe.

Heilig iſt mir und werth die Lampe des forſchenden Weiſen:
Pallas dachte ſich die, da ſie den Oelbaum erſchuf. **)

V.

Verzeichniß der Landvögte zu Lauſanne unter den Biſchöffen.

(Aus dem Archive der Familie des Crouſaz zu Lauſanne.)

1346. Dominus Rudolphus de Oron, Dominus de Attalens.
1355. Petrus Comes Grueriæ.
1360. Petrus de Croſa, ſive de Crouſaz, Domicellus.
1363. Johannes de Dyſi, Miles.

*) Ich wäre ungemein neugierig, von Kennern zu erfahren: Ob ſich in der Geſchichte andrer Deutſcher oder Schweitzerſcher Städte und Länder Spuren finden, daß um dieſe Zeit ein ähnliches Problem aufgeworfen, oder gar entſchieden worden?

Füßli.

**) Es hat mich gefreut — und verdroſſen, zu hören, daß man das Epigramm auf Geßners Tod (S. oben S. 256.) für die Copie eines griechiſchen ausgeben wolle. — Mit dem beßten Gewiſſen appelliere ich an die Kenner der Anthologie, und gebe hier noch ein anders, das man bey dieſem Anlaß auch aufſuchen mag.

G. Sch. Sohn.

1378. Robertus de Menthon, Miles.
1394. Aimo de Prés, Domicellus.
1404. Ludovicus Fegueli, Domicellus.
1406. Franciſcus de Ruſſin Dominus de Allamand.
1420. Nicodemus de Prés, Domicellus.
1424. Roletus de Tavello, Domicellus.
1430. Johannes Champion, Domicellus.
1430. Iſuardus ex Comitibus de Vallis Bergue.
1449. Franciſcus de Blonay, Domicellus.
1455. Andreas de Illens, nobilis Vir.
1468. Antonius de Illens, Dominus de Billens.
1474. Guillelmus de Illens, Domicellus.
1483. Henricus Mathei, Domicellus.
1495. Henricus de Praroman, Domicellus.
1499. Franciſcus de Blonay, Domicellus.
1507. Nicodemus de Coſſonay, Dominus Chevancie.
1508. Johannes Grandis.
1527. Franciſcus Gimelli.

8. Merz 1788.

Gab. Albr. von Erlach.
Freyherr zu Spietz, Landvogt zu Lauſanne.

VI.

Ein Zehnd der beßten Sinngedichte von Johann Grob. *)

I.

Kupfernaſen.

Was bedeuten dicke Naſen mit Rubinen ausgeſtickt? —
Nur des Bachus Herrenfarbe, die er ſeinen Knechten ſchickt.

*) Einem Appenzeller. S. deſſelben: Dichteriſche Verſuchgabe u. ſ. f. 12. Baſel, 678.

2.

Bruno.

Bruno kömmet nirgends hin, da nicht Leuthe zu verspüren
Die ihn grüssen, und darauf heimlich mit ihm Reden führen.
Hat er denn so grosses Glücke, daß er überall bekannt? —
Ach! Er wird nur aller Orten — zu bezahlen angemahnt.

3.

Auf einen Parrükenmacher. *)

Die Parruque ziert dich artig, ist dir auch sehr wohl erlaubt;
Denn ein falsches Haar gehöret billig auf ein falsches Haupt.

4.

Podagra.

Mancher sucht dem Podagra böse Namen anzuhenken;
Ob es aber billig sey, geb ich Weisen zu bedenken?
Denn, dieweil es fromm und gütig, läßt es armen Leuthen Ruh,
Spricht hingegen wohlbedächtlich bey den grossen Hansen zu.

5.

Auf einen tugendlosen Prediger.

Du bist so lasterhaft, daß man es kaum kann leiden,
Und heissest doch das Volk die Laster ernstlich meiden.
Du sprichst: Thut nicht wie Saul, der ungehorsam war,
Noch wie zu Noahs Zeit der losen Spötter Schaar,
Und was dergleichen mehr du weissest einzuführen.
Allein, willst du dem Volk alsbald das Herze rühren,
So geh' Exempeln nach so weit nicht hindersich;
Sprich nur zu der Gemeind: Ihr sollt — nicht thun wie ich!

6.

Auf einen grimmigen Schulmeister.

Du bist wohl lobenswerth, daß du die jungen Knaben
So fromm und heilig machst, nach deinen Lehrergaben.

*) Diese waren damals noch im Schweitzerland, zumal im Land unsers Dichters selten, und stuhnden in schlimmem Rufe.

Denn, wenn sie nur ein Jahr in deine Schule gehn,
So mögen sie schon wohl — im Marterbuche stehn.

7.

Von einem Haustyrann.

Hombert gleichet einer Kesten *), mich bedünkt es fehle nicht,
Weil die sonsten glatte Kesten nur in ihrem Hause sticht.

8.

Pecunia, belli nervus.

Der Krieg erfodert Geld, und zwar zu grossen Haufen;
Da muß man Pulver, Bley, Gewehr und — Menschen kaufen.
Indeß ist's eben gut, daß Gott Gradivus hinket,
Sobald ihm Juno nicht aus ihrer Münze winket.
Denn könnt' das Fürstenvolk sich würgen ohne Geld,
Wir hätten nimmermehr den Frieden in der Welt.

9.

Die Schweitz.

Es bringt kein hoher Berg noch enger Paß zuwegen,
Daß meine Leuthe noch der stolzen Freyheit pflegen;
Kein schneller Wasserstrom, kein unergründter See —
O nein! Die Einigkeit macht, daß ich noch besteh'.

10.

Auf die Wucherer.

Wenn man Euch Juden heißt, so liegt man offenbar?
Denn, so ihr Juden seyd, wo bleibt das Jubeljahr?

*) Kastanien.

Inhalt.

I. Etliche Blumen auf Geßners Grab. S. 241 // 258.
II. Versuch über die Armenanstalten überhaupt, und über die Armenanstalten in Zürch insbesonders. S. 259 // 316.
III. Rathschlag: Ob man den Pfaffen in Zürch Zunft und Gewerb geben wolle? S. 316 // 317.
IV. Die Lampe. G. Schultheß, Sohn. S. 317.
V. Verzeichniß der Landvögte zu Lausanne unter den Bischöffen. S. 317 // 318.
VI. Ein Zehnd der beßten Sinngedichte von Johann Grob. S. 318 // 320.

Schweitzerſches

Muſeum.

1788.

Vierter Jahrgang.

Fünftes Heft.

Zürich,

bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Digitized by Google

I.

Militärische Beobachtungen über die Schlacht bey Laupen i. J. 1339.

Seit dem Verfall des Römischen Kaiserthums und jener vortreflichen Kriegszucht, welche Roms Legionen so furchtbar und fast unüberwindlich gemacht, war die Kunst, Heere mit Glück und siegreichem Erfolg gegen den Feind zu führen — die Kriegswissenschaft — gänzlich dahin. Leser, welche nur die mindeste richtige Vorstellung von demjenigen haben, was zu geschickter Anführung der Kriegsheere erfodert wird, sind überzeugt, daß die Kriegszucht die Seele des ganzen Kriegswesens ist und bleibt; denn der Heerführer, welcher mit ungeschickten und ungezogenen Soldaten — wären's auch die bravsten und dapfersten — eine Reihe grosser und glänzender Thaten verrichten kann, möchte erst noch geboren werden.

Schon in den ältesten Zeiten war die Kriegszucht, vereint mit der Liebe zum Vaterlande, der Hauptgrund jener Grösse, zu welcher die ganze Kriegswissenschaft, und durch diese der Staat, gelangen kann. Durch sie wurden Sparta, Thebä, Athen, beständige Sieger über die Myriaden weichlicher Perser: Durch die strengen Spartanischen Grundsätze liessen sich mit Leonidas 300. Lacedämonier bey Thermopylä von des Xerxes unge-

heuern Mengen eher erdrücken, als daß sie ihr Leben durch die Flucht gerettet hätten: Zufrieden starb bey Mantinea der verwundete Epaminondas, sobald er nur des Siegs versichert war; und wer könnte die glänzenden Beyspiele andrer grossen Griechen alle hersetzen! Aber die Römische Disziplin war in den schönsten Tagen der Republick, wo möglich, nach strenger als die Spartanische. Denn wie behandelte Titus Manlius Torquatus seinen eigenen Sohn? wie Papirius Cursor den Quintus Fabius, seinen Feldherrn der Reiterey? Und beyde hatten doch Gründe für sich, welche die Uebertrettung der Konsularischen und Diktatorischen Befehlen in ihrem Fall rechtfertigen konnten *). Die Hintansetzung derjenigen römischen Soldaten, welche sich bey Cannä, am Ticin und Trasimen, an Hannibal ergeben, und sich nicht lieber todtgefochten hatten **), und andre strahlenhellen Beweise der scharfen römischen Kriegszucht zeigen, wie sehr die Römer zu siegen verdienten — und wie leicht sie es konnten! So mußten endlich alle Völker unters Joch dieser Eroberer fallen, und selbst Pyrrhus, Hannibal und Mithridat — drey grosse Männer der Vorzeit — ihre Trophäen dahinstürzen, und am Ende der Laufbahn ihren Kriegsruhm verdunkelt sehn. In dem bekannten schönen Gedichte des verewigten Königlichen Weisen von Sans-Souci — des Feldherrn, der Mittel und Wege zu siegen so gut kannte und ausübte, finden wir die Ursachen der Grösse und des Verfalls des mächtigen Roms, in der guten oder schlechten Kriegszucht seiner Legionen also angegeben: ***)

Rome ainsi triompha du *Germain*, de *l'Ibère*,
De ce peuple farouche, habitant *d'Angleterre*,

*) *Livius* L. VIII. 7. 31. 36. **) Ibid. L. XXII. 58. 61.

***) L'art de la guerre par la main d'un maitre, dans les *Oeuvres du Philosophe de Sanssouci*, Chant *I.*

De tous les arts des *Grecs*, des fins *Carthaginois*,
Des défenseurs du *Pont*, des grands corps des *Gaulois*,
Et de tous les Etats, qui composaient le monde.
Mais cette discipline, en victoires féconde,
Qui la fit arriver au point de la grandeur,
Sous les derniers Césars n'était plus en vigueur!

Nach dem Verfall der alten Kriegszucht, welcher Rom dem geringsten barbarischen Schwarme bloßstellte, wurden die Kriege mit einer Wuth und Zügellosigkeit geführt, welche den gänzlichen Untergang der Kriegswissenschaft anzeigte; da war nichts als Morden, Plündern und Brennen, kein Feldherr seiner Soldaten Meister, und diese ein elendes Gesindel. Die Römer angreifen und überfallen, hieß soviel als sie besiegen. Blos Narses und Belisar konnten noch einen Schatten von altrömischer Disciplin zuwegebringen; und dennoch wurden sie mehr als einmal von Arabern, Persern und Gothen geschlagen. In den Abendländern hatte das Feudalsystem überhandgenommen; kleine Vasallen mußten ihren Lehnsherren, und grössere ihrem Oberherrn, dem Fränkischen Könige, zuziehn. Bey solcher Einrichtung fand die Kriegszucht selten Statt; und dieses, sowohl als die damalige Rohheit und der schrecklichste Religions-Fanatismus, machte die Kriege mörderisch, abscheulich. In Feindes Land konnte man den Soldaten meistens gar nicht bändigen; da hauste derselbe auf alle Weise fürchterlich; und obwohl, im Gegensatz mit frühern und spätern Jahrhunderten, die Regierung Karls des Grossen im Abend- und des Chalifen Harun Al-Raschid im Morgenlande ziemlich gesittet war, und man sich auch auf Künste und Wissenschaften legte; so giengen doch in den Feldzügen wider die Sachsen und Lombarden einer- und gegen die Griechen in Asien

anderseits häufige Grausamkeiten vor *). — Die Sächsischen Ottone und Heinriche, der grosse, weise und unerschrockne Kaiser Friedrich der Rothbart, und andre muthige Fürsten, waren in der Folge ihren Soldaten besser gewachsen; allein in dem bekannten Zwischenreich, da kein Herr und Kaiser war, der Stärkere den Schwächern unterdrückte, und jeder für sich selbst sorgen mußte, schien auch der letzte Schatten von Kriegszucht und Kriegswissenschaft fast gänzlich erloschen zu seyn, und wurde nur noch in einem kleinen Winkel der Helvetischen Alpen — im Nüchtland — gefunden.

Bern hatte im XII. Jahrhunderte seine Stiftung dem Herzog Berchtold V. von Zähringen, seinen Wachsthum und seine Sicherheit Kaiser Friedrich aus dem Hause Hohenstaufen zu danken gehabt. Dem ganzen umliegenden grossen Adel war dieser aufkeimende Freystaat ein scharfer Dorn in den Augen, und dessen Umsturz die Hauptabsicht dieser stolzen Unterdrücker und Feinde aller derjenigen, welche sich nicht vor ihnen bückten und ihre Sklaven wurden. Der von diesen Despoten gedrückte mindere Adel und andre begüterte Landbewohner suchten Heil und Sicherheit innert den Mauern der kleinen Reichsstadt Bern, welche alle diese Biedermänner willig aufnahm. Bey den durch Erlöschung des edeln Kaiserstamms Hohenstaufen damals um sich fressenden Kriegen in Ober-Deutschland und Helvetien hatte Bern aller Vorsicht und klugen Wachsamkeit vonnöthen, um seinem Verderben zu entgehn; die beständigen Fehden und Kriege mit dem Adel schärften die Kriegskunst und Vaterlandsliebe der Berner, welche oft mit einer kleinen Anzahl dapfrer und versuchter Streiter die

*) Hievon s. verschiedene sowohl Arabische und Fränkische als Byzantinische Geschichtschreiber; z. B. den Elmakin, Eginhard, Theophanes, Abulfaraji, u. a. m.

weit stärkern Haufen des Adels und seiner gedungenen und gezwungenen Leibeignen besiegten, und zerstreuten.

Vielleicht können wir einmal die Beschreibung des merkwürdigen Streits am Donnerbühl, (welcher sonst auch der am Jammerthal heißt) nebst unsern Bemerkungen darüber, liefern. Dießmal begnügen wir uns, zu bemerken: Daß das weise, staatskluge und unerschrockene Betragen der Bernerschen Regierung das Staatsschiff durch alle Stürme und Wellen feindlicher Anfechtungen glücklich hindurchbrachte. Aber i. J. 1339. drohte, nach einiger Windstille, ein schrecklicher Sturm dieser Republick ihren gänzlichen Umsturz und völlige Vernichtung, wovon nur Gott, Eintracht, Bundsgenößische Treu und die geprüfteste Tapferkeit, von Kriegszucht und weiser Anführung begleitet, dieselbe erretten mochten.

Die Grafen von Aldau, Kyburg, Arberg, Neuenburg, Valendis und Grierz, die Stadt Freyburg im Nüchtland, fast der ganze umliegende Adel in Deutschen und Welschen Landen, das Haus Oestreich mit seinen Vasallen, denen allen der Flor und das Wachsthum von Bern ein spitziger Stachel im Herzen und ein steter Stein des Anstosses war, traten zusammen in Vereinigung, und suchten jeden nur möglichen Vorwand, um diesen aufblühnden Freystaat zu unterdrücken. Kaiser Ludwig aus dem Hause Bayern, welcher sonst der Oestreichischen Parthey entschlossener Feind war, erklärte sich deßwegen wider Bern, weil diese Reichsstadt, nach dem andächtelnden Geiste dieses Zeitalters, den päbstlichen, gegen den Kaiser ausgesprochenen, Bannflüchen nur zu gehorsam gewesen, und Ludwigen vor seiner Loszählung vom Kirchenbann nicht als Reichsoberhaupt erkennen wollte. Die Berner sahn das schreckliche Gewitter, das über sie losbrechen sollte, heranziehn, und versuchten alles mögliche, solches abzuwenden. Sie

thaten den mächtigsten von ihren Widersächern so vortheilhafte Anerbietungen, als sie noch nie gethan hatten; aber alles umsonst, ihre friedliche Bemühungen vermehrten nur den Trotz ihrer Gegner. Nun beschlossen sie, eher ihre Güter, Leib und Leben aufzuopfern, und sich unter die flammenden Trümmer der Stadt Bern begraben zu lassen, als sich auf Gnad und Ungnad in die Willkühr ihrer Feinde zu übergeben, und brachen die Unterhandlungen ab. Beyde Theile rüsteten sich mit verdoppeltem Eifer; die Feinde, weil sie eine ihnen so verhaßte und gefährliche Stadt in Einem Streich umstürzen und vertilgen wollten; die Berner aber, weil ihr und aller ihrer Nachkommen Heil und Wohlfart auf ihrer Dapferkeit beruhte. Sie wußten, was ihnen zugedacht war, wenn die Feinde siegten, und boten darum ihren letzten Kräften auf, um den Anschlag zu zernichten, und das ihnen angedrohte Verderben auf derselben eigene Köpfe zurückzuwälzen.

Im Anfang des Junii 1339. zogen die wider Bern Verbündeten ins Feld. Graf Rudolf von Nidau, einer der mächtigsten unter ihnen, wurde zum obersten Hauptmann des ganzen Heers erwählt; und ihn begleitete ein zahlreicher Adel aus Schwaben, Thurgäu, Brisgäu, Aergäu, und andern Landen der Herrschaft Oestreich, in deren Namen auch Graf Heinrich von Fürstenberg mit 100. Helmen zu ihm stieß. Die ganze feindliche Kriegsmacht belief sich, nach einigen, auf 18. nach andern auf 22. und wieder nach andern Geschichtschreibern gar auf 30000. Mann; welches letztre, den Troß dazu gezählt, nicht unwahrscheinlich ist. Dieses, mit Sturmzeug und übrigen Kriegsgeräthschaften beßtens versehene Heer erschien am 10. Junii vor dem Städtchen Laupen, das wenige Jahre vorher sich an Bern ergeben hatte, und schloß dasselbe ringsumher ein.

Laupen liegt am Abhang eines Hügels auf dem rechten Ufer des Saneflusses, wo sich die Sense darein ergießt; gegenwärtig ist es ein kleiner und unbedeutender Ort. Das Schloß, welches gar nicht vortheilhaft angelegt ist, weil es ostwerts von den daran stossenden Hügeln überhöht wird, steht zu oberst im Städtchen, und ist der Sitz des Bernerschen Landvogts. Die Gegend um Laupen ist waldigt und buschigt, auch diesseits längs der Sane hinunter ziemlich felsigt; das meiste besteht jedoch aus Sandfluh. Oben auf den Felsen verebnet sich das Land allmählig. Diese Ebene ist aber hin und wieder mit Gebüschen, Holwegen und kleinen Hügeln durchschnitten: Sie fängt nordwärts von Laupen bey dem Dorfe Mauß an, läuft bey den Wydenhöfen ziemlich enge zu, und zieht sich mehr südostwerts, bis sie gerad obenher dem Dorf Neßlern abfällt; südwestwerts aber erstreckt sich dieselbe bis gegen dem Riedli herauf, und ihre ganze Länge mag eine starke Stunde betragen. Zunächst über Laupen befindet sich der davon benennte Laupenwald, welcher dermal unbeträchtlich und ein Stück des grossen Forsts gewesen ist, von dem wir weiter unten reden wollen. Diesseits der Sense öfnet sich das Land oberhalb Laupen gegen Neueneck zu; jenseit der Sense und Sane aber ist solches meistens büschigt und uneben. In ältern Zeiten war es dort zuverläßig noch wüster. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß die Schiffbrücke über die Sane, die einzige dieser Art, wo nicht in der ganzen Schweitz, doch in unserm Kanton, ehemals eine schlechte gemeine Brücke gewesen. Aus allen Umstände schliessen wir, daß der größte Theil des feindlichen Heers, wie es auch die Geschichte selbst mitgiebt, auf der rechten Seite der Sense und Sane gestanden, und daselbst die Belagerung betrieben habe.

Die Berner hatten in Laupen eine Besatzung von 400. Mann gelegt, welche, samt 200. Bürgern und Eingesessenen, Ritter Johann von Bubenberg der Jüngere befehligte; sein Pannertrager war Rudolf von Mulern, Ritter; Stadt und Schloß Laupen überhaupt war der Obsorg des dapfern und nothfesten Ritters Anton von Blankenburg anvertraut. Man hatte diese Bernersche Besatzung also ausgezogen, daß aus jedem Hause Vater oder Sohn, von zwey Brüdern einer, und von zwey Blutsverwandten immer der einte in Laupen gelegt wurde, damit auf diese Weise die Zurückgebliebene desto mehr zum Entsatze der ihrigen angefeuert werden möchten; die Besatzung war mit aller Nothdurft, Kriegsmaschinen und Werkzeugen versehn; und der erfahrne Meister Burkart von Bennweil, des Raths, welcher damals für einen sehr geschickten Kriegsbaukünstler gehalten wurde, befand sich gleichfalls in dem belagerten Orte.

Die Verbundenen unternahmen die Belagerung mit vielem Eifer. Man pflanzte alle zu jener Zeit bekannten Sturm- und Werkzeuge auf; diese waren grosse oft ungeheure Maschinen, welche die Mauern erschütterten; Katapulten und andre Wurfgeschütze, welche einen Hagel von Pfeilen und den größten Steinen ausschütteten, und also die Verthaidiger umbringen oder von den Basteyen und Thürnen wegtreiben sollten. Auch wurden an mehr als einer Seite mit grausamem Geschrey bey Tag und bey Nacht Anfälle und Stürme gewagt, um die Belagerten zu schrecken und zu ermüden; diese aber blieben unerschrocken, stürzten die Anlaufenden dapfer zurück, und erlegten viele derselben; woben sie die Belagerer auch aus ihrem Wurfzeuge beschädigten, ihnen auf alle Weise Abbruch thaten, und in muthigen Ausfällen ihre Arbeiten und Werke öfters verderbten und zertrümmerten. Indessen hatten die Belagerer mehr als

1200. grosse Steine in Laupen hineingeworfen; die Pfeile waren fast nicht zu zählen.

Ungeachtet des herzhaften Widerstands, den die Feinde vor Laupen fanden, und ungeachtet der Standhaftigkeit der Verthaidiger, konnten sie doch in die Länge nicht aushalten, sondern hätten der feindlichen Uebermacht, welche ihnen so heftig zusetzte, endlich noch erliegen müssen; dieses wußte man zu Bern wohl, und machte die beßten Anstalten zum Entsatze. Die Häupter der Regierung, denen die Wichtigkeit des Platzes, und die Nothwendigkeit, ihrer Besatzung Hülfe zu leisten, sehr gut einleuchtete, waren seit dem Anfange der Belagerung auf den Gang der feindlichen Unternehmungen äusserst aufmerksam; sie beobachteten alle Fortschritte und Bewegungen der Gegenparthey, und wählten die klügsten Maaßnehmungen, den Anschlägen ihrer Feinde die möglichsten Hinterniße in den Weg zu legen, und solche gänzlich zu vereiteln.

Gleich im Anfang der Belagerung von Laupen hatte zu Bern alles, was Waffen tragen konnte, sich auf dem Lärmplatz an der Krenzgasse versammelt. Die Stadt wurde Tag und Nacht bewacht, und die Thore meistens verschlossen gehalten. Diejenigen Bürger, welche im grossen Forst herwerts Laupen Landgüter besassen, wie es damals dort viele gab, räumten solche, und brachten ihr Vieh und ihre beßte Habe nach Bern in Verwahrung. Vor allem sahe man sich nach Hülfe um, damit man den Entsatz desto kräftiger unternehmen könne; die seit wenigen Jahren mit Bern verbündeten und verburgerten Nieder-Siebenthaler und Ober-Hasler wurden aufgemahnt, und alle übrige Mannschaft, welche zum Stadtpanier gehörte, mußte unterm Gewehr erscheinen, um auf den ersten Wink marschieren zu können. Nun war es noch um einen tüchtigen Feldherrn zu

thun. Diesen fand man bald, und erwählte nämlich zum obersten Anführer, mit einstimmigem Mehr, den dapfern und kriegserfahrenen Ritter Rudolf von Erlach; dessen Ernennung darum für ein gutes Zeichen gehalten wurde, weil einer von seinen Vorfahren, der Ritter Ulrich von Erlach, etwa vierzig Jahre vorher, mit den Völkern von Bern, Solothurn, Urberg und Ryburg die weit stärkre Macht der Grafen von Griers, aus der Waat und ihrer Helfershelfer zunächst bey der Stadt Bern am Donnerbühl, bis wohin letztre vorgedrungen war, dermaassen geschlagen hatte, daß dieselbe mit Verlurst aller ihrer Panner und des Kerns ihrer Mannschaft eine übereilte Flucht ergreifen mußte. Rudolf von Erlach stuhnd indessen damals in Diensten des Grafen zu Nidau, dessen Vasall er war; zugleich besaß er schöne Güter um Bern herum, wo die Erlache unter die ältesten Bürger gehörten; die Herrschaft und das Schloß zu Reichenbach, allwo er hernach ermordet wurde, besaß er vermuthlich schon zur Zeit des Laupenkrieges; beym Ausbruche desselben gerieth also von Erlach in ziemliche Verlegenheit. Auf der einen Seite mußte er seinen Lehnherrn, den Grafen zu Nidau, vorn Kopf stossen; allein von der anderer lief er Gefahr, das Bernersche Burgerrecht samt seinen Gütern zu verlieren; denn an eine Neutralität war nicht zu gedenken. Von Erlach schlug darum dem Grafen vor, bey ihm zu bleiben, wenn ihn derselbe vor allem Verlust hüten und entschädigen wolle; dieses schien letzterm zu viel, und er sagte dem von Erlach: „Er könne einen Mann wohl „missen; und wolle ihn also seiner Lehnspflicht entlassen; „er sollte nur für Bern sein Beßtes thun„. Hierauf erwiederte von Erlach: „Weil doch der Graf ihn für „einen Mann halte, so wolle er ihm solches mit Gottes „Hülfe beweisen, und bey und mit seinen Mitbürgern

„von Bern sterben und genesen„! Da der Ritter zu Bern ankam, wurde er, wie gedacht, wegen seiner Dapferkeit und Kriegserfahrenheit einmüthig zum Feldherrn erwählt; er wollte aber diese Stelle nicht eher annehmen, bis ihm Schultheiß, Rath und die ganze Gemeinde bey geschwornen Eiden, so lang der Krieg währe, einen unbedingten Gehorsam angelobten; so daß von Erlach, wie vormals die Diktatoren zu Rom, welche nur in der größten Gefahr erwählt wurden, eine unbeschränkte Macht und Gewalt hatte, zu agieren, und zu schlagen, wie, wo und wenn er wollte. Er sprach seinen Mitbürgern Muth und Zuversicht ein, und erhöhte beydes damit, daß er sagte: „Er habe schon sechs Feld„schlachten beygewohnt, in denen allemal die kleinere „der grössern Partey obgesiegt hätte„. Von Erlach zog nun die ganze Macht der Berner zusammen; und es langten noch 300. Mann aus Oberhasle, Johannes Freyherr zu Weissenburg, ein kühner und erfahrener Ritter, mit 300. Nider-Simmenthalern, und 80. (einige setzen, doch wahrscheinlich mit Unrecht, nur 18.) Helme, oder Reisige von Solothurn, zu Bern an. Aber die Dapfersten von Berns Helfern waren noch nicht eingetroffen.

Gleich Anfangs der Belagerung von Laupen hatte die Bernersche Regierung einen ihrer angesehensten und beredtesten Rathsherren, Petern von Kramburg, Ritter, in die Waldkantone Uri, Schweitz und Unterwalden geschickt, um diesen streitgewohnten und dapfern Nachbarn die androhende Gefahr vorzustellen, und eilende Hülfe von ihnen zu begehren. Die letzte Verbindung der Waldkantone mit Bern war zwar damals schon zu End gegangen; dennoch pflegten sie miteinander gute Nachbarschaft, und hatten den Haß und die Feindschaft des mächtigen Adels und der Herrschaft Oestreich gemein; denn ungeachtet des seit der Schlacht bey Mor-

garten im J. 1315. gewalteten Stillstands durften die Eydgenossen ihren Feinden nicht trauen, welche nur auf gute Gelegenheit lauerten, mit den Schweitzern anzubinden, und ihnen beständig Merkmale ihres bösen Willens gaben. Der von Kramburg brachte durch seine dringenden Vorstellungen die Waldkantone, in denen die Attinghausen, Tell, von Flühe, Winkelried und andre Patrioten das Ruder führten, dahin, daß sie ihm treulich und trostlich zusagten, mit Hülfsvölkern zu Bern zu erscheinen, und Laupen retten zu helfen; jeder von diesen III. Kantonen schickte 300. also zusammen 900. Mann, welche Sontags den 21. Jun. Abends spät zu Bern ankamen *), und von den von ihren Männern und Vätern fast gänzlich verlassenen Weibern und Kindern zu Rettung der ihrigen in Laupen aufs dringendste gebeten wurden. Man bewirthete diese Hülfsvölker so gut möglich; sie zogen noch in der gleichen Nacht beym Mondschein über Brünnen eiligst gegen dem Forst, und vereinigten sich daselbst mit der ganzen übrigen am Tag vorher ausmarschierten Bernerschen Kriegsmacht.

Die vereinigten Völker, welche, den meisten Geschichtschreibern zufolge, im Ganzen höchstens etwas über 5000. Mann betrugen, giengen nunmehr mit starken Schritten auf ihre Gegner los, und erschienen Montags am 22. Jun. welches der 10000. Rittertag war, gegen Mittag auf der äussersten Höhe vor dem Wald im Angesicht der Belagerer von Laupen. Der Feldherr von Erlach gieng mit dem Freyherrn von Weissenburg und andern kriegserfahrnen Hauptleuthen näher an die Fein-

*) In der Handschrift von Schillings Schweitzer-Chronick, welche zu Bern auf der Bürgerbibliotheck steht, finden wir: Daß die Waldstättischen Hülfsvölker zu Muri unweit Bern übernachtet, und erst am folgenden Morgen früh durch die Stadt marschiert seyen.

de, um ihre Stellung und Fassung zu beobachten; und sie bemerkten aus allem, was bey jenen vorgieng, daß dieselben die Ankunft der Berner noch nicht vermuthet hätten. Von Erlach entschloß sich auf der Stelle zum Angriff; um so viel mehr, da die schon zu Bern von Solothurn her eingelaufnen Nachrichten ihn je länger je stärker überzeugten, daß Graf Eberhard von Kyburg und andre Oestreichische Befehlshaber im Aergäu mit 4000. Mann zu Verstärkung der Feinde im Anzug begriffen, und bereits bey Solothurn vorbeymarschiert, wo nicht schon zu Arberg angelangt seyen.

Ehe wir zur Beschreibung der beydseitigen Schlachtordnung schreiten, müssen wir dem Leser, so viel an uns liegt, einen Begriff von demjenigen Terrän zu geben suchen, auf welchem sich beyde Theile formirten, und wo das Treffen selbst vorgieng.

Die grosse und, besonders ehemals, beträchtliche Waldung, welche noch heut zu Tage mit dem allgemeinen Namen der Forst benennet wird, fieng, mit Einbegriff des Laupen-Waldes, welcher als ein Stück desselben anzusehen ist, auf der Südwestseite gerade über Laupen an, gieng nordwerts bis weit über die Hauptstrasse von Bern nach Murten auf Mühleberg hinüber, zwischen welchem Dorf und Frauen-Cappelen solcher die lange Aegerten heißt; ostwerts von Laupen, wo der Forst noch dermalen am dicksten und weitläufigsten ist, erstreckte er sich bis gegen Bern herüber, und endigte sich oberhalb dem Dorf Wangen, welches an der Landstrasse von Bern nach Freyburg liegt. Die äussersten Hölzer des Forsts ziehn sich noch weit jenseits dieser Landstrasse gegen Süden und Südosten hinunter.

Der ganze, unterm Namen des Forsts begriffene Bezirk war in den frühern Zeiten zuverläßig nicht blosser Wald; denn in einigen seither urbar gemachten Gegenden

desselben hat man verschiedene Spuren von Wohnungen und Gebäuden angetroffen, welche alle Merkmale eines hohen, und selbst Römischen Alterthums trugen. Der durch viele gelehrte Arbeiten über die Geschichten der Stadt Bern bekannte und verdiente, nunmehr verstorbne, Tit. Herr Alexander Ludwig von Wattenweil gewesener Landvogt zu Nydau, sagte dem Verfasser mehr als einmal: „Daß im Forst, aller Wahrscheinlichkeit nach, „vor Zeiten ein mehr oder minder beträchtlicher und von „Sachsen angelegter Ort müsse gestanden haben, welches um so glaubwürdiger sey, da in einem alten Schriftsteller *) vorkömmt: Daß Kaiser Karl der Grosse, nach „Besiegung des Wittechind und Bezwingung der Sächsischen Nation, 10000. Sachsen auf einmal in Franciam „Orientalem versetzt habe; worunter man die jetzige „Schweitz verstanden, u. s. w. „ Verschiedene Redensarten alter Urkunden jener Zeit sind auch in der That dem Angel-Sächsischen ganz ähnlich; wie z. B. der Ausdruck Wolfsmonath, mit welchem man bekanntlich noch bis ins XVI. Jahrhundert hinab, auch bey uns den Monath Dezember bezeichnete. Zur Zeit des Laupen-Kriegs und schon vorher besassen, wie oben gedacht, viele Berner schöne Landgüter in und zunächst an dem Forst herum.

Der Forst hieng vor Alters in Einem Stück daselbst zusammen, wo er gegenwärtig durch einen Strich angebautes Land vom Bromberg getrennt wird, und erstreckte sich vermuthlich bis auf den äussersten Rand desselben. Dieser Bromberg und das umliegende Terrän werden, allen Berichten und Ueberlieferungen zufolge, für das eigentliche Schlachtfeld gehalten. Der Bromberg ist zwar nicht ein hoher, aber rechter Hand

*) S. Eccards Fränk. Annalen, oder Commentar. de rebus Franc. Orient. Würzb. 1729. fol.

und in der Mitte etwas steiler Hügel; an demselben herum stehen mehrere einzelne Bauernhöfe, deren einige in der Süre heissen, andre aber nur der Bromberg genennt werden. Vom Fusse des Brombergs erhebt sich das Terrän zuerst unmerklich, dann aber immer sichtbarer, bis gegen den Laupen-Wald herauf, so daß es fast ein kleines Thal vorstellt. Zunächst am Laupen-Wald, der rechten Flancke des Brombergs völlig gegenüber, liegt das Dorf Wyden, welches, so wie zum Theil auch die unweit davon gelegenen, Oberweil genennten, Höfe schon zur Zeit des Laupenkriegs bekannt waren. Südostwerts vom Laupen-Wald zu äusserst an der Ebene steht auf einer wohlgelegnen kleinen Erhöhung, von welcher man das Schlachtfeld meistens übersehen kann, der linken Flanke des Brombergs gegenüber, das Wachtfeuer oder Signal. Oberhalb demselben beym Riedli und bis an den Abhang gegen die Sense hinunter ist das Terrän ziemlich eben und offen. Zunächst am Forst, gerad untenher der Strasse von Laupen nach Bern, liegt in einiger Vertiefung das Dorf Neßlern; ganz rechter Hand vom Bromberg gegen Nordwesten, werden die Anhöhen immer kleiner, bis sie sich in der Ebene, an welcher das Dorf Mauß liegt, zuletzt verlieren.

Die Kriegshäupter des wider Bern verbundnen Heers hatten entweder keine guten Späher, oder die dichte Waldung, welche sie ringsherum einschloß, oder endlich, welches wohl am wahrscheinlichsten ist, ihr übermüthiges Trotzen und Pochen auf ihre den Bernern weit überlegene Menge verhinderte sie, den Anmarsch der letztern zu beobachten, und sich zu dapferm Empfange derselben zu rüsten, wo nicht gar ihnen zuvorzukommen, und die Berner selbst anzugreifen. Genug! die Feinde hielten sich in größter Sicherheit in ihrem Lager, wo sie sich mit Wettlaufen, Turnieren und andern derley

ritterlichen Uebungen belustigten, und die Belagerung inzwischen um so viel langsamer betrieben — als die Berner auf der äussersten Höhe vorm Forst in ihrer Nähe ankamen, und zum Schlagen aufmarschierten. Diese Erscheinung machte die Feinde stutzig, und zwang sie, in aller Eile die beßten Maaßregeln zu nehmen.

Sobald der Berner Feldherr von seiner Rekognoszierung zurückgekommen war, so ertheilte er den sämtlichen Hauptleuthen den Befehl, ihre Völker zu formieren. Als sie in diesem Geschäfte begriffen waren, entstand ein rühmlicher Wettstreit um den Ehrenposten. Die Waldstättischen Hülfsvölker begehrten nämlich, gegen die feindliche Reiterey und den Adel gestellt zu werden: „Weil „sie mit denselben bereits zu kämpfen gelernt, und sol„ches am Morgarten erprobet hätten„. Hierauf versetzten die Berner: „Obwol der Streit hauptsächlich sie „angehe, so wollten sie dießmal ihren treuen Freunden „hierinn nachgeben, und ihnen den Vorstreit überlassen„; so daß sie selbst, mit ihren Zuzügern von Hasle und Simmenthal, gegen das feindliche Fußvolk, die Waldstätte aber, nach ihrem Begehren, gegen den Adel und die Reiterey zu stehn kamen; wobey festgesetzt wurde, daß derjenige Flügel, der seinen Gegner zuerst zum Weichen gebracht, sofort auch dem andern zu Hülfe eilen sollte. Die Berner formierten also den rechten Flügel, und marschierten in drey grossen Kolonnen auf, welche die Vorhut, das Mitteltreffen und den Nachtrab ausmachten: Sie standen fast unten an der Höhe des Brombergs, stützten sehr wahrscheinlich ihre rechte Flanke an Holzung, und wurden rückwerts durch den Forst gedeckt: Linker Hand waren die Waldstätter, ungefehr in gleicher Ordnung, nach dem Rang ihrer Kantone, aufgezogen, und hatten ebenfalls den Forst hinter ihnen. Da sich jedoch auf dieser Seite der Bromberg gegen der

Ebene

Ebene in sanftem Abhang endigt, so scheint die linke Flanke der Waldstätter minder gut angestützt gewesen zu seyn, als die rechte der Berner. Weil demnach die Reiterey hier besser Spiel zu agieren hatte, so wurden die 80. Helme von Solothurn, nebst den Reisigen von Bern, hiehergestellt, um die Waldstätter zu unterstützen, und einen Einbruch in ihre linke Flanke zu verhindern; eine andere Stellung aber hätte man dieser Reiterey schwerlich geben können, als hinterwerts dem Waldstättischen Fußvolk, weil solche weit schwächer war als die feindliche, von welcher sie leicht übern Haufen geschmissen werden, und ihre Niederlage sodann gefährliche Folgen für das Fußvolk haben konnte. Uebrigens hatten die Berner und ihre Helfer überall die Höhen zum Vortheil. Auf der andern Seite hatten nunmehr die feindlichen Anführer gut gefunden, ihre ganze Macht zusammenzuziehn, und sich, mit Hinterlassung einiger zur Einschliessung von Laupen nöthigen Mannschaft, diesseits dem Laupen-Wald in folgende Schlachtordnung zu stellen. Die Freyburger und alles übrige Fußvolk marschierten in den damals gewöhnlichen tiefen und dichten Kolonnen gegen die Berner auf, so daß sie den linken Flügel des feindlichen Heers formierten; ihre linke Flanke fieng weit vorwerts dem Dorf Wyden an, zog sich von den Oberweilhöfen längs dem Bromberg gegen dem heutigen Signal herauf, und stieß mit der rechten Flanke an die Reiterey, welche sich völlig rechts gezogen, und in jenem ebenen Terrän, welches sich zunächst vom Signal mit sanftem Abhange gegen dem Bromberg und dem Laupen-Wald nach erstreckt, gleichfalls in Kolonnen gestellt hatte, weil ihr das Terrän keine ganze Deplojierung gestattet haben würde: Der rechte Flügel dieser Reiterey breitete sich bis an die Höhe aus, wo nunmehr das Signal steht: Hinter der feindli-

chen Schlachtordnung befand sich der Troß, und die Laupen-Holzung deckte derselben gänzlich den Rücken. Von dem mehrern oder mindern Vor- und Nachtheil der beydseitigen Stellung wollen wir unten das weitere anmerken.

Nachdem beyde Heere dergestalt gegen einander aufmarschiert waren, so fehlte es nicht an Feinden, welche den Bernern höhnische Vorwürfe machten, und vermessene Reden ausstiessen, die man nach Verdienst beantwortete. Auch hatten jene den Leuthprieſter von Bern, Diebold Baselwind, welcher mit der Monstranz vor dem Heere hergezogen, jetzt aber ein wenig seitwerts und zu nahe gegen die Feinde gegangen war, in ihre Gewalt bekommen, ihn aber, jedoch nicht ohne viele unanständige Verspottung, wieder entlassen. Da die in Schlachtordnung aufmarschierten feindlichen Völker immer bis 20-25000. Mann stark seyn mochten, die Berner aber kaum den vierten Theil davon ausmachten, so hofte der Adel bey solchen Umständen, der Berner in kurzem Meister zu werden, und verwarf trotzig und mit vielen Drohworten alle Aeusserungen, welche einige Anführer, und namentlich der oberste Feldherr, Graf zu Nidau, zum Frieden vorbrachten, welcher letztre ihren Uebermuth und die Entschlossenheit der Berner selbst als ein böses Zeichen der Niederlage seiner Parthey auslegte. Ja die Ritter giengen so weit, daß sie den Graf Johann, Graf Ludwigs von Safoj, des Herrn der Waat, einzigen Sohn, der mit 100. Pferden bey ihnen angekommen war, um, Namens seines Vaters, den Streit gütlich zu schlichten, und nun, da er alle Hoffnung einer Vermittelung aufgeben mußte, wieder abreisen wollte, fast mit Gewalt bey sich behielten. Alles dieses verzögerte die Schlacht bis gegen Vesperzeit, welches der Abend des 10000. Rittertags war.

Seinerseits ermunterte von Erlach die Krieger mit kurzen und mannlichen Worten zum Kampf für Weiber und Kinder, Eltern und Bräute, Freyheit und Vaterland. „Wo sind „, (rief der Held,) „die frischen Gesellen „? auf die Metzger und Gerber deutend, „welche „beym Trunk und Tanz, mit Reben bekränzt, den „Feinden Hohn sprachen? Hervor jetzt! Hier Panner! „Hier Erlach „! So viel Worte, so viel Blitze entflammten die Herzen der Dapfern. Kriegerscher Muth glüht' in allen Gesichtern. Schnell riß sich dieser Kern der Bernerschen Jugend durch die Glieder hervor, stellte sich, des Sieges nun fast gewiß, mit freudigem Zuruf hinter dem Feldherr und um ihr Panner herum. Itzt ließ von Erlach seine Leuthe ein Feldgeschrey machen, und durch die Schleuderer einen Hagel von Steinen unter die Feinde hinabschmeissen, wodurch dieselben, besonders die Reiter, in ziemliche Verwirrung geriethen. Hierauf sollten sich die Berner mehr rechts rückwerts ziehn, um die Höhe nach besser zu gewinnen. Diese vielleicht zu schnell ausgeführte Bewegung wurde von den Hintersten (eine alte Handschrift sagt, wohl von 2000. wahrscheinlicher aber heißt es nur 200. Mann) für eine Flucht angesehn; verzagt liefen die Elenden in den nahen Forst zurück, wo sich einige versteckten, und davon hernach mit dem schimpflichen Zunamen der Förster belegt wurden. Die meisten aber gewahrten ihren Irrthum, kehrten um, und wetzten die Scharte dapfer aus; da dieses dem Feldherrn berichtet wurde, rief er: „Das ist gut, das sich „die Bösen von den Biderben wie die Spreuer vom „Kernen söndern „! Sodann ließ er durch den leichtbewafneten Vortrab den ersten Angriff thun, wobey sich die Berner, einigen Erzählungen zufolge, eiserner Streit- oder Sichelwagen von Meister Burkarts Erfindung bedient haben sollen, deren sonst nirgends gedacht wird.

Als diese genugsam auf die feindliche Glieder gewirkt hatten, so drang der kühne Feldhauptmann von Erlach, mit dem Panier von Bern in der Hand, an der Spitze seines ganzen rechten Flügels im mächtigen Anfall bergunter in die Feinde; nach seinem Beyspiel kämpften die Berner, und zertrennten die dichtesten Reihn, welche Glied auf Glied, Mann an Mann, wie Gras an Sensen dahin- und übereinander stürzten. Kurz aber hitzig war das Gefecht; und der Rest des feindlichen Fußvolks floh in Unordnung vorm Schwerte der Sieger, welche sie gleichwol nicht weit vom Kampfplatz verfolgten, weil sie ihren Bundsgenossen zu Hülf' eilen mußten.

Denn zu gleicher Zeit, als der Bernersche rechte Flügel den feindlichen Linken angriff, und schlug, waren die Waldstättischen Völker mit der gegenseitigen Reiterey aneinander gerathen. Da auf dieser Seite das Terrän weniger waldigt, und der Bromberg minder steil war, auch nach und nach abhängiger und sanfter wurde, so konnte die feindliche Reiterey, welche in dieser Hinsicht auf den rechten Flügel gestellt worden, mit besserm Vortheil manövrieren, und sich, so viel es das Terrän zuließ, ausbreiten; so daß die Schweitzer hier einen härtern Stand bekamen als am Morgarten, wo sie mit einem schon halb zertrennten und durch einen Hagel von Steinen und Felsstücken verwirrten Feinde zu thun hatten. Das Gefecht war sehr hartnäckigt, und der Vortheil mehr auf der Seite des Adels als für die Waldstättischen; obwohl die hinter den letztern postierten Reisigen von Bern und Solothurn, und zum Theil auch das weiter rückwerts gelegene waldigte Terrän die Feinde, sie im Rücken anzugreifen, verhinderten. Die feindliche Reiterey indessen setzte den Schweitzern so heftig zu, daß diese zu zweyen Malen einen von den ihrigen auf Speeren emporhuben, und die bereits siegen-

den Berner um Hülf anrufen lieſſen. Dieſelben waren mit dem feindlichen Fußvolk eben fertig geworden, ſchwenkten ſich mit allen Panieren und ganzer Macht links herum, und fielen der Reiterey ihrer Widerpart im entſcheidenden Augenblicke ſo muthig in die Seite, daß ſolche dem doppelten Angriff auf ihre Front und Flanke nicht zu widerſtehen vermochte, ſondern in eine offene Flucht gerieth; und, da ſie wegen der unebnen und buſchigten Gegend obenher dem Laupen-Wald und der Senſe nach, ſich nicht ſchnell genug retirieren konnte, von den Siegern noch eingeholt, und übel zugerichtet wurde; das Metzeln unter dem Adel und den Reiſigen war ſo entſetzlich, daß ein Schwäbiſcher Edler von Blumenberg, bey Erblickung dieſes Blutbads, zu ſeinem Waffenträger ſagte: „Ihm ſey es unmöglich, ſo viele Grafen und Herren zu überleben“! worauf er mit verhängtem Zügel mitten in die ſiegenden Waldſtätter ſich ſtürzte, und einen rühmlichen Tod fand. Der Ueberreſt des geſchlagenen Heers floh in gröſter Zerſtreuung davon: Die Welſchen und Freyburger zerſtoben längs der Senſe ober- und die Deutſchen längs der Sane unterhalb Laupen. Graf Peter von Arberg hatte gleich im Anfang, ſobald er merkte daß es fehlen wollte, mit einigen ſeiner Leuthe das Treffen verlaſſen, die hinterm Heer haltenden Geld- und Silberwagen geplündert, und war niederträchtiger Weiſe mit dem beſten Geräthe ſeiner Bundsgenoſſen davon und nach Haus geeilt; bey ſeiner Ankunft zu Arberg fand er daſelbſt den Graf Eberhard von Ryburg, Herrn zu Thun, nebſt andern Oeſtreichiſchen Befehlshabern mit 4000. Mann friſcher Hülfsvölker aus dem Aergäu, u. ſ. f. denen er ſelbſt, und gleich darauf noch andere aus der Schlacht entrunnene Flüchtlinge durch den Bericht von der Niederlage der ihrigen ein ſolcher Schrecken einjagten, daß ſie ohne fernern Aufenthalt eiligſt wieder das Land hinabflohn.

Die Sieger zeigten sich, nach geendigter Schlacht, alsbald vor Laupen, wo sie ihren Sieg verkündigten, und mit grosser Freude empfangen wurden; obwohl die Besatzung ziemlich bestürzt darüber war, daß sie zwar unter den vor dem Ort zurückgebliebnen Feinden einige Bewegungen vermerkt, ihren Brüdern aber durch keinen Ausfall in Rücken des feindlichen Heers hatten helfen, und sich selbst an den Belagerern rächen können. Letztre wurden durch einige Reisige von Bern und Solothurn, aber wegen einbrechender Nacht nicht weit verfolgt, und das ganze siegende Heer blieb auf der Wallstatt übernacht, und pries Gott auf den Knien für den erlangten herrlichen Sieg. Die Berner waren großmüthig genug, die feindlichen Verwundeten so gut als ihre eignen zu versorgen. Von Erlach dankte den sämtlichen Hülfsvölkern, vornämlich aber denen von Uri, Schweitz und Unterwalden, für ihren treuen Beystand und die geleisteten guten Dienste, mit der Versicherung: „Daß eine „Stadt Bern solches zu keinen Zeiten vergessen, sondern ihre spätesten Enkel daran erinnern würde, „welcher Väter Kinder sie seyen„! — Als daß Heer am folgenden Tag zu Bern einzog, wurde dasselbe mit größtem Jubel und Freudengeschrey empfangen. Indessen ermangelten die Berner nicht, bald zu zeigen, daß sie so wohl ihre Siege zu benutzen als solche zu erfechten wüßten; auch war ihnen das Glück bey allen fernern Zügen ungemein günstig.

Die Einbusse der Berner und ihrer Hülfsvölker war in diesem blutigen Treffen sehr unbeträchtlich; unpartheyische und zuverläßige Schriftsteller schätzen dieselbe an Todten nicht über 50. Mann, deren 22. von Bern, Hasle und Simmenthal, die übrigen aber von den Waldstätten waren: Dagegen hatten sie desto mehr Verwundete; allein obwohl ihre Zahl nicht so genau bestimmt

wird, so erstreckte sich doch der ganze Verlurst kaum über 120. Mann; die erschlagnen Bürger von Bern weiß man mit Namen *).

An Siegszeichen eroberten die Berner in dieser Schlacht 27. Haupt- und kleinere Vaniere, das feindliche Lager, Gepäck und allen Troß, was nicht bey Zeiten geflüchtet, oder durch den Grafen von Arberg geplündert worden war. Im Treffen selbst verloren die Feinde, der mindesten Angabe nach, bloß und einzig an Edeln und Reisigen über 1000. Mann, darunter 140. gekrönte Helme, welches lauter grosse Freyherren, Grafen und vornehme Ritter waren: Vom Fußvolk rechnete man die Gebliebnen 2-3000. Köpfe. Der Feldherr von Erlach und Freyherr von Weissenburg giengen nach geendigtem Streit auf dem Wallplatz herum, und besichtigten die feindlichen Todten; unter diesen erkannten sie den obersten Heerführer, Graf Rudolf zu Nidau, Graf Gerhard von Valendis, drey Grafen von Griers, den Schultheiß Johann von Nagenberg, und den Pannertrager von Fulistorf, beyde von Freyburg, deren jener ein Hauptstifter des Kriegs, in der Schlacht selbst Anführer der Freyburger, und einer der vornehmsten Hauptleuthen des feindlichen Fußvolks gewesen war, auch vor der Schlacht die Berner verhöhnt, dafür aber nun seinen Lohn erhielt, nebst sehr vielen andern Grafen, Herren und Edeln aus dem Elsas, Schwaben, Tyrol, u. s. f. deren Söhne und Enkel 47. Jahre hernach bey Sempach fast gegen die nämlichen Feinde erliegen mußten. Die Trauer um alle diese Erschlagenen war in bemeldten Landen so groß, als sie selbst nach der

*) Unter diesen war auch ein Johannes Haller, der erste dieses Geschlechts, welcher von Zürch nach Bern gekommen, und sich im J. 1331. daselbst auf der Gerwern-Zunft verburgert hatte.

Niederlage am Morgarten nicht gewesen seyn soll. Keiner von allen aber wurde, auch von den Bernern, so sehr beklagt, als eben der junge Graf von Saffoi, welcher sich, dem Treffen beyzuwohnen, hatte überreden lassen, und jetzt umgekommen war. Die Berner bezeugten seinem Vater darüber ihr Beyleid, und liessen ihm dem Leichnam seines Sohns verabfolgen; auch antwortete der betrübte Graf Ludwig: „Daß er seines einzigen Sohns „Tod nicht ihnen, den Bernern, sondern allein denen „vom Adel zuschreibe, welche ihn, wider seinen Willen, „bey sich behalten, und ins Treffen geführt hätten; an „welchen also, und nicht an den Bernern, er sich zu „rächen suchen würde". — Wir schreiten nunmehr zu den Anmerkungen, welche über den Laupen-Krieg und das Betragen der Berner sowohl als ihrer Gegner vor und in der Schlacht selbst zu machen seyn mögen, ohne uns jedoch in die politischen Bewegursachen zu diesem Kriege einzulassen, welche dießmal nicht unser Gegenstand sind.

Sobald die wider Bern verbündeten Grafen und Herren den Feldzug zu eröffnen beschlossen hatten, so war es ganz gut, daß sie zuerst Laupen mit gesammter Macht angriffen, ehe und bevor sie auf Bern selbst losgiengen. Diese letztre Stadt hatte durch ihre Lage (denn sie erstreckte sich damals nur noch bis dahin, wo jetzt der Zeitglockenthurn steht, und wurde daselbst durch einen breiten, wilden und tiefen Graben, dessen eintes Ende heut zu Tage der Gerwer-Graben heißt, begränzt, und vom übrigen Lande getrennt, sonst aber auf allen Seiten von der Aare umflossen) starke Vortheile, und konnte in jenen Zeiten, da das grobe Geschütz und die heutige Belagerungskunst noch unbekannt waren, weder vom Altenberg noch von einer andern Anhöhe namhaft geschädigt werden. Die Bürgerschaft war zahlreich ge-

nug, entschlossen bis auf den letzten Mann sich zu wehren, und dem Feinde jeden Schritt mit Strömen seines beßten Bluts zu verkaufen. Laupen, welches wohlbesetzt war, konnte damals für eine gute Vormauer gegen Freyburg paßieren, und diese Stadt äusserst beunruhigen. Es war also auch den gemeinsten Regeln der Klugheit gemäß, Laupen zuvor wegzunehmen, ehe man sich an Bern wagte, bey dessen Belagerung so viele und grosse Schwierigkeiten vorkamen; mehr als eine Belagrung aber, die von Bern und Laupen, auf einmal zu unternehmen, wäre höchst unbesonnen und gefährlich gewesen, und eben so wenig thunlich, als es 137. Jahre späther für Herzog Karln von Burgund gewesen seyn würde, wenn er die Stadt Freyburg und Murten zugleich hätte angreifen wollen.

Eine blinde Verwegenheit und tollkühne Verachtung auch des kleinsten Feindes waren von jeher die Klippen, an welchen der Kriegsruhm von mehr als einem, sonst glücklichen Feldherrn gescheitert und zu Grund gegangen ist, und daher sorgfältig vermieden werden sollten. Hannibal hatte die Römer am Trebia, Ticin und Trasimen mit grossem Verlurste geschlagen; dennoch kam ihm gar nicht in den Sinn, sie zu verachten; und die Ordnung, in welcher er sein Heer vor der Vertilgungs-Schlacht bey Cannä stellte, zeigt eben so grosse Vorsicht und Behutsamkeit als Scharfsinn und Kriegswissenschaft. So handelten nicht Teutoboch, Bojorich und die übrigen Heerführer der Cimbern und Teutonen, welche, nach mehrern den Römern beygebrachten Niederlagen, dieselben zu verachten beginnten, und dadurch sich selbst ins Verderben stürzten, weil der schlaue und kriegserfahrne Marius sie in ihrem Wahne bestärkte, und ihre Fehler aufs beßte benutzte. — Eben diese stolze Geringschätzung ihrer Gegner, deren Dapferkeit sie gleichwohl schon öfters mit

Schaden erfahren hatten, blähte die Feinde der Berner auf; sie verliessen sich blindlings auf ihre Mengen, ohne zu bedenken, daß im Kriege noch öftrer entschlossene Dapferkeit, mit kluger Anführung verbunden, als die stärkre Zahl ohne letztres gesiegt hat. Eben diese blinde Einbildung machte, daß sie lediglich vor Laupen, welches ihnen jedoch genug zu schaffen gab, stehn blieben, und die Belagrung zwar eifrig, aber dennoch in größter Sicherheit fortsetzten, weil sie sich im Taumel ihrer Uelegenheit nicht einbilden konnten oder wollten, daß die Berner so geschwind mit genugsamen, obwohl nicht sehr grossen Kräften den Entsatz von Laupen unternehmen würden, wie sie in kurzem mit ihrem eignen Schaden inne wurden.

Dem Verfasser ist beßtens bekannt, daß die Kriegskunst damaliger Zeiten, in Vergleichung mit der heutigen, sehr unbedeutend war. Indessen wagt er es, einen der Lage der Sachen, und der alten Kriegsart sowohl als dem neuern System anpassenden Plan vorzulegen, und, so viel an ihm ist, zu zeigen, wie es die wider Bern vereinbarten Feinde hätten anfangen müssen, um ihren Zweck sichrer und geschwinder erreichen, und ihre Absichten gegen diese Stadt ausführen zu können.

Die ersten Schritte des verbundenen Heers, nämlich die Belagerung von Laupen, dieser Vormauer von Bern, und deren anfängliche eifrige Betreibung, waren sehr wohl unternommen. Doch können wir nicht einsehn, warum die ganze Masse des feindlichen Heers vor einem so kleinen Ort auf Einem Flecke stehn blieb? Sie konnte folgendermaassen weit zweckmäßiger angewandt und gebraucht werden. Wenn wir das ganze vereinigte Heer in einer Mittelzahl auch nur 25000. Mann stark annehmen, so war ein Korps von 10000. Mann, meistens Fußvolk, hinreichend, die Belagerung zu betreiben; mit

den übrigen 15000. Mann mußten die Feinde bis zu äusserst vor den Forst herausmarschieren, wo sie die schönste und zur Deckung der Belagerung vortheilhafteste Stellung nehmen konnten; die nämliche, welche, ungefehr 40. Jahre vorher die Freyburger und ihre Verbündeten genommen hatten, als sie vom Donnerbühl, unweit Bern zurückgetrieben, und von den Bernern durchs Jammerthal verfolgt worden waren. Das feindliche Fußvolk konnte nämlich die ganze Fronte des Wangen-Hügels, an dessen Fuße das Dorf Wangen sich befindet, besetzen, und seiner ganzen Länge nach kuronnieren: Da sich dieser Hügel nur sanft, und amphitheatralisch, mit verschiedenen, beynahe ebnen, kleinen Absätzen erhebt, so hatten die Feinde Terrän genug, sich auf diesen Anhöhen, Front gegen Bern, gehörig zu formieren: Vor ihnen lag das Dorf Wangen; dieses deckte ihren rechten Flügel, und ein, wegen verschiednen darein fliessenden Bächen vielleicht damals sumpfigter Grund die Flanke: Längs der Front waren Gebüsche: Von Wangen erstrecken sich diese Anhöhen ziemlich gleich und fast ununterbrochen hinter Bottigen bis gegenüber Riedern und an die Murtenstrasse, und werden durch eine gar nicht breite, von dem Gäbelbach durchschlängelte Tiefe vom Riedern-Rein getrennt, auf welchem man, die Murterstrasse hinauf, gegen Frauen-Cappelen ansteigt: Bis hieher konnte sich der feindliche linke Flügel ausbreiten, und zugleich auch die steile Höhe neben der Murtenstraß, an welcher der Gäbelbach bis zu seinem Eintritt in die Aare fortfließt, besetzen. In dieser Stellung wäre es sehr schwer gewesen, den Feinden mit Vortheil beyzukommen: Durch den Besitz aller Anhöhen, zwischen denen die Strasse von Bern nach Freyburg und die von Bern nach Murten durchgeht, waren sie Meister von beyden, durch Versperrung der Eingänge, welche

sowohl von Brünnen und Bottigen als von Wangen her durch den Forst nach Laupen führen. Durch ihre Stellung soweit vorwerts gegen Bern, von welcher Stadt sie höchstens 1 1/2. Schweitzer-Meile weit abstanden, waren die Verbündeten ebenfalls allemal Meister von ihren Bewegungen, deckten die Belagerung von Laupen vollkommen, unterhielten vermittelst der hinter ihn liegenden Päße von Gümminen und der Sense eine sichre Gemeinschaft mit Freyburg, Griers, Nidau und dem Neuenburgischen, hatten eine ununterbrochene Operazionslinie, und waren immer im Stand, die nöthigen Zufuhren und Verstärkungen an sich zu ziehn. Vermittelst ihrer besser vorwerts postierten Reiterey konnten die Feinde die ganze Gegend um Bern unsicher machen, ringsum alles verheeren, jede Bewegung der Berner sofort wahrnehmen, und jeden Versuch derselben vereiteln. Dasjenige Korps, welches Graf Eberhard von Ryburg das Land herauf führte, durfte nur 8. Tage früher zwischen Büren und Arberg ankommen, so konnte solches vortreflich gebraucht werden, um auf dieser Seite am rechten oder linken Aar-Ufer zu figurieren; im erstern Fall die Gemeinschaft, welche zwischen Bern und Solothurn bestand, zu erschweren, und durch scheinbare Bedrohungen alle wechselseitige Hülfe so viel möglich abzuschneiden; im letztern Fall aber, durch die Aare gedeckt, die Gemeinschaft der Belagrer von Laupen mit dem Aergäu zu versichern, welche von Solothurn her ziemlich beunruhigt werden konnte. Das durch dichtes Gehöltze und viele beschwerliche Anhöhen sehr koupierte Terrän zwischen Bern und Arberg (welche beyde Orte zwar kaum 4. Schweitzer-Meilen von einander entlegen sind) deckte, nebst der Aare, gedachtes Korps gegen jede Unternehmung der Berner auf dasselbe. Diese konnten sich, ohne die größte Verwegenheit, nicht von ihrer

Stadt entfernen, um das Ryburgsche Korps anzugreifen; und es gänzlich aufzuheben, waren sie nicht einmal stark genug: Denn wenn man die Berner, auch ohne den Zuzug der Waldstättischen Hülfsvölker 4-5000. Mann stark annehmen wollte, so müßte man doch, im Fall eines Angriffs auf bemeldtes Korps, eine hinlänglängliche Anzahl zu Bewahrung der Stadt Bern davon abrechnen. Das Hauptkorps der Verbündeten aber in obbeschriebener vortheilhaften Stellung auf den Anhöhen bey Wangen, u. s. f. anzugreiffen, oder dasselbe durch ein detaschiertes Korps (wie schon im Treffen am Donnerbühl geschehn seyn soll) zu tournieren, und in der Flanke oder im Rücken zu fassen, wäre nicht minder ein gewagter Streich gewesen, welcher noch dazu einzig und allein gegen den durch den Grund bey Wangen gedeckten feindlichen rechten Flügel Statt finden konnte; weil der linke, nach Besetzung der Höhe beym Gäbelbach an der Murten-Strasse, sich bis an die Aar ausbreitete, und daselbst anstieß. Im allerschlimmsten Fall hatte das Ryburgsche Korps immer freyen Rückzug nach Arberg (welches durch seine Lage schon fest genug war) und vermittelst diesem Städtchen freye Gemeinschaft mit dem Hauptheer. Zu Bedrohung der Gemeinschaft zwischen Bern und Solothurn mußte das Ryburgsche Korps nur zwischen Büren und Arberg oder auch an letzterm Ort selbst über die Aare gehn, und sich in einer guten Stellung zwischen beyden postieren. Ja, es hätte die Berner theuer zu stehn kommen dörfen, wenn sie bey der Nähe eines ungleich stärkern und gut gelagerten Feinds, (welcher nicht nur durch einen schnellen und meisterhaften Marsch sich mit dem Korps des Grafen von Ryburg leicht hätte vereinigen, sondern auch bey seiner durch diese Vereinigung vergrösserten Ueberlegenheit ihnen selbst hätte auf'n Hals fallen, und sie ungemein ins Gedränge bringen

können) einen solchen Streich wagen wollten. Bey allen diesen Voraussetzungen war es kaum anderst möglich, als daß den Feinden, so lange sie Meister von ihrer Stellung und ihren Bewegungen blieben, wenn nämlich kein ausserordentlicher Fall eintrat, das belagerte Laupen sowohl als die Stadt Bern selbst in die Hände gerathen wären. Sie unterliessen aber dieses alles; und so kams denn zuletzt, wie es kommen mußte.

Das ganze feindliche Heer stand, wie wir schon gesehn haben, beysamen auf einem Haufen, in einem engen und ziemlich beschränkten Terrän, wo sie sich weder bewegen, noch ihre Uebermacht recht gebrauchen konnten; sie lieferten also die Schlacht unter solchen nachtheiligen Umständen, welche zu verbessern größtenheils in ihrer Gewalt stund. Noch da war es Zeit dazu, als schon, wie die Feinde durch ihre Späher und Vorwachten leicht hätten erfahren können, die Berner in vollem Anmarsche begriffen waren; noch da durften sie nur mit dem größten Theil ihrer Völker geschwind aufbrechen, jenen entgegengehn, solche auf'm Marsch selbst angreifen, oder wenigstens, um Zeit zu gewinnen, die Eingänge des Forsts, woher die Berner anrückten, besetzen, ihnen Schritt für Schritt streitig machen, und dieselben auf diese Weise zu ermüden suchen: Anstatt dessen aber liessen die feindliche Feldherren die Berner auf der Höhe am Forst, zunächst bey ihrem eigenen Lager ruhig ankommen, und sich daselbst formieren, ohne auch nur einen einzigen Reiter zu Beobachtung ihres Marsches oder zu Rekognoszierung ihrer Stellung abzuschicken. Warum liessen sie ihnen die Berner im Angriffe zuvorkommen, und suchten, besonders wenn sie das Zurückweichen eines Theils derselben bemerkt hatten, letztre nicht selbst durch einen hitzigen Anfall in den Wald zurückzutreiben, und durch Fortsetzung und gute Unterstü-

zung desſelben ihren Vortheil zu benutzen? Dieſes würde zuverläßig der Schlacht eine ganz andre Wendung, oder doch wenigſtens den feindlichen Heerführern Zeit und Gelegenheit verſchaft haben, ihre ganze Macht beſſer ausbreiten und gebrauchen zu können. Anſtatt aber dieſes zu thun, erwarteten ſie ſelbſt den Angriff der Berner und zwar in einer ſehr nachtheiligen Stellung, am Fuſſe des Brombergs, wo letztre zum Angriff den ganzen Vortheil der Höhe hatten, und wo die vor ihnen her bergunter getriebnen Streitwagen ihre volle Wirkung unter den Feinden thun konnten.

Es iſt gewiß, daß die Feinde der Berner keine gehörige Rückſicht auf ihre eigne wechſelſeitige Unterſtützung, wenn das Fußvolk oder die Reiterey geſchlagen werden ſollte, genommen, und hiemit keine hinlängliche Reſerven gehabt haben; ſonſt würde der Bernerſche rechte mit dem feindlichen linken Flügel noch nicht ſo bald fertig geworden ſeyn. Und endlich war es ziemlich unvorſichtig, daß die Feinde ihre ganze Reiterey rechts zogen, und ſolche den Schüſſen und Steinwürfen ihrer Gegner, welche damit die Pferde in Verwirrung brachten, bloß gaben; und obwohl, an und für ſich ſelbſt betrachtet, dieſe Reiterey auf der ganzen feindlichen Front hier noch am beßten plaziert war, ſo hätte man, unſers Erachtens, einen Theil derſelben nebſt einigem Fußvolk links hinter dem Gewaltshaufen weg, unter Begünſtigung des Gehölzes den Bernerſchen rechten Flügel umgehn laſſen, und den Hauptangriff mit dem ganzen Fußvolk zugleich thun ſollen. Denn wenn gleich nur bemeldter Flügel ſo gut möglich auf der Höhe und am Wald angelehnt geweſen, ſo war er darum doch nicht ganz und gar unumgänglich; dieſes ſind faſt mehrentheils nur diejenigen Poſizionen, deren Flanken an groſſe und nicht zu paſſierende oder zu beſtreichende Flüſſe, Moräſte und Deſi-

leen angestützt, oder durch nahegelegne wichtige Festungen gedeckt sind. Allein die Beyseitssetzung und Vernachläßigung guter Anstalten, noch mehr aber die stolze Einbildung und Sicherheit der Feinde stürzte sie ins Verderben. Jeder Augenblick ist köstlich! Dieses gilt besonders im Kriege, wo ein einziger Augenblick das Schicksal von mächtigen Staaten entscheiden kann, und öfters für diejenige Parthey, welche den Entscheider ungenutzt vorbeystreichen läßt, fürchterlich und für immer entscheidet, aber, wenn er einmal versäumt ist, nimmermehr wiederkehrt. So versäumte bey Dyrrachium der Grosse Pompejus die schönste Gelegenheit, seinen Gegner, den Cäsar, — dessen Völker schon geschlagen, und in größter Verwirrung waren, gänzlich aufzureiben: Er erkannte zwar seinen Fehler, aber zu späth! Der günstige Augenblick kam nicht wieder: Bald darauf verlor Pompeius bey Pharsalus Sieg und Ruhm, und zuletzt, als ein elender Flüchtling, in Egypten das Leben. Auf ähnliche Weise versäumte im J. 1674. der Käiserliche Feldherr, Herzog von Bournonville, den rechten Zeitpunkt, das Elsaß, welches Turenne hatte verlassen müssen, zu behaupten, und sich darinn vollkommen festzusetzen. Uebermüthig stolz auf ein Heer von 60000. Mann vernachläßigte derselbe, gegen den Rath des kriegserfahrnen Herzog Karls von Lothringen, des grossen Churfürsten von Brandenburg, und andrer klugen Generale, sogar die gemeinsten Regeln der Kriegskunst, verlegte seine Völker in zerstreute Quartiere von Basel bis nach Straßburg, und überließ sich einer sorglosen Sicherheit, aus welcher ihn der geschickte Turenne mit größtem Schaden aufschreckte, das Kaiserliche Infanterie-Regiment von Portia, nebst andern Korps, in ihren Kantonierungen einzeln aufhub, die Deutschen bey Müllhausen und Kolmar schlug, ihr, wenigstens um ein Drittheil geschmolz

schmolznes Heer aus ganz Elsas vertrieb, und ihnen den Weg zu Wiedereroberung dieser Provinz dermaassen versperrte, daß auch der schlaue Montekukulli, welcher dem unfähigen Bournonville in der Anführung des Deutschen Heers nachgefolgt war, nichts ausrichten, und selbst der im nächsten Jahre darauf eingetroffene Fall des unvergleichlichen Turenne den Feinden Frankreichs die Wiedereinnahme des Elsasses nicht verschaffen konnte *).

Nun wollen wir auch das Betragen der Berner im Laupen-Kriege betrachten. Die vorsichtigen Anstalten derselben in möglichster Befestigung des für sie wichtigen Platzes Laupen, und die weise Ausziehung der dahin bestimmten Besatzung, verdienen allen Beyfall. Laupen konnte, wenn es gehörig verthaidigt wurde, die feindliche Macht sehr lange aufhalten, und bey der Weise, wie die Feinde zu Werk giengen, den Bernern wenn es dieselben nicht zu lange anstehn liessen, Gelegenheit verschaffen, einen kräftigen Entsatz zu bewirken; und diese Verthaidigung war am ersten von einer Besatzung zu erwarten, welche aus dem Kern der Bürgerschaft bestand, und die, des Muths und der Treue ihrer zurückgelassenen Blutsverwandten versichert, den ihr anvertrauten Posten mit äusserster Hartnäckigkeit beschützen, und bis zum Entsatze behaupten konnte, welcher selbst das Unmögliche gewagt haben würde.

Die Erwählung eines Obersten Feldherrn mit unumschränkter Gewalt war der Ernennung eines Diktators zu Rom völlig ähnlich; und Rudolf von Erlach, der diese wichtige Stelle erhielt, wurde dadurch dem grossen Kamill gleich, welcher die Gallier vor Ardea wegschlug, und Rom befreyte. Eine noch bessre Vergleichung läßt sich zwischen dem Treffen bey Laupen und der Mara-

*) Siehe hievon: Histoire des quatre dernier. Campagnes du Marechal *de Turenne.*

thonischen Schlacht anstellen. Das Verhältniß zwischen beyden streitenden Theilen ist nur der Zahl nach ungleich: Dort 100000. Perser gegen 10000. Griechen; hier 5000. Schweitzer gegen 25000. sowol Deutsche als Welsche! Allein, mochten nicht 25000. streitbare Schwaben und Burgunder 100000. verweichelte Asiaten aufwägen? Heut Nidau, und nimmermehr! sagte Graf Rudolf, und blieb als Held im Kampfe, da sich hingegen die Tiridaten, Tissaphernen und andre solche feigen Satrapen am ersten mit der Flucht zu retten suchten. Miltiades und von Erlach stehn im Tempel des Nachruhms nebeneinander, wie Marathon und Laupen in der Geschichte grosser Kriegsthaten. Die Griechen zogen am Fuß eines Bergs, die Schweitzer auf der Anhöhe, ihren Feinden vor der Stirn' in Schlachtordnung auf: Jene deckten ihre Flanken durch Verhacke von Bäumen, diese die Flanke und den Rücken durch das dichte und weitläufige Gehölze des Forsts. Groß und wahrhaft Römisch war die pünktliche Unterwerfung und der strenge Gehorsam der sonst freyen, oft sogar unbändigen Bernerschen Kriegsjugend unter die Befehle eines Feldherrn. Sie diene unsern Zeitgenossen zum treflichen Beyspiel, und noch den spätesten Enkeln, wenn diese nicht gänzlich ausarten, zur Lehre! Kühn war der Aufmarsch der Berner; entschlossen das äusserste zu wagen, traten sie, mit Rebenschossen bekränzt, dem stolzen dreymal stärkern Feind unter Augen, und liessen sich durch das feige Zurückfliehn einiger Verzagten (denn welches Heer hat nicht solche?) vom Schlagen nicht abschrecken! Ihr ganzes Betragen muß darum der unpartheyischen Nachwelt, und zumal einem jeden Kriegsverständigen in einem vortheilhaften Lichte erscheinen.

Das ganze Spiel und alle Manövers der Berner mußten auf Schlacht und Angriff gehn; und sie giengen

auch wirklich darauf. Anderst konnten sie den Entsatz von Laupen unmöglich bewirken; denn den Angriff stehnden Fusses zu erwarten, würde ihr unvermeidlicher Untergang gewesen sey. Die Geschichte aller Kriege belehrt uns, daß die größten und dapfersten Feldherren, auch mit der kleinsten Macht, immer auf den Angriff giengen; sich selbst von dem überlegensten Feinde nie angreifen liessen, und dabey meistens glücklich waren. Miltiades, Epaminondas, Alexander, Kamill, Marcellus, die Scipionen, Cäsar, Heinrich IV. Gustav Adolf, Bernhard von Saxen-Weimar, Rondé, Turenne, Johann Sobieski, Marlborough, Eugen, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und sein noch größrer Schüler, König Friedrich der Einzige, Ferdinand von Braunschweig, Laudon, Romanzow und andre berühmte Heerführer befolgten ohne Ausnahme diesen Grundsatz; und wenn sie auch zuweilen durch besondre Umstände in den Verthaidigungskrieg zurückgeworfen wurden, so verwandelten sie doch denselben bey der ersten Gelegenheit wieder in den lebhaftesten Angriff. Die Ursachen aber, warum jene grosse Feldherren bey diesem System sich so wohl befanden, und warum auch, unter andern, die Berner bey dem Entsatze von Laupen, freylich der damaligen Kriegskunst gemäß, nach demselben verfahren mußten, liegen in den Grundsätzen der angewandten Taktik und der Kriegswissenschaft selbst *), daher wir sie hier nicht berühren dürfen. Bey Laupen mußte aber eine Schlacht gewagt seyn; und da alles vom Schicksal derselben abhieng, so waren die Berner genöthigt, ihr Aeusserstes zu thun, um einen entscheidenden Sieg zu erfechten, wenn sie nicht mit der Wurzel wollten ausgerottet werden. Dieses Treffen war für Bern eben so

*) Man unterscheidet erstre nämlich von der reinen Taktik, welche die Anfänge, so wie jene die Ausführung derselben enthält.

entscheidend, als es Marathon für Athen, Leuktra für Theben, und die Schlacht bey Vercelli mit den Cimbern für Rom gewesen sind. Laßt uns jetzt die übrigen Schritte, welche die Berner thaten, und auch andre, welche sie mit Vortheil oder Schaden hätten thun können, noch ein wenig beleuchten.

Es versteht sich von selbst, daß die Berner sehr klug darinn handelten, sich gar in keine wichtige Unternehmung einzulassen, ehe sie die gehörige Verstärkung erhalten hatten. Zwar läßt sich auch nicht einsehn, was sie, bey ihrer anfänglich so gar geringen Macht, für einen entscheidenden Streich hätten wagen sollen, um sich selbst und den ihrigen in Laupen Luft zu machen? Denn nicht einmal bey der wirklich gehabten schlechten, noch weniger bey der oben vorgeschlagnen bessern Stellung des feindlichen Heers konnten die Berner für sich allein mit einigem Erfolge dasselbe angreifen; und sie liefen im letztern Falle grosse Gefahr, gänzlich in die Mitte zu kommen. Wollte man dagegen einwenden, daß die Berner in der Verzweiflung, welche oft noch schwerere Dinge möglich macht, die Feinde, trotz derselben weit stärkern Zahl und der beßten Stellung, hätten angreifen, und, wo nicht besiegen, doch ihnen grossen Schaden zufügen können; so antworten wir wieder: Daß ein solches Wagestück unsre Väter, ohne einen verhältnißmäßigen Nutzen zu bringen, selbst geschwächt, dieselben an einem nachdrücklichen Entsatze verhindert, ihren Untergang aber nur verschoben, aber solchen nicht gänzlich entfernt haben würde. So lange man zu Bern auf Hülfe und Beystand von Hasle, Simmenthal und den Waldkantonen rechnen konnte, so war die Republick noch nicht verloren. Von Erlach und der standhafte Berner-Senat hatten gegründete Hoffnung, durch Muth und weise Anführung sich zu retten, Laupen zu entsetzen,

das Luftgebäude der feindlichen Siegsträume schrecklich zu zertrümmern, die Vernichtung Berns für immer zu entfernen, ihre geschwornen Feinde selbst auszutilgen, und, mit Einem Wort, den vollkommensten Sieg davonzutragen. Da keine von beyden feindlichen Stellungen so beschaffen war, daß die Hülfsvölker aus dem Simmenthal u. s. f. auf ihrem Marsche sehr hätten beunruhigt, oder gar von Bern abgeschnitten werden können, so war es sichrer, derselben Ankunft zu erwarten, ehe man sich auf etwas Entscheidendes einließ — und erst alsdann mit vereinigten Kräften auf den Feind loszugehn.

Ein Angriff auf das Korps des Grafen von Kyburg gieng bey der von uns vorgeschlagnen Stellung der Feinde zwischen Wangen und Riedern gar nicht an; und bey derjenigen, welche dieselbe wirklich genommen hatten, so schlecht sie war, entschied ein solcher Angriff, wenn er auch gelungen wäre, noch immer wenig, so lange die Berner nicht Büren, und besonders das wegen seiner Lage noch wichtigere Urberg wegnehmen, also die Gemeinschaft der Belagerer mit Nidau u. s. f. unterbrechen, und, so zu sagen, in die Flanke ihres Marsches eindringen konnten. Wenn aber die Berner in genugsamer Anzahl im Feld zu erscheinen vermochten, daß sie es wagen durften, ihren Gegnern durch die Belagerung irgend eine Diversion zu machen, so mußten sie das Schicksal ihrer Stadt und der spätesten Nachkommenschaft nicht von dem, bey aller ihrer Dapferkeit ungewissen, Ausgang einer Schlacht abhängen lassen. Allein damals war es noch Sitte, den Feind da, wo man ihn fand, anzugreifen; und keiner wich dem andern so bald aus. Die Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts liefert uns Beyspiele genug, daß ein Feldherr, um seinen Gegner von dieser oder jener belagerten Festung wegzubringen, eine andre angegriffen, und daß besonders in den

Niederländischen Feldzügen der listige Spinola, Piccolomini, Prinz Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien einander auf diese Weise viel zu schaffen machten. So finden wir z. B. wie letztrer, um den Spinola von Ostende, welches dieser belagerte, und woran den Holländern sehr viel gelegen war, wegzuziehn, sich, zwar umsonst, bemüht, und ihm diese wichtige Festung zuletzt überlassen mußte, dagegen aber inzwischen den Spaniern Sluis und einige andre Plätze abgenommen habe. Die Berner waren zu klug, als daß sie, vornämlich, wenn wir oftbemeldte Stellung ihrer Gegner unweit Bern annehmen, sich hätten sollen beygehn lassen, das Kyburgische soweit von dieser Stadt figurierende Korps anzugreifen, oder in seiner rechten Flanke zu fassen, wo es durch Aarberg und den Aar-Fluß völlig gedeckt war, sie selbst aber Gefahr liefen, auf ihrer Front und linken Flanke zugleich angegriffen zu werden; und dann hatten sie von Glück zu reden, wenn sie mit blauem Auge davongekommen, und nicht etwa gar von Bern koupiert, oder gänzlich geschlagen worden wären. Gegen die linke Flanke des Kyburgischen Korps, welche einigermaassen durch Büren gedeckt war, ließ sich mit Erfolg nicht viel unternehmen, weil die Berner, wenn sie auch über Reichenbach und Urtenen, von den Solothurnen unterstützt, gegen dasselbe angerückt wären, sich zu weit von Bern hätten entfernen, und dazu der damals noch feindlichen Stadt Burgdorf die rechte Flanke, ja fast den Rücken bloßgeben müssen. Dazu konnten sie nicht anderst an die feindliche Flanke gelangen, als wenn sie den Buchekberg paßiert hatten, welches eine Reihe von nicht unbeträchtlichen waldigten Hügeln ist, die sich 3. Schweitzer-Meilen nordwerts von Bern erheben, und nahe bey Solothurn abfallen. Diese Hügel sind auf der Ost- und Süd-

seite, gegen Bern und Burgdorf hin, meistens höher und steiler als auf der west- und nördlichen gegen Büren und Solothurn, wo dieselben sanftere Abdachungen haben; so daß der Vortheil von der Anhöhe auf Seiten der Feinde gewesen wäre. Dagegen fand ein Ueberfall des Ryburgischen Korps von Solothurn her gegen Büren statt; denn eben die Lage des Buchekbergs, wodurch dieses Korps auf seiner linke Flanke wider einen Anfall der Berner gesichert wurde, begünstigte auch im Gegentheil eine Unternehmung von Solothurn her auf solches und auf das Städtchen Büren selbst, welches wegen einem, dasselbe beherrschenden, Hügel, minder vortheilhaft gelegen ist als Arberg. Da der Graf Eberhard vermuthlich viele von seinen Angehörigen zu Burgdorf, u. s. f. unter seinem Korps gehabt, so mochte die Besatzung in ebenerwähntem Orte schwerlich mehr stark genug gewesen seyn, Solothurn über die maassen zu beunruhigen, oder gar eine Unternehmung auf diese Stadt zu wagen; und also konnten die Solothurner leicht in der Stille mit einem hinlänglichen Detaschement auf der rechten Seite der Aare, längs dem Buchekberg, hinaufmarschieren, Büren unerwartet überrumpeln, und jenes feindliche Korps zu zersprengen oder aufs Haupt zu schlagen suchen. Gerieth der Streich ganz, so war dieser Vorfall eine Diversion zu Gunsten der Berner; gerieth er aber nur halb, oder gar nicht, so war die Einbusse wahrscheinlich nicht groß, und in der Hauptsache noch immer nichts verloren: Denn die Feinde konnten den Solothurnern weder zu weit nachgehn, noch ihnen den Rückweg verrennen, weil ihr Marsch einerseits durch die Aare, anderseits aber durch den Buchekberg selbst gedeckt wurde; und selbst im allerschlimmsten Falle für Solothurn war oftbemeldtes feindliches Korps an und für sich zu schwach, etwas von Wichtigkeit gegen diese Stadt zu wagen.

Die Feldherren der vereinigten Feinde begiengen in Ansehung einer übelgewählten Stellung, wo sie ihre Uebermacht nicht brauchen konnten, eben den Fehler, welchen etwa 1500. Jahre vorher Mithridats Feldherr, Archelaus, bey Chäronea gemacht hatte, wo ihn Sylla mit einem weit kleinern Heer angriff, und aufs Haupt schlug.

Eben dieser Sylla lief die größte Gefahr, in der Schlacht am Collinischen Thore bey Rom den Kürzern zu ziehn, weil Crassus, welcher den Römischen rechten Flügel anführte, nach Besiegung des Samnitischen linken, denselben zuweit gegen Präneste verfolgt hatte; so daß des Sylla ganzes Glück nöthig war, dem feindlichen rechten, welchen Pontius Telesinus mit eben so vielem Muth als grosser Geschicklichkeit befehligte, zu widerstehn, und endlich die Schlacht zu gewinnen. Wenn die Berner bey Laupen, nach Besiegung des feindlichen Fußvolks, sich mit Verfolgung desselben lange hätten abgeben wollen, und nicht gleich, der Abrede zufolge, dem Adel und der feindlichen Reiterey, welche den Waldstättischen Völkern hart zusetzten, in die Flanke gefallen wären, so hätte der Sieg noch lange zweifelhaft bleiben dürfen, oder wäre vielleicht gar nicht entscheidend gewesen.

Die wenige Reiterey der Berner, und die dabey befindlichen 80. Helme von Solothurn, konnten sich mit der weit zahlreichern feindlichen gar nicht messen, und wurde daher sehr weislich hinter das Waldstättische Fußvolk gestellt, wo sie dasselbe unterstützen, und von ihm selbst unterstützt werden konnte. Es sind uns verschiedene Beyspiele bekannt, daß ein Heer, aus Mangel an genugsamer Reiterey, oder weil diese durch eine weit stärkre feindliche zum Weichen gebracht worden, den bereits erfochtenen Sieg unvollständig verbleiben, wo nicht gar aus den Händen mußte entwischen lassen. Ein

einziges derselben zu berühren. Am 21. Sept. 1759. im Treffen bey Korbiz unweit Meissen, welches zwischen der Reichs-Armee unter dem Prinz von Zweybrücken und den Preußischen Völkern unter Anführung des Generallieutnants von Fink vorfiel, hatten nämlich 5. Bataillons vom rechten Flügel dieser letztern, welche der General-Major Karl von Rebentisch befehligte, mehrere Bataillons des gegenseitigen linken würklich geschlagen, und ihnen Kanonen, Fahnen und Gefangene abgenommen; weil aber die, aus 2. Dragoner-Regimentern bestehnde Kavallerie vom Preußischen rechten Flügel durch eine fast dreymal stärkre gegentheilige öfters zurückgeworfen wurde, so konnte die siegende Infanterie ihre Vortheile nicht weiter verfolgen, sondern mußte vielmehr die bereits errungenen wieder fahren lassen, und sich mit Behauptung ihrer Stellung begnügen; welches ganz anderst hätte herauskommen müssen, wenn die Preussen stärker an Kavallerie gewesen wären. Es sind noch mehrere Beyspiele vorhanden, daß das Fußvolk, auch ohne den Beystand der Reiterey, oder gar nachdem letztre schon geschlagen gewesen, den Sieg auf seine Seite gerissen, als daß die Reiterey ohne dasselbe gesiegt habe. Die alte und neue Geschichte giebt uns sehr viele Beweise davon; unter diesen wollen wir nur das Treffen bey Sinzheim i. J. 1674. worinn das Französische Fußvolk die bereits siegende Deutsche Reiterey zurücktrieb und die Sachen wiederherstellte, die Schlacht bey Fleurus i. J. 1691. in welcher die Infanterie der Deutschen und Holländer ihrer geschlagnen Kavallerie noch mit Ehren davon half, und die Schlacht bey Molwiz, im J. 1741. wo Feldmarschall Schwerin an der Spitze des Preußischen Fußvolkes den durch die Niederlage der Reiterey schon halb verlorenen Sieg auf die Seite seines Königs zog, u. a. m. anführen.

Eine Ehre für Berns damalige Bürger war es, daß sie das belagerte Laupen mit kleiner Anzahl so muthig verthaidigten; und eine eben so grosse, daß der entschlossene Senat dieses wachsenden Freystaats, auch in der größten Noth, nicht an dessen Erhaltung verzweifelte! Eine Ehre war es für die Berner, daß sie nach der Schlacht ihre verwundeten Feinde so menschlich behandelten; und endlich gereicht es ihnen zum höchsten Preiß, daß sie ihren Sieg so gut zu benutzen wußten, und die Grösse ihres Staats auf den flammenden Ruinen der festen Burgen ihrer grimmigsten Hässer emporsteigen liessen. Der Sieg bey Laupen bahnte unsern biedern Altvordern den Weg zu ihrem und ihrer Nachkömmlingen Glück, und zu einem Ruhm:

Den kaum, nach langer Zeit, der Enkel Abart lescht!

Es war insoweit nichts besonders, daß die Berner mit 5000. Mann 25000. Feinde schlugen; denn dieses kömmt in den Geschichten Griechenlands und Roms ungemein häufig vor. Die Gegner der kleinern Anzahl verliessen sich insgemein, von blindem Stolz und Uebermuth aufgebläht, auf ihre, oft zehnfach größre Uebermacht; sie bedachten nicht, daß die Menge zum Sieg das wenigste beyträgt, und daß der größte Vortheil, den man von derselben hat, in der Kunst besteht, solche recht zu gebrauchen, und durch geschickte Manövers und Bewegungen den schwächern Gegner damit überall in die Enge zu treiben; weil sonst ein allzustarkes Heer eben durch seine Menge seinem eignen Herrn und dem Staat selbst zur Last fällt *). Wir glauben nicht zu viel zu wa-

*) Der durch seine Geschichte des siebenjährigen Kriegs und andre schöne militarische Werke rühmlich bekannte Königlich Preußische Oberstlieut. bey der Artillerie, Herr von Tempelhof, sagt irgendwo: „Eine dem Feind an der Zahl sehr überlegene Armee „habe hauptsächlich und lediglich den Vortheil, daß sie einen schwä-

gen, wenn wir behaupten, daß, auch nach dem heutigen Kriegssystem, mit der heutigen Kriegsart und dem Gebrauch des Geschützes, bey den auf feindlicher Seite begangnen Fehlern, bey dem unter ihnen herrschenden Mangel an guter Disziplin und ihrer wenigen Kriegswissenschaft, die Berner, bey ihrem damaligen Betragen und standhaften Muth, eben so gewiß den Sieg erfochten haben würden.

Man erlaube mir noch folgende, vielleicht hier nicht unpassende, Anmerkung zu machen. Vor ungefehr 40. Jahren schrieb ein grosser Feldherr aus königlichem Geblüt an den ersten Kriegsminister eines mächtigen Monarchen *): „Daß die Völker desselben, wegen ihrer „unzulänglichen Erfahrenheit in den heutigen Kriegsma„növern, vor allen Gefechten in weiten Ebenen, und „solchen Gegenden, wo man ihnen in schnellen Wen„dungen sehr überlegen sey, sich äusserst hüten, dagegen „aber sich bloß auf Postengefechte und Handstreiche (coups „de main) einlassen müßten". Sollten wir Schweitzer uns dieses nicht merken, und uns nie mit dem Grossen, wohl aber mit dem Kleinern des Kriegs abgeben? Lage, Terrän und Gebürge bieten uns gleichsam die Hand zu letzterm: Wir haben lange genug die Deutschen und Franzosen in ihrem Kriegswesen nachgeahmt; sollten wir also nicht auch trachten, uns ein eigenes System zu erschaffen, welches unsern Umständen viel angemeßener, und zur Zeit der Noth von weit grösserm Nutzen seyn würde, als alle diese mühsam erlernte Taktik, welche wir uns nie zu eigen machen, oder es doch darinn kaum weit bringen werden **).

chern Gegner durch starke, auf seine Flanken geschickte, Korps in die Enge treiben könne, u. s. f.

*) Der Marschall von Sachsen an den Grafen von Argenson.

**) Eben auf die Nothwendigkeit, eine eigne, dem Schweitzer-

„Lieber Herr von Kramburg, saget nur Euern „Herren von Bern: Freunde lerne man nie besser „kennen als in der Noth„! So lautete die von den Landsgemeinden der III. Waldstätten dem Bernerschen Gesandten ertheilte Versicherung. Wo ist eine mit mehrerer Dienstbegierde und nachbarlicher Freundschaft begleitete Zusage zu finden? Ja wahrlich! Wir — die Enkel derjenigen Berner, denen eine so wichtige Hülfe in ihrer größten Noth geleistet worden, haben, nächst Gott, alles was wir sind, dem freundeydgenößischen Zusprunge jener braven Helvezier zu danken; und zu allen Zeiten müssen wir, wenn wir anderst nicht unsre redlichen Altfodern noch in der Gruft beschimpfen wollen, den Nachkommen unsrer großmüthigen Helfer, unsern Eydsgenossen zeigen, daß wir dankbarer Ahnen nicht unerkenntliche Enkel seyn und bleiben wollen. Und ewig

Heilig, Brüder! sey die Stätte,
Wo die Väter um die Wette
Stritten, und im Feu'r der Schlacht
Einst uns alle frey gemacht!

F. L. Haller.
Hauptmann.

land und der Nazion angemessene, Taktik ausfündig zu machen, und in Ausübung zu bringen, zielte die so schöne und nachdrucksvolle Rede, welche Weil. Se. Ex. Herr General-Lieut. von Lentulus vor ein Paar Jahren der Militär. Helvet. Versammlung zu Sursee, bey seiner Erwählung zum Präsidenten derselben, gehalten hat.

II.

Auszuge aus der Lebensgeschichte eines armen Mannes.

(Geschrieben i. J. 1781 — 85.)

(Fortsetz. S. Mus. 4. Jahrg. 3. Heft. S. 200. u. f.)

XXI.

Neue Geschäfte, neue Sorgen.

(1747.)

Denn nun hieß es: Eingespannt in den Karren mit dem Buben, in's Joch — Er ist groß genug! — Wirklich tummelte mich mein Vater meisterlich herum; in Holz und Feld sollt' ich ihm statt eines vollkommnen Knechtes dienen. Die mehrern Mal überlud er mich; ich hatte die Kräfte noch nicht, die er mir nach meiner Grösse zutraute; und doch wollt' ich dann stark seyn, und keine schwere Bürde liegen lassen. In Gesellschaft von ihm oder mit den Taglöhnern arbeitete ich gern; aber sobald er mich allein an ein Geschäft schickte, war ich faul und lästig, staunte Himmel und Erde an, und hieng, ich weiß selbst nicht mehr was vor allerley Gedanken und Grillen nach; das freye Gaißbubenleben hatte mich halt verwöhnt. Das zog mir dann Scheltwort oder gar Streiche zu; und diese Strenge war nöthig, obschon ich's damals nicht fassen konnte. Im Heuet besonders gab's bisweilen fast unertragliche Bürden. Oft streckt' ich mich vor Mattigkeit, und fast zerschmolzen von Schweiß, der Länge nach auf dem Boden, und dachte: Ob's wohl auch in der Welt überall so mühselig zugehe? Ob ich mich grad' itzt aus dem Staub ma-

chen sollte? Es werde doch an andern Orten auch Brod geben, und nicht gleich Henken gelten: Ich hätte auf der Kreutzegg beym Geißhüten mehrere solche Bursche gesehen, denen's ausser ihrem Vaterland, wie sie mir erzählten, recht wohl gegangen — und was des Zeugs mehr war. Dann aber fand ich wieder: Nein! Es wäre doch Sünd, von Vater und Mutter wegzulaufen: Wie? wenn ich ihnen ein Stück Boden abhandeln, es bauen, brav Geld daraus ziehen, dann aus der Losung ein Häusgen drauf stellen, und so vor mich leben würde? Husch! sagt' ich eines Tags, das muß jetzt seyn! — Aber, wenn mir's der Aeti abschlägt? — Ey! frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ich nahm also das Herz in beyde Hände, und bat den Vater noch desselben Abends, daß er mir ein gewisses Stücklein Lands abtreten sollte. Nun sah er freylich meine Narrheit wohl ein; aber er ließ mich's nicht merken, und fragte nur: Was ich dann damit anfangen wollte? „Ha„! sagt' ich, „es in Ehren legen, „Mattland daraus machen, und den Gewinn davon „beyseite thun„. Ohne eine mehreres Wort zu verlieren, sprach er dann: „So nimm eben die Zipfelwaid; „ich geb sie dir um fünf Gulden.„ Das war nun spottwohlfeil; hier zu W. wär' so ein Grundstück mehr als hundert Gulden werth. Ich sprang darum vor Freuden hoch auf, und fieng sogleich die neue Wirthschaft an. Den Tag über arbeitete ich für den Vater; sobald der Feyrabend kam, vor mich; sogar beym Mondschein, da macht ich aus dem noch vor Nacht gehauenen Holz und Stauden, kleine Burden von Brennholz zum Verkaufen. Eines Abends dacht' ich so meiner jetzigen Lage nach; mir fiel ein: „Deine Zipfelwaid ist gar wohlfeil! Es könnte „den Vater reuen, und er's wieder an sich ziehen, wenn „ich ihm den Kaufschilling nicht baar erlege. Ich muß „um Geld schauen, so kann er mir nicht mehr ab der

„Hand gehn„. Ich gieng also zum Nachbar Görg, erzählt' ihm den ganzen Handel, und bat ihn, mir die 5. fl. zu liehen; ich woll' ihm bis auf Wiederbezahlung mein Land dafür zum Pfand einsetzen. Er gab mir's ohne Bedenken. Ganz entzückt lief ich damit zum Vater, und wollt' ihn ausbezahlen. Potz hundert! wie der mich anschneutzte: „Wo hast du das Geld her„? Es fehlte wenig, so hätt' es noch Ohrfeigen oben drein gesetzt. Im ersten Augenblick begriff ich nicht, was ihn so entsetzlich bös mache. Aber er erklärte mir's bald, da er fortfuhr: „Du Bärnhäuter! Mir mein Gut zu ver„pfänden„! riß mir dann die fünf Gulden aus der Hand, rannte im Augenblick zu Görg, und gab sie ihm wieder, mit Bedeuten: Daß er, so lieb ihm Gott sey! seinem Buben kein Geld mehr liehe; Er woll' ihm schon geben, was er brauche, u. s. f. — So war meine Freude kurz. Der Aeti, nachdem er bald wieder besänftigt war, mocht mir lang sagen: „Ich brauch ihm das Ding gar „nicht zu zahlen; ich könn' ihm ja ein billiges Zinslein „geben: Der Schlempen Waid werde die Sach nicht „ausmachen; ich soll nur damit schalten und walten wie „mit meinem Eigenthum„. Ich konnt' es ihm nicht glauben; denn er lachte dabey immer hinten im Maul. Das war mir verdächtig. Aber er hatte guten Grund dafür. Endlich fieng ich einfältiger Tölpel an, mich wieder zu beruhigen; und machte aufs neue die Rechnung hinterm Wirth, was ich aus dem Bletz mit der Zeit vor Nutzen ziehen wollte — als eines Tags mir die Kühe in mein Aeckerlein brachen, den jungen Saamen abfrassen, auch mein Holz eben damals keine Käufer fand, und mir fast alles liegen blieb. Solche gehäufte Unglücksstreiche nahmen mir nun mit Eins den Muth; ich überließ den ganzen Plunder wieder dem Vater, und bekam von ihm zur Entschädigung ein flanellenes Brusttuch.

XXII.

O der unseligen Wißbegierde!

Ich bin in meinen Kinderjahren nur wenige Wochen in die Schule gegangen; bey Haus hingegen mangelte es mir gar nicht an Lust, mich in mancherley unterweisen zu lassen. Das Auswendiglernen gab mir wenig Müh: Besonders übt' ich mich fleißig in der Bibel; konnte viele darinn enthaltene Geschichten aus dem Stegreif erzählen, und gab sonst überhaupt auf alles Achtung, was mein Wissen vermehren konnte. Mein Vater las' auch gern etwas Historisches oder Mystisches. Gerad um diese Zeit gieng ein Buch aus, der flüchtige Pater genannt. Er und unser Nachbar Hans vertrieben sich manche liebe Stunde damit, und glaubten an den darinn prophezeyten Fall des Antichrists, und die dem End der Welt vorgehnden nahen Strafgerichte, wie an's Evangelium. Auch Ich las' viel darinn; predigte etlichen unsrer Nachbarn mit einer ängstlich andächtigen Miene, die Hand vor die Stirn gestemmt, halbe Abende aus dem Pater vor, und gab ihnen alles vor baare Münz aus; und dieß nach meiner eignen völligsten Ueberzeugung. Mir stieg nur kein Gedanke auf, daß ein Mensch ein Buch schreiben könnte, worinn nicht alles pur lautere Wahrheit wäre; und da mein Vater und der Hans nicht daran zweifelten, schien mir alles vollends Ja und Amen zu seyn. Aber das brachte mich dann eben auf allerley jammerhafte Vorstellungen. Ich wollte mich gern auf den bevorstehnden Jüngsten Tag recht zubereiten; allein da fand ich entsetzliche Schwierigkeiten, nicht so fast in einem bösen Thun und Lassen, als in meinem oft argen Sinn und Denken. Dann wollt ich mir wieder Alles aus dem Kopf schlagen; aber vergebens, wenn ich zumal unterweilen auch in der Offenbarung Johannis oder

im Propheten Daniel las', so schien mir alles das, was der Pater schrieb, vollends gewiß und unfehlbar. Und was das Schlimmste war, so verlor ich ob dieser Ueberzeugung gar alle Freud' und Muth. Wenn ich dann im Gegentheil den Aetti und den Nachbar fast noch fröhlicher sah als zuvor, machte mich solches gar confus; und kann ich mir's noch itzund nicht erklären, wie das zuging. So viel weiß ich wohl, sie steckten damals beyde in schweren Schulden, und hofften vielleicht durch das End der Welt davon befreyt zu werden: Wenigstens hört' ich sie oft vom Neufundnen Land, Carolina, Pensylvani und Virgini sprechen; ein andermal überhaupt von einer Flucht, vom Auszug aus Babel, von den Reisekosten u. dgl. Da spitzt' ich dann die Ohren wie ein Haas. Einmal, erinnr' ich mich, fiel mir wirklich ein gedrucktes Blatt in die Hände, das einer von ihnen auf dem Tisch liegen ließ, und welches Nachrichten von jenen Gegenden enthielt. Das las' ich wohl hundertmal; mein Herz hüpfte mir im Leib bey dem Gedanken an dieß herrliche Canaan, wie ich mir's vorstellte. Ach! wenn wir nur alle schon da wären, dacht' ich dann. Aber die guten Männer, denk' ich, wußten eben so wenig als ich, weder Steg noch Weg; und wahrscheinlich noch minder, wo das Geld herzunehmen. Also blieb das schöne Abentheur stecken, und entschlief nach und nach von selbst. Indessen las' ich immer fleißig in der Bibel; doch noch mehr in meinem Pater, und andern Büchern; unter anderm in dem sogenannten Danili-Karrer, und dann in dem weltlichen Liederbuch, dessen Titel mir entfallen ist. Sonst vergaß ich, was ich gelesen, nicht so bald. Allein mein unruhiges Wesen nahm dabey sichtbarlich zu, so sehr ich mich auf mancherley Weise zu zerstreuen suchte; und, was das Schlimmste war, so hat

ich das Herz nie, dem Pfarrer, oder auch nur dem Vater hievon das Mindeste zu offenbaren.

XXIII.

Unterweisung.

(1752.)

Indessen wundert' es mich doch bisweilen sehr, wie mein Vater und der Pfarrer von diesem und jenem Spruch in der Bibel, von diesem und jenem Büchlin denke. Letztrer kam oft zu uns, selbst zu Winterszeit, wenn er schier im Schnee stecken blieb. Da war ich sehr aufmerksam auf alle Discurse, und merkte bald, daß sie meist bey Weitem nicht einerley Meynung waren. Anfangs kam's mir unbegreiflich vor, wie doch der Aetti so frech seyn, und dem Pfarrer widersprechen dürfe? Dann dacht ich auf der andern Seite wieder: Aber mein Vater und der flüchtige Pater zusammen sind doch auch keine Narren, und schöpfen ihre Gründe ja wie jener aus der gleichen Bibel. Das ging dann in meinem Sinn so hin und her, bis ich's etwa wieder vergaß, und andern Fantaseyen nachhing. Inzwischen kam ich in dem nämlichen Jahr zu diesem Pfarrer, Heinrich Näf von Zürich, in die Unterweisung zum H. Abendmal. Er unterrichtete mich sehr gut und gründlich, und war mir in der Seele lieb. Oft erzählt' ich meinem Vater ganze Stunden lang, was er mit mir geredet hatte; und meynte dann, er sollte davon so gerührt werden wie ich. Bisweilen that er, mir zu gefallen, wirklich dergleichen *); aber ich merkte wohl, daß es ihm nicht recht zu Herzen ging. Doch sah ich auch, daß er überhaupt Wohlgefallen an meinen Em-

*) Dergleichen thun. Schweizerscher Provinzialausdruck für: Sich so stellen.

pfindungen und an meiner Aufmerksamkeit hatte. Nachwerts ward dieser Heinrich Näf Pfarrer gen Humbrechtikon am Zürichsee; und seither, glaub' ich, kam er noch näher an die Stadt. Noch auf den heutigen Tag ist meine Liebe zu ihm nicht erloschen. Viel hundertmal denk' ich mit gerührter Seele an dieses redlichen Manns Treu und Eifer; an seinen liebevollen Unterricht, welchen ich von seinen holdseligen Lippen sog, und den mein damals gewiß auch für das Gute weiche und empfängliche Herz so begierig aufnahm. — O der redlichen Vorsätze und heiligen Entschlüsse, die ich so oft in diesen unvergeßlichen Stunden faßte! Wo seyt ihr geblieben? Welchen Weg seyt ihr gegangen? Ach! wie oft seyt ihr von mir zurückgerufen, und dann leider doch wieder verabscheidet worden! — O Gott! Wie freudig ging ich stets aus dem Pfarrhause heim, nahm gleich das Buch wieder zur Hand, und erfrischte damit das Angedenken an die empfangenen heilsamen Lehren. Aber dann war eben bald alles wieder verflogen. Doch selbst in spähern Tagen, — sogar in Augenblicken, wo Lockungen von allen Seiten mir die süssesten Minen machten, und mich bereden wollten, das Schwarze sey wo nicht Weiß, doch Grau — stiegen mir meines ehemaligen Seelsorgers treugemeinte Warnungen noch oft zu Sinn, und halfen mir in manchem Scharmützel mit meinen Leidenschaften den Sieg erringen. Was ich mir aber noch zu dieser Stunde am wenigsten vergeben kann, ist mein damaliges öfteres Heucheln, und daß ich, selbst wenn ich mir keines eigentlichen Bösen bewußt war, doch immer noch besser scheinen wollte, als ich zu seyn mich fühlte. Endlich — ich weiß es selbst nicht — war vielleicht auch das ein Tuck des armen Herzens: Daß ich z. E. oft, und zwar wenn ich ganz allein bey der Arbeit war, wirklich mit grösserer Lust etliche geistliche Lieder, die ich von meiner Mutter

gelernt, als meine weltlichen Quodlibet sang — dann aber freylich allemal wünschte: Daß mich mein Vater itzt auch hören möchte, wie er mich sonst meist nur über meinem losen Lirum Larum ertappte. O wie gut wär's für Eltern und Kinder, wenn sie mehr, und so viel immer möglich beysammen wären.

XXIV.

Neue Cameradschaft.

Uebrigens hatte der Pfarrer in seinem kleinen Krynau, gedachtes Jahr 1752. neben mir nur ein einzigen Buben in der Unterweisung. Dieser hieß H. B. ein fuchsrother Erzstockfisch. Wenn ihn der Heer was fragte, hielt der Bursche immer sein Ohr an mich, daß ich's ihm einblasen sollte. Was man ihm hundertmal sagte, vergaß er hundertmal wieder. Am H. Abend, da man uns der Gemeind vorstellte, war er vollends ganz verstummt. Ich mußte darum fast aneinander antworten, von 2. bis 5. Uhr. Im Jahr zuvor hingegen ward ein andrer Knab, J. W. unterwiesen; ein gar geschicktes Bürschlin, der die Bibel und den Catecisi vollkommen inne hatte. Mit diesem macht' ich um diese Zeit Bekanntschaft. Von Angesicht war er zwar etwas häßlich; die Kinderblattern hatten ihn jämmerlich zugerichtet; aber sonst ein Kind wie die liebe Stunde. Er hatte einen gesprächigen Vater, von dem er viel lernte, der aber daneben nicht der Beßte, und besonders als ein Erzlüger berühmt war. Der konnt' Euch Stunden lang die abentheurlichsten Dinge erzählen, die weder gestoben noch geflogen waren; so daß es zum Sprüchwort wurde, wenn einer etwas Unwahrscheinliches sagt: „Das „ist ein W. — Lug „! Wenn er redte, rutschte er auf dem Hintern beständig hin und her. Von seinen Feh-

lern hatte sein kleiner J. keinen geerbt; das Lügen am allerwenigsten. Jedermann liebte ihn. Mir war er die Kron in Augen. Wir fingen an über allerley Sachen kleine Brieflin zu wechseln, gaben einander Räthsel auf, oder schrieben uns Verse aus der Bibel zu, ohne Spezification wo sie stühnden; da mußte dann ein jeder selbst nachschlagen. Oft hielt es sehr schwer, oder gar unmöglich; in den Psalmen und Propheten zumal, wo die Verslin meist erstaunlich kurz, und viele fast gleichlautend sind. Bisweilen schrieben wir einander von allen Thieren, welche uns die liebsten seyn; dann von allerhand Speisen, welche uns die beßten dünken; dann wieder von Kleidungsstücken, Zeug und Farben, welche uns die angenehmsten wären, u. s. f. Und da bemühte sich je einer, den andern an Anmuth zu übertreffen. Oft mocht' ich's kaum erwarten, bis wieder so ein Brieflin von meinem W. kam. Er war mir darin noch viel lieber als in seinem persönlichen Umgang. So dauerte es lange, bis einst ein unverschämter Nachbar allerley wüste Sachen über ihn ausſprengte: Denn, obschon ich's nicht glaubte, verringerte sich nun es ist doch wunderbar!) meine Zuneigung gegen ihn von dem Augenblick an. Ein Paar Jahre nachher (es war vielleicht ein Glück für uns beyde) fiel er in eine Krankheit, und starb. — Ein andrer unsrer Nachbarn, H. hatte auch Kinder von meinem Alter: Aber mit denen konnt' ich nichts; sie waren mir zu witznasigt, arge Förschler und Frägler. — Um diese Zeit gab mir Nachbar Joggli heimlich um 3. Kr. eine Tabackspfeife zu kaufen, und lehrte mich schmauchen. Lange mußt' ich's im Geheim thun, bis einst ein Zahnweh mir den Vorwand verschaffte, es von dieser Zeit an öffentlich zu treiben. Und, o der Thorheit! darauf bildete ich mir nicht wenig ein.

XXV.

Damalige häusliche Umstände.

Unterdessen war unsre Familie bis auf acht Kinder angewachsen. Mein Vater stack je länger je tiefer in Schulden, so daß er oft nicht wußte wo aus noch an. Mir sagte er nichts; aber mit der Mutter hielt er oft heimlich Rath. Davon hört' ich eines Tags ein Paar Worte, und merkte nun die Sache so halb und halb. Allein, es focht mich eben wenig an: Ich ging leichtsinnig meinen kindischen Gang, und ließ meine armen Eltern inzwischen über hundert unausführbaren Projekten sich den Kopf zerbrechen. Unter diesen war auch der einer Wanderung ins Gelobte Land, zu meinem größten Verdrusse — zu Wasser worden. Endlich entschloß sich mein Vater, alle seine Habe seinen Gläubigern auf Gnad und Ungnad zu übergeben. Er berief sie also eines Tags zusammen, und entdeckte ihnen mit Wehmuth, aber redlich, seine ganze Lage, und bat sie: In Gottes Namen Haus und Hof, Vieh, Schiff und Geschirr zu ihren Handen zu nehmen, und seinetwegen ihn, nebst Weib und Kindern, bis aufs Hemd auszuziehen; er wolle ihnen noch dafür danken, wenn sie nur einmal ihn der unerträglichen Last entledigen. Die meisten aus ihnen (und selbst diejenigen welche ihm mit Treiben am unerbittlichsten zugesezt hatten) erstaunten über diesen Vortrag. Sie untersuchten Soll und Haben; und das Facit war, daß sie die Sachen bey weitem nicht so schlimm fanden, als sie sich's vorgestellt; so daß sie ihn alle wie aus Einem Munde baten: Er soll doch nicht so kläglich thun, guten Muths seyn, sich tapfer wehren, und seine Wirthschaft nur so emsig treiben wie bisher; sie wollen gern Geduld mit ihm tragen, und ihm noch aus allen Kräften bera-

then und beholfen seyn: Er habe eine Stube voll braver Kinder; die werden ja alle Tag' grösser, und können ihm an die Hand gehn; was er mit diesen armen Schaafen draussen in der weiten Welt anfangen wollte? u. s. f. u. f. Allein mein Vater unterbrach sie in diesen liebreichen Aeusserungen ihres Mitleids alle Augenblick': „Nein, um Gottes Willen, Nein! — Nehmt mir doch „die entsetzliche Burde ab — Das Leben ist mir so ganz „erleidet! — Auf's Besserwerden hoft' ich nun schon drey„zehn Jahr vergebens. — Und kurz, bey unserm Gut hab' „ich nun einmal weder Glück noch Stern. — Mit sauerm „Schweiß, und so vielen schlaflosen Nächten, grub' ich „mich nur immer tiefer in die Schulden hinein. — Geb „wie ichs machte, da half Hausen und Sparen, Hun„ger und Mangel leiden, bis aufs Blut arbeiten, kurz „Alles und Alles nichts. — Besonders mit dem Vieh „wollt's mir durchaus nie gelingen. Verkauft' ich die „Küh' um das Futter versilbern zu können, und dar„aus meine Zinse zu bestreiten, so hatt' ich dann mit „meiner Haushaltung, die ausser dem Güterarbeiten kei„nen Kreuzer verdienen konnte, nichts zu essen, wenn „ich gleich die halbe Losung wieder in andre Speisen „steckte. — Schon von Anfang an mußt' ich immer Tag„löhner halten, Geld entlehnen, und aus einem Sack „in den andern schleuffen, bis ich endlich mich nicht „mehr zu kehren wußte. — Noch einmal, um Gottes „Willen! Da ist all mein Vermögen. Nehmt, was Ihr „findet, und laßt mich nur ruhig meine Strasse ziehn. „Mit meinen ältern Kindern wird's mir wohl möglich „werden, uns allen ein schmales Stücklein Brod zu er„werben. Und wer weiß, was der l. Gott uns noch für „die Zukunft bescheert hat„! Als nun endlich unsere Gläubiger sahen, daß mit meinem Vater anders nichts anzufangen wäre, nahmen sie das Dreyschlatt mit aller

Zubehörd gemeinschaftlich zu ihren Handen, setzten einen Gildenvogt, liessen einen neuen Ueberschlag machen, und fanden wieder: Daß einmal da kein grosser Verlust herauskommen könnte. Sie schenkten darum dem armen Aeti nicht allein allen Hausrath, Schiff und Geschirr, sondern baten ihn auch, bis sich ein Käufer fände, weiter auf dem Gut zu bleiben, und es um billigen Lohn zu bearbeiten. Dieser bestuhnd, nebst freyer Behausung, und Holzes genug, in der Sömmerung für acht Kühe, und Grund und Boden, zu pflanzen was und wie viel wir konnten und mochten. Itzt war meinem Vater wieder so wohl als wenn er im Himmel wäre; und was ihm noch am meisten Freud' machte, seine alten Schuldherren waren fast noch zufriedner als er, so daß von dem ersten Augenblick an keiner ihm nur nie eine saure Miene gemacht. Wir hatten ein recht gutes Jahr, und konnten, neben unsrer Güterarbeit, noch eine ziemliche Zeit für's Salpetersieden entübrigen, das ich nun ebenfalls lernte, als mein Vater einst an einem Bein Ungelegenheit hatte, und hernach wirklich bettliegerig ward. Die Schmerzen nahmen täglich so sehr überhand, daß er eines Abends von uns allen Abschied nahm. Endlich gelang es doch dem Herrn Doktor Müller aus der Schomatten ihn wieder zu curiren; derselbe that solches nicht nur ganz unentgeldlich, sondern gab uns noch Geld dazu. Der Himmel wird es ihm reichlich vergelten. — Inzwischen zeigte sich ein Käufer zum Dreyschlatt. Wir waren im Grund alle froh, diese Einöde zu verlassen; aber niemand wie ich, da ich hofte, das strenge Arbeiten sollt' nun einmal ein End nehmen. Wie ich mich betrog, wird die Folge lehren.

XXVI.

Wanderung auf die Staig zu Watrweil.

(1754.)

Mitten im Merz dieses Jahrs zogen wir also mit Sack und Pack aus dem Dreyschlatt weg, und sagten diesem wilden Ort auf ewig gute Nacht! Noch lag dort klaftertiefer Schnee. Von Ochs oder Pferd war da keine Rede. Wir mußten also unsern Hausrath und die jüngern Geschwister auf Schlitten selbst fortzügeln. Ich zog an dem meinigen wie ein Pferd, so daß ich am End fast athemlos hinsank. Doch die Lust, unsre Wohnung zu verändern, und einmal auch im Thal, in einem Dorf, und unter Menschen zu leben, machten mir die saure Arbeit lieb. Wir langten an. Das muß ein rechtes Canaan seyn, dacht' ich; denn hier guckten die Grasspitzen schon unterm Schnee hervor. Unser Gütlin, das wir zu Lehen empfangen hatten, stuhnd voll grosser Bäume; und ein Bach rollte angenehm mitten durch. Im Gärtlin bemerkt' ich einen Zipartenbaum. Im Haus hatten wir eine schöne Aussicht das Thal hinauf. Aber übrigens, was das vor eine dunkle, schwarze, wurmstichige Rauchhütte war! Lauter faule Fußboden und Stiegen; ein unerhörter Unflath und Gestank in allen Gemächern. Aber das alles war noch nichts gegen den lebendigen Einsiegel, den wir im Haus haben mußten: Ein abscheuliches Bettelmensch, das sich besoff, so oft es ein Kirchenalmosen erhielt, und auf diese Art zu Wein kam; dann in der Trunkenheit sich mutternackt auszog, und so im Haus herumsprang und pfiff; auch, wenn man ihm das geringste einreden wollte, ein Fluchen und Lamentiren erhob, wie eine Besessene; weswegen es zwar zum öftern den Rinderriemen bekam,

das aber nur aus Uebel ärger machte. Dieß Ungeheuer war dann noch über alles aus sehr erpicht auf junge Leuthe, und wollte — Puh! mir schaudert's jetzt noch — auch mich anpacken. Das war für mich eine ganz neue Erscheinung; ich redte mit meinem Vater davon, doch ohne jener Versuchung eigentlich zu erwähnen; der sagte mir dann, was eine Katze sey. Nun bekam ich erst einen solchen Eckel vor diesem Thier, daß mir ein Stich durch alle Adern gieng, so oft es mir unter Augen kam.

XXVI.

Göttliche Heimsuchung.

Wenige Tage nach unsrer Ankunft ward ich mit einem heftigen Frost und Fieber befallen. Ob mir das plötzliche Vertauschen der frischen Bergluft mit der im Thal, oder die unreinliche Wohnung, oder dann ein schon mitgebrachter Stoff dazu im Körper, oder endlich gar der Abscheu vor dem entsetzlichen Geschöpfe, das Uebel zugezogen, weiß ich selbst nicht. Einmal zuvor war, ausser etwa leichten Kopf- und Zahnschmerzen, jedes andre Uebelbehagen mir ganz unbekannt. Man ließ den lieben Herrn Doktor Müller kommen; er verordnete mir eine doppelte Aderlässe, zweifelte aber gleich beym ersten Anblick selber an meinem Aufkommen. Am dritten Tag glaubt' ich, nun sey's gewiß mit mir aus, da mir mein armer Kopf beynahe zerspringen wollte. Ich rang, wimmerte, krümmte mich wie ein Wurm, und stuhnd Höllenangst aus: Tod und Ewigkeit kamen mir schröcklich vor. Meinem Vater, der sich fast nie von mir entfernte, und oft ganz allein um mich war, beichtete ich in einem solchen Augenblick alles was mir auf dem Herzen lag, sonderlich auch wegen den Verfolgungen des vorerwähnten Unholds, der mir viel zu schaffen machte.

Der gute Aeti erschrack entsetzlich, und fragte mich: Ob ich denn mit dem Thier etwas Böses gethan? „Nein, „gewiß nicht, Vater „! (antwortete ich schluchzend) „aber „das Ungeheur wollt' mich eben dazu bereden; und ich „hab's dir verschwiegen. Das nun, fürcht' ich, sey eine „grosse Sünd' „. „Sey nur ruhig, mein Sohn „! (versetzte mein Vater) „Halt' dich im Stillen zu Gott. Er „ist gütig, und wird dir deine Sünden vergeben „. Dieses einzige Wort des Trosts machte mich gleichsam wieder aufleben. O wie eifrig gelobt' ich in diesem Augenblick, ein ganz andrer Mensch zu werden, wenn ich's länger auf Erden treiben sollte. Indessen gab's noch verschiedene Ruckfälle: Einmal wußt' ich 24. Stunden lang nichts mehr von mir selber; aber dieß war die Crisis. Beym Erwachen fühlt' ich zwar meine Schmerzen wieder, doch in weit geringerm Grade; und was für mich viel wichtiger war, die bangen angsthaften Gedanken blieben völlig aus. Der Doktor fieng an Hoffnung zu schöpfen, und ich nicht minder; und kurz, es ließ sich täglich mehr zur Besserung an, bis ich (Gott und meinem geschickten Arzt sey's ewig gedankt) freylich erst nach ettlichen Wochen, wieder ganz auf die Beine kam. Aber das Thiermensch, das wir im Haus hatten, und dulden mußten *), war wir itzt unausstehlicher als jemals. Mich und alle meine Geschwister überhäufte es mit den unfläthigsten Schimpfworten. Während meiner Krankheit sagte es mir oft ins Gesicht: Ich sey ein muth-

*) In unsern Schweitzerlanden (wo von einheimischen Armen, auch von dem Auskehrigt selbstverschuldeten Elends, niemand ganz rath- und hülflos sich selbst überlassen wird) ist es nichts seltenes, daß, zumal in den geringern Dorfscommunen, wo von Gemeind wegen für solche Geschöpfe nicht gesorgt werden kann, der Privatus, bald der Kehre nach unentgeldlich, bald um ein geringes Jährliches, ihnen Dach und Kost geben muß.

williger Bankert; es fehle mir nichts; man sollte mir statt Arztneyen die Ruthe geben, u. d. gl. Ich bat also meinen Vater, so hoch ich konnte: Er soll doch die Creatur uns vom Hals schaffen, sonst könnt' ich in Ewigkeit nicht vollkommen gesund werden. Aber es war unmöglich; vor einmal wollt' sie uns niemand abnehmen. Wenn sie's gar zu schlimm machte, liessen wie sie, wie gesagt, karbatschen. Aber zuletzt wollt' uns auch diesen Dienst niemand mehr leisten; denn jedermann fürchtete sich vor ihr, wie vor dem bösen Geist. Mit guten Worten kam man ihr gewissermaassen noch am leichtesten bey. Was indessen mir als die allerherbste Prüfung vorkam, war dieses: Daß ich und meine Geschwister in ihrer Gesellschaft mit Baumwollen-Kämmen und Spinnen unsern Feyrabend machen mußten. Sobald aber der Sommer heranrückte, half ich mir damit, daß ich meine Arbeit, so viel's immer die Witterung zuließ, ausser dem Haus verrichtete.

XXVII.

Jetzt Taglöhner.

„Danke deinem Schöpfer„! (sagte inzwischen eines Tags mein Vater zu mir) „Er hat dein Flehen erhört, „und dir von Neuem das Leben geschenkt. Ich zwar, „ich will dir's nur gestehen, dachte nicht, wie du, Uli, „und hätt' dich und mich nicht unglücklich geschätzt, „wenn du dahingefahren wärst. Denn, Ach! Grosse „Kinder, grosse Sorgen! Unsre Haushaltung ist über„laden — Ich hab' kein Vermögen — Keins von Euch „kann noch sicher sein Brodt gewinnen — Du bist das „Aelteste. Was willst du nun anfangen? In der Stube „hocken, und mit der Baumwolle handthieren, seh ich „wohl, magst du nicht. Du wirst müssen tagmen *)„.

*) An andern Orten der Schweitz tagwen, um den Taglohn Bauersknechten-Dienste verrichten.

„Was du willst, mein Vater„! antwortet' ich: „Nur, „ja, nicht offenbruten„! Wir waren bald einig. Der damalige Schloßbauer, Weibel K. nahm mich zum Knecht an. Von meiner überstandenen Krankheit war ich noch ziemlich abgemattet; aber mein Meister, als ein vernünftiger und stets aufgeräumter Mann, trug alle Geduld mit mir, um so viel mehr da er eigne Buben von gleichem Schrot hatte. Die meiste Zeit mußt' er seinen Amtsgeschäften nach; dann gieng's freylich oft bunt über Eck. Indessen gab er mir auch blutwenig Lohn, und die Frau Bäurin ließ uns manchmal bis um 10. Uhr nüchtern. Bey strenger Arbeit aber erhielten wir auch immer bessre Kost. Bisweilen brachten wir ihm etwas Wildpret, einen Vogel oder Fisch nach Haus; das ließ er sich vortreflich schmecken. Eines Tags erbeuteten wir ein ganzes Nest voll junger Krähen; die mußt' ihm seine Hausehre wunderbar präpariren. Er verschlang mit ungeheurer Lust alle bis auf die letzte. Aber mit Eins gab's eine Rebellion im Magen. Er sprang vom Stuhl, und rannte todtblaß und schnellen Schrittes den Saal auf und nieder, wo die Füß und Federn noch überall zerstreut am Boden lagen! Endlich schneutzt' er uns Buben mit lächerlichem Grimm an: „Thut mir das Schin„derszeug da weg, oder ich k** Euch hunderttausend „Dotzend von Euern Bestien heraus. Einmal in mei„nem Leben solche schwarze Teufel gefressen, und nim„mermehr„! Dann legte sich der launigte Mann zu Bethe, und mit einem tüchtigen Schweiß gieng alles vorbey.

Auch mein Bruder Jakob verrichtete um die nämliche Zeit ähnliche Knechtendienst'. Die Kleinern hingegen mußten in den Stunden neben der Schule spinnen. Unter diesen war Georg ein besonders lustiger Erzvogel. Wenn man ihn an seinem Rädchen glaubte, saß er auf

einem Baum, oder auf dem Dach, und schrie Guckuck! „Du fauler Lecker„! hieß es dann etwa von Seite der Mutter, wenn sie ihn so in den Lüften erblickte; und von seiner: „Ich will kommen wenn du mich nicht schla„gen willst; sonst steig' ich dir bis in Himmel auf„! Was war da zu thun? Man mußte meist des Elends lachen.

Die Fortsetzung nächstens.

III.

Alte Zürchersche Statuten über die Hochzeiten.

(Fortsezung s. Mus. III. Jahrg. 6. Heft. S. 495. u. ff.)

1604. 23. Jun. C. S.

Auf ein Gravamen des Frühlingssynodus hin ward erkennt: „Die grossen Hochzyt betreffend, sind diesel„ben denen uff der Landschafft nit allerdings abzestriken, „diewyl die Kilbinen (die sy ungern faren lassen) auch „abgestelt sind. Aber in der Statt soll man sähen, daß „unmaß unnd wul abgestelt, unnd ob den Mandaten „etwas besser gehalten werd„.

Verkhündt, Sontags den 8. Sept. 1605.

1. Es mag einer seine Hochzeit halten, wo er will, in seinem eignen Haus oder anderstwo.

2. Mag er „von unnd uß syner brut früntschaft, „wie auch von gsellen und gspilen von knaben und töch„tern, deßgleichen tauffgöttinen und gotten, und nach„buren, überal mehr nit denn zehen beszter Tisch „an das Hochzyt laden lassen„. Bey 25 ℔. Buß für den Bräutigam, und allenfalls den Wirth, welcher ihm Platz gegeben. „Hiebey aber soll es zu eines Jeden „gfallen stahn, minder personen ze laden„.

3. Und damit ob solcher Ordnung gehalten werde: „So söllent die Stattknecht, wann ein Hochzyth ist, am „Kilchgang die glid von manen, frawen, knaben und „töchtern ordentlich abzellen, unnd sontsten by der mal„zyth daruf flyßig achtung haben. Und wo sy findent, „das einer über zehen Tisch oder hundert personen ge„laden ꝛc. denselbigen dem Obersten Knecht leiden, der „alsdann beiden, dem brütgam und dem wirt ꝛc. die „vorbestimpt buß gestrax abnemmen, unnd daran nie„mand verschonen „.

4. Wer Hochzeit oder Nachhochzeit im Wirthshaus hält, soll die Gäste nicht „gaben „, sondern jeden seine Uerte zahlen lassen. Werden hingegen solche Anlässe in eigenen oder auf Zunft- und Gesellschaftshäusern gefeyert, so mag man sich, wie bräuchig, „gaben „ lassen.

5. Bey dem Verbot der Schenkenen an den Hochzeittagen, hat es laut den Satzungen von 1585. u. s. f. sein Bewenden.

6. Und eben so in Ansehung der Nachhochzeiten, mit der Erläuterung von 1592.

7. Wenn aber einer keine geladene Hochzeit hätte, mögen seine Freunde ihm eine Schenke halten, so wie es die Ordnung von 1585. ꝛc. bestimmt.

8. Die fremden Handwerker u. s. f. betreffend, welche allhier mit Burgerstöchtern oder Dienstmägden Hochzeit halten, bleibt es ebenfalls bey besagter Ordnung.

9. und 10. Und eben so in Ansehung der beyden Artickeln: Daß Landleuthe nicht, wohl aber Burger die innert den Kreutzen sitzen, in der Stadt Hochzeit haben mögen.

11. Auch Execution und Busse sind die nämlichen. Nur ist hier der Oberste Knecht allein zum Aufseher, und die Stadtknechte zu Einzeuhern bestellt.

12. Wie lang die Mahlzeiten dauern sollen, wird hier-

nicht mehr mit der Pünktlichkeit von 1594. bestimmt; sondern es heißt lediglich: „Man soll zum Imbiß und „Nachtmal nit so lang, wie etwan beschehen, sitzen, „sonders zu rechter Zyt ufstahn, und sich eins zimli„chen vernügen lassen „.

13. Und noch an einer andern Stelle wird das Weinabfodern der jungen Mannschaft an den Bräutigam, als ein unnöthiger Kosten für diese, und ein neuer Anlaß zum Schlemmen für jene, abgestrickt. Bey 1. March Silbers Buß für den Forderer und Geber, und bey 10. ß. für jeden, der bey solchen Anläßen mittrinken hilft.

Stadtcanzleybibl. Tom 91. fol. 185. u. ff.

Im Synodo May 1608.

Glaubten einige Mitglieder der Versammlung, daß man acht Tage vor und nach den hohen Festen keine Ehen einsegnen sollte. Andere hingegen meynten: „Wyl „Gott den heiligen Eestand eingesetzt, und den an kein „zyt gebunden, sölle deßhalben nach Bapstischem bruch „die Een inzefüren dheine tag ußgeschlossen, und aber „darnebend aller wul an Hochzyten mit allem ernst abgestelt werden, und dann die Obervögt nit gwalt haben, sachen, deren sy nit befügt, zu erlauben „.

F. M. A. Tr. 435. B. 3. Nro. 12.

Hierauf wurde, unterm 6. Oct. d. J. C. S. erkennt: „Diewyl inn allen sachen ein underscheid zu halten, „unnd vonnöten ist, daß ein præparation vor empfachung „des heiligen Nachtmaals beschehe, unnd dann nit den „nechsten daruf aller wul mit Hochzyten fürgenommen „werde; da allerley lychtfertigkeiten mit überfluß inn „äßen und trincken, auch den täntzen fürgadt: Da so „ist MGHerren meinung, das zu fürkhommung allerleyg „ergernuß allenthalb inn Statt und Land nun fürohin „dheine Een mehr 14. tag vor unnd nach den drygen

„hochzyt-

„ hochzytlichen (hohen) Fästen söllind ingefürt werden.
„ Welliches den Herren Predicanten gemeinlich in khünf-
„ tigem Synodo zu Jr aller Nachrichtung anzeigt, unnd
„ darwider weder von Jnen noch den Obervögten kheins-
„ wegs mehr gehandelt werden (soll) „.

Mandat und Vermahnung zum Christenlichen Kilchgang und aller Ehrbarkeit. C. D.

Verkündt in der Stadt, Sonntag 13. Dec. 1609.

(Gedr. 4°.)

Bestäthigung der Ordnung von 1598. Nur werden dießmal die Uerten an Hochzeiten, die man in Wirthshäusern hält, für die Mannspersonen auf 20. ß. für Frauen auf 16. ß. für Töchter auf 10. ß. gesetzt. Bey 10. Pfund Buß für den Bräutigam, der noch aus seinem Seckel etwas darauf geben, und 25. Pfund für den Wirth, der solches fodern oder annemmen, oder sich kurz an obiger Taxa nicht begnügen würde.

„ So soll auch (heißt es) an dem Hochzytznacht, so
„ man die Brut heimbfhürt, niemand ins Brütgams
„ huß zum schlaaftrunck gahn, dann allein die nechsten
„ Verwandten, so dahin berüfft und geladen sind, und
„ hiemit der unverschempt zulauff von anderen unberüff-
„ ten, es syge Junge Gesellen oder ander lüth, abge-
„ strickt syn „.

„ An einem Nachhochzyt uff den Abendt, soll mengk-
„ lich heimbgahn, uud man nit mehr dann etwan ein
„ oder zwen tisch zum Nachtmal der nechsten Verwandten
„ halten mögen „.

„ Und alsdann mit den Schenkenen an Hochzyten je
„ lenger je mehr unordnung ingerissen, da dann nit nun
„ die Hochzytlüth den nechsten ab dem Jmbißmal uff ein
„ Zunfft ald Gsellschaft zum Abendtrunck und Schencki

„ gahnd, sonders auch von ander lüthen, die nit am „ Hochzyt sind, ein grossen zulauff und wül git, und „ also darmit über einen Brütgam vil unnüzer costen „ gadt, und die welt je lenger je unverschembter ist. So „ habend UGHerren, uß denen und andern mehr ursa„ chen, sölliche Hochzytschenckinen als ein überflüßig ding „ zu der jetzigen zyt allerdings abgestelt, also daß die nit „ mehr gehalten werden, sonders daß man nach geende„ tem Hochzyt-Imbißmal ufstahn unnd hinweggahn sölle. „ Es weren denn etwan frömbde lüth an einem Hochzyt „ verhanden, denen zu ehren mag volck zu einem tisch „ oder zwen zum Abendtrunck belyben. Es soll aber „ nit über den Brütgam gahn, sonder ein jeder syn ür„ ten selbs zalen „.

„ Mit den Eetagen und Glückwünscheten den Hochzy„ terinen soll man auch maß und bescheidenheit bruchen, „ und der nüw bruch mit dem spaten nächtlichen laden „ der knaben und töchteren an die Glückwünscheten hie„ mit abgestrickt syn. Wil man aber uff söliche zyt zu „ einem rechten nachtässen etliche berüffen, das laßt man „ beschechen. Doch soll mengklich abents umb zechne „ heimbgahn oder gestraft werden „.

Synodalgravamen des Frühlingssynodus 1610.

Das Capitel am Zürichsee klagt abermals über den Mißbrauch der grossen Hochzeiten; und daß man am Sonntag vor offener Gemeind an solche Festine laden lasse. Da laufe dann alles, Junges und Altes zu; „ gebe ein grossen wul, dempfen und töffen; werdint „ tänz angericht, krämerläden und ständ ufgericht; Inn„ summa gange aller mutwillen, lichtfertigkeit und un„ fug für, nnd werde auch an söllichen tagen der kinder„ bericht verhinderet. Es sey demnach hohe notdurft,

„ söllich unmaaß abzestellen, oder dahin die sach ze rich-
„ ten, das man in der wochen hochzyt halte „.

F. M. A. Tr. 435. B. 3. Nro. 14.

Landmandat vom 11. Augstm. 1611.

(Gedr. in Fol.)

„ Mit den Hochzyten uff unser Landschafft wirt „ auch grosse unordnung und überfluß ꝛc. gebrucht, auch „ etwan gantze Gmeinden ꝛc. geladen, und grosser wül „ und unmaß getriben, welliches einest, da vil besser „ und wolfeilere zyten gsyn, nit beschehen were „. Hier wird der dießfällige Artickel der Ordnung von 1580. wiederholt, und die Busse natürlich auch auf jenen neuen Mißbrauch erstreckt; mit dem Anhang: „ Es möcht „ aber einer hierinnen dermassen handlen, man wurd „ inne höcher straaffen „.

Mandat und Vermahnung zum Christenlichen Kilchgang und aller Ehrbarkeit. C. D.

(Verkündt in der Stadt im Julio 1616.)

Wörtliche Wiederholung des dießfälligen Artickels des Mandats von 1609.

Sabbatmandat vom 23. Jul. 1620. C. D.

Sodann ist unverborgen, und erfart man täglich, wann an den Sontagen, es syge ze Statt ald Land, Hochzyt gehalten werdent, das uff sölliche Tag, di man (wie vorgemeldet) Gott zu synen Ehren fyren soll, alle Ueppigkeit, Lychtfertigkeit, Füllery, und uß derselben Hader, Zerwürfnuß, und etwan Todtschleg erwachsend; daruß dann ferner entstohnd schwere Rechtshändel, grosser Abgang und Verderben der Hußhaltungen, und Fy-

gendtschaften ganzer vernachbarter Gmeinden. Wann dann die hoche nothdurft erforderet, daß dem allem ꝛc. fürkommen ꝛc. werde, wie dann die Eerbarkeit inn Statt und Landschafft gmeinlich ab söllichem ergerlichen Wäsen ꝛc. ein sonderbar Mißfallen tragt, und um oberkeitliches Insechen ein gottselig Verlangen hat. Da so ꝛc. wellent UGHerren: „ Daß nun fürohin in ir Statt und Land„ schaft die Hochzyt an Sontagen gar abgestellt syn söl„ lind, und man allein an den Zinstagen, so auch zum „ Bättag (Gottesdienst) geordnet, oder anderen Tagen „ in der Wuchen, nach jedes Orts Gelegenheit die Hoch„ zyt halte. Doch, daß zu Verhütung vil Costens, „ sonderlich bey diser jetzigen schweren Zyt ꝛc. uff der „ Landschaft einer ein Tag allein Hochzyt halten sölle „. Hiemit wirt mancher junge Gsell und Dienstknächt von dem ingerißnen Wuhl abgezogen, und daheimb ob syner Arbeit behalten, der sondst an Sontagen erzeltem Unwäsen mehrmaln zu synem Unglück nachzogen ist; und wirt dardurch auch annder Unheil ꝛc. vermitten, und der Sontag nach dem Gebot Gottes zu dest mehrer Erlangung synes göttlichen Sägens rächtgschaffen geheiliget.

Stadtcanzleybibl. Tom. 91. fol. 297.

IV.

Pindars neunte Pythische Ode.

Auf Telesikrates, Waffenlaufs-Sieger von Cyrene.

Str. 1.

Mich lüstet mit Hülfe der schlankbildigen Charitinnen anzukündigen den erzbeschildeten Sieger in Pythia, Ihn Telesikrates zu preisen und seine Bekrönung der ritterlichen Cyrene. Sie ists, die ehedem aus winddurchsaus-

ten Pelius-Thalen der lockige Latoid' entführte auf seinem goldenen Wagen, war gleich die Jungfrau wildschüchtern. Er schuf sie bald zur Herrscherinn des heerdenreichen und getraidevollen Geländes, blühend zu wohnen im dritten Wurzelreiche des festen Landes.

Antistr. 1.

Aphrodite die Silberfüßige bewillkommete den Delischen Gast, und berührte den Wagen, eines Gottes Kunstwerk, mit ihrer leichten Hand; warf dann beyden sogleich auf süß gespreitetem Bette die liebliche Schaam zur Decke hin; worunter der Gott mit ihr verschlungen in Hochzeit zerfloß, die des mächtigen Hypseus Tochter war. Damals war dieser der kriegerischen Lapither König, der zweyte heroische Abkömmling vom Oceanus. Ihm hatte in Pindus berühmten Thalgeländen sie die freudige Najade Creusa gebohren, im Flußbette Penevs die der Erde Tochter war.

Epod. 1.

Groß gezogen ward von diesen ihre Cyrene, am Glanz der weissen Arme gekannt. Aber nie liebte das Mädchen der Webgestühle Wechselgang, nie der Gastmähler Lustigkeit mit häuslichen Gespielen: Sondern mit ehernem Wurfspiesse streitend und mit dem Schwerdte tödtete sie wilde Bestien, tiefe, volle Friedensruhe zu schaffen der väterlichen Rinderheerde; auch ließ sie wenig den süssen Lagerschlaf weilen auf den Augenlidern, wann eh das Frühlicht dämmerte.

Str. 2.

Unbewaffnet traf einst Apollo sie an, der Gott des breitschweifigen Bogens, da sie eben auf einsamem Platz einen grimmigen Löwen bekämpfte. Gleich

rief seine Stimme Chiron aus seiner Wohnung so: „Ver„laß, Phillyride! die feyerliche Grotte; bewundre den „Muth und die Kraft eines Mädchens, wie sie mit „furchtlosem Haupte den Streit führt, über jungfräu„lichen Schmerz erhaben ihr Herz trägt, die Brust von „Schrecken unbestürmt! Wer von den Sterblichen zeugte „sie? Welchem Stamm entpfropft

Antistr. 2.

„bewirbt sie der schattigen Berge Geheimplätze? „Und kostet da das Liebliche so unbeschränkter Thatkraft? „Läßt sich ohne Entheiligung Hand an sie legen? Ihres „Beylagers honigter Kranz pflücken„? Ihm ertheilt der ernstgefällige Centaur, das ruhige Augbraun mit Freundlichkeit umzogen, unverweilt seinen Gedankenrath: „Es „liegen, o Phöbus! verborgene Beredungsschlüssel im „klugen Ausdruck der heiligen Liebesgefühle. Bey Göt„tern aber und Menschen gilt züchtige Scheue beym er„sten Genuß hochzeitlicher Lust.

Epod. 2.

„Dich, den kein Falsch berühren darf, hat jetzt ein „zärtlicher Trieb zu dieser Rede bewogen. Weßwegen „aber, o König, befrägst du um ihr Geschlecht mich, „der du aller Dinge gewisses Ziel kennst, und jeden Lauf „der Welt, und wie viel lenzliches Laub die Erde her„vortreibt, und wie viel Sandkörner am Meer' und in „Flüssen vom Stossen der Wellen und Winden sich drehn; „und was in der Zukunft und aus welchem Ursprung „es entsteht, durchschauest du alles. — Soll ich denn „aber mir auch die Gestalt des Weissagers geben, so

Str. 3.

„sprech ich: Des Mädchens Mann zu werden kamst „du heut in dieß Thal, und wirst übern Pontus sie zum

„schönsten der Gärten Jovis versetzen. Einst wird durch „dich sie Staatesherrscherinn, hast nur erst du ein Volk „Insulaner dorthin gesammelt, auf jene Höhe von Fel„dern umzingelt. Itzt aber wird in voller Bereitschaft „das wiesenvolle Libyen die rühmliche Braut in 'gold„nem Haus empfangen. Da wird ihr unverzüglich ein „Theil des grossen Landes zum rechtlichen Eigenthum, „dem's weder an allartiger Gewächse Frucht noch selte„nem Wilde gebricht.

Antistr. 3.

„Den Sohn den dir bald sie gebiert, empfängt der „erlauchte Merkur und trägt ihn den schöngethronten Ho„ren und der Erde, entnommen der Mutter, zu. Jene „setzen sich ihn, das theuerste Schooßkind, auf die „Kniee, beträufeln ihm mit Nektar und Ambrosia die „Lippen und schaffen ihm Unsterblichkeit, als wär' er „ein Zevs, ein Apoll, den sie nachmals die Lust der „Freundschaft, der Schaafe Geleiter, Jäger und Feld„mann zugleich, ihren Aristäus heissen „. So sprach er und muthet ihn an zur lieblichen Hochzeit-Vollziehung.

Epod. 3.

Schnell ist der eilenden Götter Betrieb. Kurz ihre Wege! Alljenes vollendete der einzige Tag. Im goldbezognen Brautgemache Libyens genossen sie sich, da wo seither diese schönste Stadt es umschließt, von der der Wettkämpfe Ruhm in ferne Länder fliegt. Dießmal durchdrang sie Karneades Sohn mit zweigevollstem Glück, von Pytho, der Göttlichen, her; da hat er siegend seine Cyrene groß gezeigt. Wie freudenvoll empfängt sie ihn, der auch von Delphi schon, der schönen Frauen Heimath, die lustreichsten Ehren herbeyzog.

Str. 4.

Solch gewaltige Tugenden sind allemahl erzählungsvoll. Sie aber kurz aus Reichhaltigkeit emporzubilden ist Kunst die allein des Kenners Ohr erwirbt; und wohlgewählte Zeit entscheidet dabey mit Uebermacht. Auch Thebä erfuhr's, die Siebenpfortige, da Jolaus sie achtsam ergriff, und gleich, sobald er Eurystheus Kopf mit der Schärfe des Schwerdtes hatt' abgeschnitten, von ihr verborgen ward, am Grabmahl des wagenberühmten Amphitruo. Denn da lag dieser Ahne, der Gast der Sparten, der ehedem sich in die Gassen der Kadmeer herüber verpflanzte, wo stets die hellen Schimmel traben.

Antistr. 4.

Von ihm und Zevs umarmt gebahr Alkmena die Kluge in Einer Genesung die Kriegerkraft jener Zwillinge. Stumm ist und gedankenlos, wem zu Herkules Preise die Lippe nicht aufbricht; wer der dirceischen Quellen vergißt an denen Herkul und Iphikles erzogen sind. Mög' ich, gelübdegetreu, von ihnen ein vollkommenes Gedicht stimmen, durch ihre Gunst ein Glücksgenoß. O ja! zu keiner Zeit soll mich der glorwürdigen Huldgöttinnen reines Licht verlassen. — Ich spreche davon, wie jetzt der Sieger zum dritten Male zu Egina und auf Nisus Anhöhe seine Stadt verherrlicht hat,

Epod. 4.

und vermeide thätlich den Vorwurf zum Schweigen verdammter Erschöpfbarkeit. Ist unter den Bürgern ein Freund, ist irgend ein Uebelwollender da, noch darf er, was gemeinsam nützlich dem Staate geschah, nicht verbergen; darf nie des alten Meergottes Spruch verletzen, zu loben auch den Feind, mit Freywilligkeit und Recht, um seine schöne Handlungen. Ich aber, ich sah dich

allermeist an bestimmten Festen der Pallas siegen; ich sah die verschwiegenen Wünsche jeder Jungfrau für Gatte oder Sohn, Telesikrates! bey deinem Anblick.

Str. 5.

Bey Olimpia so, und bey den Wettkämpfen im Schooße der Thäler, und in den Landesgegenden hier umher. Mich aber dringt es im Geist, indem ich meinen Gesangdurst lösche. Mich ruft da die Ehre deiner alten Ahnen; wie groß sie einst, gehorchend der Libyschen Frau, nach Irasa giengen, zur Stadt des Antäus, zu werben um die berühmte Jungfrau mit den schönsten Haarlocken. Nach ihr verlangten die treflichsten Männer in Menge, Männer verwandter Geschlechter und fremder. Auch riß ihre Schönheit

Antistr. 5.

ins Erstaunen. Ihrer goldbekränzten Jugend Frucht zu pflücken sehnten sie sich. Allein ihr Vater, um noch herrlichere Heurath ihr zu stiften, entsann sich, wie Danaus einst in Argos für acht und vierzig Töchter vor Mitte des Tages ein allerschnellstes Verlöbniß erlangte. Er stellte die sämtliche Reihe geschwind auf Zielplätze laufenden Kampfs, und hieß zum belohnenden Preis der Schnelligkeit der Füsse sie eifern, welche der Töchter sich jeder erwürbe, der ihm sich erboten zum Eidam.

Epod. 5.

Eben so gab der Libysche Stammherr dem beßten Bräutigam die Tochter. Er stellte sie auf Eine Linie, geschmückt das hohe Ziel zu seyn; sagte dann mitten unter allen: „Der nehme sie heim, der im Laufe der Erst' „ihren Schleyer berührt„! Da sprang Alexidem, reissenden Flugs; ergriff des reinen Mädchens Hand, und

führte sie durch das Gedräng der Nomaden, der Ritter, und ward beworfen von ihnen mit Menge der Blätter und Menge der Kränze. Auch hatt' er lange bereits von Siegesflügeln die Menge.

Canonicus Tobler.

V.

Kaiser Albrecht vor Zürch.

Sanft im Schooß des Thalgefildes,
Zwischen See und Weingebürg',
Unterm Schutz des Bürgerschildes,
Ruht die Alpentochter Zürch.

Ihres Fleisses Haab' — (Ach, saget,
Was ist, das zu Frevelluſt
Nicht den Wurm, der rastlos naget,
Reitzt in der Tyrannen Brust?) —

Ihres Fleisses Haab' erhitzte
Albrechts Gier — Schon stäubte Kies
Unter Sohl' und Huf', schon blitzte
Wiederstrahlend Schwert und Spies.

Zahllos stürmten Albrechts Ritter
Gegen Zürch; der Berge Haupt,
Dräuend, flammend wie Gewitter,
Deckt das Heer, das sengt und raubt.

Höhnend schau'n sie auf der Bürger
Schaar hinab, berauscht im Wahn
Ihres Sieges, schon als Würger
Wetzend ihren Tiegerzahn.

Was vermag dein Häuflein, gutes
Zürch, und was der Tapfern Bund?
Labt sich nicht an deinem Blute
Morgen schon der Feinde Schlund?

Gott und Zürch! Der Looſung Glaube
Täuscht uns nicht, ist uns der Bürg'

Unsrer Rettung! — Komm und raube
Ihn uns Albrecht: Gott und Zürch!

Leis' im Frauenkreise flüstert
Bey der Kunkel guter Rath.
Von der Dämm'rung Hüll umflüstert
Eilen Dirn' und Weib zur That:

Eilen in das Zeughaus, wählen
Wehr und Rüstung jede flugs;
Männerschmuck und Waffe hehlen
Täuschend schlanken Weiberwuchs.

Unterm Helm' empörend, wallend
Thürmt sich Lock' und Flechtenkranz;
Hell vom blanken Harnisch prallend
Strahlt ihr Bild in Heldenglanz.

Sträubend drängt die weiche warme
Brust sich in den kalten Stahl;
Schwert am Gürtel, Schild am Arme
Geht's hinab vom Waffensaal.

Schimmernd in der Morgenröthe
Purpur, bey der Fahne Wehn,
Ziehn sie; Sang und Horn und Flöte
Hall'n ins Thal und auf die Höh'n.

Sagt Heldinnen, sagt, belebte
Männermuth das zarte Herz
Ungezaubert? Oder bebte
Espenlaub Euch unterm Erz? —

„Mag's doch, wie an's Ey das Däubchen
„Pickt, geklopft uns haben! — Sey's!
„Raubt der Helm und giebt das Häubchen
„Weiblichkeit, des Weibes Preis? —

„Jene bebten mehr! Im Heere
„Zagt die Furcht; schon wähnt sie, Bern
„Send' uns ihre Jugend, mehre
„Unsre Kraft, die Heldinn Bern.

„Ha, sie bebten mehr! Sie kriegten
„Nicht mit uns, es schwieg ihr Drohn.

„ Weiber kamen, sahen, siegten;
„ Stolze Fürstenheere flohn „.
Christian, Graf zu Stolberg.

VI.

Frühlings-Wonne.

Wann im lichten Glanz die Sonne
Prachtvoll auf mich niedersieht,
Und die erste Frühlingswonne
Wieder in den Adern glüht:

Wann die laulicht warmen Lüfte
Neu durchsäuseln die Natur,
Und schon süsse Blumendüfte
Sich verbreiten auf der Flur:

Wann der junge Schmuck der Felder
Rund umher dem Auge lacht,
Und der Lustgesang der Wälder
Meine Seele staunen macht:

Wann im ganzen Schöpfungsreiche
Alles neues Leben fühlt;
In der Luft und in dem Teiche
Fisch und Vogel freudig spielt:

Wann auf Berg, und See und Auen
So mein Blick bewundernd schwebt,
Und bey all' dem Wonneschauen
Sich die Seele höher hebt —

Wann ich dich dann, Schöpfer! denke
In der Ewigkeiten Schoos;
Mich in dem Gefühl versenke,
Wie du bist so gut und groß:

Wie dein Aug mit Vatermilde
Auf die Erde niederschaut,
Und die blumichten Gefilde
Deines Athems Hauch bethaut:

Wie dein Bild aus jeder Pflanze,
Selbst aus jedem Gräschen strahlt;
Sich im hellen Mittagsglanze
Und der Abendwolke mahlt:

Wie, uns Menschen zu beglücken,
Du so schön die Erde schuff'st;
Und uns einst, o welch Entzücken!
Noch in schönre Sphären rufst —

Liebes, ahndungvolles Sehnen,
Das mir dann die Seele füllt,
Daß dem Auge leise Thränen,
Lauter Preis dem Mund entquillt!

Von einem Frauenzimmer.

VII.

Noch ein Zehnd Sinngedichte von Johann Grob.

1.

Prediger.

Itzund gleicht ein Prediger einem Wächter, der die Stunden
In der Nacht mit Rufen meldt. Denn so einer wird gefunden,
Der den Wächter höret rufen, sind wohl hundert oder mehr,
Welche schlafend nichts vernehmen, riefe man gleich noch so sehr.

2.

Halblützel.

Halblützel geht zum Wein, und dieses zwar nicht selten;
Doch ist der arme Tropf deswegen nicht zu schelten.
Ach! dieser Wirthshausgang geschieht nicht ohne Noth —
Er hat in seinem Haus oft weder Wein noch Brodt,

3.

Auf Gebhard.

Eitellieb! Dein junger Sohn hat sich aller Zucht entschlagen;
Seine Bosheit geht so weit, daß sich alle Leuthe klagen.

Da du solches strafen solltest, Gebhard! bist du sehr gelind;
Ja, du darfst zum Kläger sagen: „Ey, was schadt's? Er ist ein Kind,
„Und sein frecher Kindermuth wird doch nicht zu lange währen;
„Meines Söhnleins junges Blut muß wie junger Wein vergähren„. —
Nun, Wohlan! Ich laß es gelten. Aber gleichwohl sorg' ich schier,
Aus dergleichem rauhem Moste — werde schwerlich Malvasier.

4.

Die alte und neue Gerechtigkeit.

Themis hat ihr Angesicht zwar noch immerzu verbunden;
Nur das alt' und neue Band werden nicht gar gleich befunden.
Jenes war von dickem Tuche für der Augen Ueberschlag;
Dieses ist von dünnem Flore, den sie wohl durchsehen mag.

5.

Wilbald.

Wilbald, als er wolbezecht aus dem Weinhaus hergelaufen,
Fand daselbst die Mägde, sich stark mit seinem Weibe raufen.
Wilbald sprach mit lautem Lachen: Meine ganze Lebenszeit
Hat mir nichts so wohl gefallen, als wie dieser H** streit!

6.

Schneider.

Billig wird das Schneiderhandwerk durch das deutsche Land veracht,
Weil es an die Modekleider nicht zugleich auch Schellen macht.

7.

Vom Spiel.

In dem Spielen redlich seyn, wird den Narren zuerkennet,
Und hingegen Spielbetrug wird ein Diebesgriff genennet.
Meide das verfluchte Spielen, wem ein guter Namen lieb —
Denn ein Mann von Ehr und Tugend heisset weder Narr noch Dieb.

8.

Wie man danzen lernt.

Wer das Danzen lernen will, darf nicht fort in Frankreich laufen,
Diese Kunst in fremdem Land um sein deutsches Geld zu kaufen.

Wer sich darin üben will, fange nur zu rechten an:
Dieses giebt so viel zu laufen, daß man endlich tanzen kann.

9.

Von Adelhold.

Mein Landsmann Adelhold erhebt an fremden Orten
Sein' Ankonst und Geburth mit hochgeschraubten Worten.
Man fragt mich hie und da: Ob er die Wahrheit sage?
Ich spreche: Warum nicht? Es liegt ja an dem Tage,
Wie daß sein Stammhaus sich an Alter weit erstrekt,
Da man es zehnmal schon — mit Stroh neu zugedeckt.

10.

Schatz.

Die Jungfraun merken hübsch, wornach die Freyer streben,
Indem sie ihnen gleich desselben Namen geben:
„Ach Schatz, mein güldner Schatz„! — Das Buhlwort zeigt es an,
Ihr Deutschen seyt ein Volk, das nichts verbergen kann.

Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürich haben neu gedruckt.

Allgemeine Blumenlese der Deutschen. Herausgegeben von H. H. Füßli. 6ter Band. 8. 788. 1. fl. 20. kr. J. J. Heß Geschichte der Regenten von Juda nach dem Exilio. 2. Bände; oder der Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu, 11 und 12ter Band. 8. 788. 3. fl. 12. kr. (der 12. und letzte Band wird zur Herbstmesse fertig.) Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Herausgegeben von Albr. Höpfnern. 2 und 3ter Band. Mit Kupfern. gr. 8. 788. 4. fl. 32. F. Neubauers Gesänge mit Begleitung des Claviers. gr. 4. 788. 1. fl. 24. kr. Partitur der Melodien zu dem neuen christlichen Gesangbuch. Oder auserlesene Psalmen und Choralgesänge zu vier Stimmen, mit bezeichnetem Generalbaß zum Gebrauch der Lehrenden und Lernenden. gr. 4 788. Joh. Kasp. Risbeks Geschichte der Deutschen. 2ter Band, fortgesetzt von J. Milbiller. 8. 788. 1. fl. 36. kr. Franz des Soules vollständige Geschichte der Revolution in Nord-Amerika. Aus dem französischen übersetzt von Carl Hammerdörfer. 2. Bände. mit einer Karte. gr. 8. 788. 4. fl. 48. kr. (der 2te Band wird zur Herbstmesse fertig) Sinngedichte der Deutschen. Nebst einem Anhange deutscher Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie und dem Martialis. Herausgegeben von H. H. Füßli 8. 788. 1. fl. 20. kr.

Inhalt.

I. Militärische Beobachtungen über die Schlacht bey Laupen. i. J. 1339. F. L. Haller. S. 321 - 364.

II. Auszüge aus der Lebensgeschichte eines armen Mannes. Fortsetz. S. 365 - 382.

III. Alte Zürchersche Statuten über die Hochzeiten. Fortsetzung. S. 382 - 388.

IV. Pindars neunte pythische Ode. Canonicus Tobler. S. 388 - 394.

V. Kaiser Albrecht vor Zürch. Christ. Graf zu Stolberg. S. 394 - 396.

VI. Frühlings-Wonne. Von einem Frauenzimmer. S. 396 - 397.

VII. Noch ein Zehnd der beßten Singedichte von Johann Grob. S. 397 - 398.

Schweitzersches Museum. 1788.

Vierter Jahrgang. Sechstes Heft.

Zürich,
bey Orell, Gessner, Füßli und Comp.

I.

Der Bullenkrieg.

(Aus der lateinischen Handschrift der Gulerschen Campellischen Geschichte.)

Am Ende des 1571. und mit dem Anfange des 1572. Jahres entstanden in Graubündten gewaltige Unruhen, die sich bis auf ihre Nachbarn verbreiteten, davon einige selbst mitgenommen, andre aber belehret wurden, auf ihrer Hut zu seyn. Die Veranlassung war eine vom Pabst Pius V. den 28ten Hornung 1570. datirte, einem vornehmen Bündtner, dem Docktor beyder Rechte und Freyherrn von Razünß, Johann von Planta von Zernetz ertheilte Bulle, mit der er ihm, seiner Meynung nach, eine nicht geringe Ehre zu erweisen glaubte. Dessen Sohn Conrad, beyder Rechte Docktor und Decan des Hochstifts Chur, soll dieselbe ausgewirkt haben *). Dem sey aber wie ihm wolle, hier ist die Bulle selbst.

Pius, Servus Servorum Dei, ad futuram rei memoriam. Ex injuncto nobis desuper pastoralis officii debito ad ea libenter intendimus, per quæ provisionis nostræ auspiciis

*) Vincenz Quadrio von Ponte im Veltlin soll ihn hierin beßtens unterstützt haben, sagen andere.

beneficia quælibet, præſertim regularia, viris committantur idoneis, qui ſciant, velint, et valeant feliciter regere, et ſalubriter gubernare. „Nuper ſiquidem dilecto Filio, no„bili viro, Joanni a Planta, Domino in temporalibus loci „de Rhaetio, Curienſis Diœceſis, Juris utriusque Doctori, „per alias noſtras literas dedimus in mandatis, ut quaedam „beneficia Ordinis Humiliatorum in Valle Tellina, Comen„ſis Diœceſis, Jurisdictionis Griſonum, a perſonis irregu„laribus er incapacibus occupata, recuperaret; eique etiam „conceſſimus, ut ad illa ſic recuperata, alias perſonas ido„neas, ſub certis modo et forma tunc expreſſis præſentare „poſſet, prout in eisdem literis plenius continetur. Nos, „attendentes ejusdem Joannis fidelitatem et zelum fidei, ac „ſummam erga Nos, et Apoſtolicam Sedem devotionen, „ac propterea eundem Joannem amplioribus favoribus et „gratiis proſequi volentes, ipſumque a quibusvis excom„municationis, ſuſpenſionis et interdicti, aliisque Eccle„ſiaſticis ſententiis, cenſuris et poenis, a Lege, vel ab Ho„mine, quavis occaſione vel cauſa latis, ſi quibus quomo„dolibet innodatus exiſtit, ad effectum præſentium dun„daxat conſequendum, harum ſerie abſolventes, et abſolu„tum fore cenſentes, motu proprio, non ad ipſius Joannis, „vel alterius pro eo Nobis ſuper hoc oblatae petitionis in„ſtantiam, ſed de mera liberalitate, et ex certa ſcientia „Noſtris, ac de Apoſtolicæ poteſtatis plenitudine eidem „Joanni, ut in tota Diœceſi Curienſi et ditione Rhaetorum „Griſonum nuncupatorum, ſive dicta Valle Tellina, vel „Comitatu Clavennae ejusdem Diœceſis Comenſis, omnia „et quæcunque beneficia Eccleſiaſtica, tam ſecularia, quam „quorumvis Ordinum Regularia quomodolibet nuncupata et „qualificata, (etiam ſi illa vel illorum aliqua Monaſteria Ab„batiæ nuncupata Prioratus, Præpoſiturae, et dignitates „fuerint ab hæreticis, vel aliis Laïcis incapacibus, ac „Clericis apoſtatis, aut in eis quomodo libet absque cano-

„nico titulo, ac Noſtra, et dictæ Sedis licentia in iis, quæ „ad Noſtram ipſiusque Sedis diſpoſitionem ſpectant, intru„ſis, ac alias quomodolibet indebite occupata, vel detenta, „ſeu quomodocunque uſurpata, aut aliâs male alienata,) „illorumque bona et fructus cum omnibus juribus et per„tinentiis ſuis univerſis recuperare poſſit, et valeat, ple„nam et liberam auctoritate Apoſtolica tenore præſentium „concedimus facultatem „. Ipſum Joannem ad præmiſſa omnia et ſingula Noſtrum et ejusdem Sedis Syndicum et Procuratorem Generalem, cum omnibus et ſingulis honoribus, oneribus, privilegiis, præeminentiis et facultatibus, aliisque ſolitis et conſuetis creamus, facimus, et conſtituimus et deputamus. Ita quod liceat eidem Joanni detentores, occupatores, et uſurpatores quoscunque, præſertim eos, qui ſe gerunt pro Monachis Monaſterii de Benderen, Ordinis Sancti Benedicti prædictae Diœceſis Curienſis, quod olim Monaſterio S. Lucii Curiæ ejusdem Ordinis, ante ipſius Monaſterii S. Lucii uſurpationem et profanationem per ſectas hæreticorum factas, perpetuo unitum, et poſtea quondam Bartholomeo de Caſtromuro, olim Decano Eccleſiæ Curienſis, tunc in humanis agenti, ad ejus vitam dicta auctoritate commendatum fuerat, et poſt dicti Bartholomei obitum, absque ejusdem Sedis, ad quam ipſius Monaſterii tanquam illi affecti diſpoſitio pertinebat licentia, per eosdem Monachos detentum fuit, prout et adhuc detinetur indebite occupatum, ſe a præfato et quibusvis aliis Monaſteriis, Prioratibus, Præpoſituris et dignitatibus, aliisque beneficiis hujusmodi, absque ſpolii et attentatus vitio, propria auctoritate expellere et amovere, eisque ſic expulſis et amotis ad de Benderen et alia Monaſteria Prioratus, Præpoſituras, dignitates et alia beneficia hujusmodi pro prima, et una vice tantum, quascunque idoneas perſonas ſibi bene viſas, etiam filios proprios, legitimos tamen, et alios idoneos, loci, ſeu cujusvis alteri Ordinario præſentare ipſeque

Ordinarius, Monaſteria, Prioratus, Præpoſituras, dignitates, et alia beneficia hujusmodi, eisdem perſonis commendare et conferre; et ſi quid detentores, occupatores et uſurpatores præfati juris et tituli prætendant, idem Joannes pro ſummaria cauſæ et cauſarum deſuper pro tempore pendentium expeditione, Venerabiles Fratres Noſtros Comenſ. et Curienſ. Epiſcopos, eorumque Vicarios in ſpiritualibus Generales et quemlibet eorum in ſolidum et quem ipſorum id Joannes voluerit in judicem ſeu judices delegare et deputare, ſeu detentores, occupatores et uſurpatores, ad cauſam et cauſas hujusmodi ad aliquem Prælatum Catholicum trahere poſſit et valeat, etiam plenam et liberam, auctoritate, et tenore prædictis, concedimus facultatem diſtrictus. Jnhibentes omnibus et ſingulis tam ſecularibus, quam regularibus perſonis, cujuscunque dignitatis, gradus, et præeminentiæ exiſtant, in virtute ſanctæ obedientiæ et ſub indignationis Noſtræ, ac injuriae ſubſequentis, etiam excommunicationis majoris latæ ſententiæ, nec non ſuſpenſionis, interdicti, aliisque arbitrii Noſtri, eo ipſo per quemlibet contravenientem incurrendis pœnis, ne dictum Joannem ſuper præmiſſis quomodolibet moleſtare, vel impedire audeant, ſeu præſumant: quin imo illi quantum in eis fuerit, favorabiliter aſſiſtant. Ac decernentes præſentes literas de ſurreptionis, vel obreptionis, ſeu nullitatis vitio, aut intentionis Noſtrae, ſeu quovis alio defectu notari, vel impugnari, aut alias quomodolibet infringi, vel retractari, ſeu eis in aliquo derogari, nullatenus, unquam poſſe; ſicque ab omnibus cenſeri, et ita per quoscunque Judices et Commiſſarios quavis auctoritate fungentes, ſublata eis et eorum cuilibet, quavis aliter judicandi et interpretandi facultate et auctoritate judicari, ac definiri debere. Jrritum quoque et inane ſi ſecus ſuper his a quocunque quavis auctoritate ſcienter vel ignoranter contigerit attentari. Quo circa Venerabilibus Fratribus Noſtris Patriarchæ Alexandri-

no, et Conſtantienſi, ac Baſilienſi Epiſcopis per Apoſtolica ſcripta motu ſimili mandamus, quatenus ipſi vel duo, aut unus eorum, per ſe, vel alium, ſeu alios, præſentes literas, ubi et quando opus fuerit, ac quoties pro parte dicti Joannis fuerint requiſiti, ſolemniter publicantes, ſibique in præmiſſis efficacis defenſionis præſidio aſſiſtentes, faciant præmiſſa omnia ab omnibus quos illa concernunt inviolabiliter obſervari, non permittentes eundem Joannem deſuper per quoscunque quomodo libet indebite moleſtari, contra contradictores quoslibet, et rebelles, per ſententias, cenſuras et pœnas etiam, aliaque opportuna juris et facti remedia, appellatione poſtpoſita, compeſcendo, et legitimis ſuper iis habendis ſervatis proceſſibus, easdem ſententias, cenſuras et poenas etiam iteratis vicibus aggravando. Invocato etiam ad hoc, ſi opus fuerit auxilio brachii ſecularis: non obſtantibus præmiſſis, Noſtra de non tollendo jure quæſito, nec non felicis recordationis Bonifacii Papae VIII. prædeceſſoris Noſtri, qua cavetur, ne quis extra ſuam civitatem, vel diœceſin, niſi in certis exceptis caſibus et in illis ultra unam diætam a fine ſuæ diœceſisæ ad judicium evocetur, ſeu ne judices a ſede prædicta deputati contra quoscunque procedere, aut alii, vel aliis vices ſuas committere, quoquomodo præſumant, de duabus diætis, in Concilio Generali edita, aliisque Apoſtolicis, ac in Provincialibus et Synodalibus Conciliis editis, generalibus et ſpecialibus conſtitutionibus, et ordinationibus, a quibusvis etiam juramento, confirmatione apoſtolica, vel quavis firmitate alia, roboratis ſtatutis et conſuetudinibus contrariis quibuscunque, aut ſi aliquibus communiter vel diviſim ab eadem ſit Sede indultum, quod interdici, ſuſpendi, vel excommunicari non poſſint per litteras Apoſtolicas non facientes plenam, ac expreſſam, ac de verbo ad verbum de indulto hujusmodi mentionem. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam Noſtræ abſolutionis, conceſſionis, creationis, con-

ſtitutionis, deputationis, inhibitionis, decreti et mandati infringere, vel ſuo auſu temerario contraire. Si quis autem hoc attentare præſumſerit, indignationem omnipotentis Dei, ac beatorum Petri et Pauli Apoſtolorum ejus ſe noverit incurſurum.

Datum Romae apud Sanctum Petrum Anno Incarnationis Dominicæ 1570. pridie Calend. Martii. Pontificatus Noſtri Anno Sexto.

Subſcrip. Ill. Card. *de Medicis* Summ. Ill. Cumin. Cæſ. Glorierius *).

Dieſe Bulle war ſehr ſchön auf Pergament geſchrieben, mit dem Päbſtlichen Inſiegel in Bley verwahret, und vom Kardinal von Medicis unterſchrieben. Als einige Zeit hernach verſchiedene Vornehme, ich weiß nicht warum, ſo wohl über dieſe, als auch andrer in derſelben erwähnte Bullen, insgeheim ihr Mißvergnügen und ihre Unzufriedenheit zu erkennen gaben, ſo ließ der Pabſt auf Anrathen gewiſſer Leute, und weil er befürchtete, es könnten in Bündten Unruhen entſtehen und dadurch ſeine Abſichten vereitelt werden, zwey andere Breve's, in Form von Schreiben, davon das erſtere im Monat May, und das andere, wenn ich nicht irre, den 15. Sept. gedachten J. 1570. datirt und mit dem Fiſcherring beſiegelt war, an den gedachten Herrn Johann von Räzünß abgehen; dehnte die ertheilten Rechte in denſelben nicht ſo ſehr aus, mäßigte überhaupt ſeine Ausdrücke ungemein, und gedachte der zum Bißthum Chur gehörigen Pfarreyen des Oberen Bundes mit keinem Worte, weil von dieſer Seite her der meiſte Widerſtand zu be-

*) Wahre Kenner und Liebhaber der Geſchichte würden mir wohl wenig Dank um die Ueberſetzung dieſer ungedruckten Urkunde gewußt haben. Die Damen, und diejenigen Herren, die nur leſen, weil's ſo Mode iſt, und denen das römiſche Kanzley-Latein aneckelt, können ja umwenden. d. Ueb.

sorgen war; sondern redete bloß von denen im Veltlin und der Grafschaft Cleven gelegenen und dem Orden der Humiliatoren zuständigen Pfarreyen, und vorzüglich von der Probstey St. Ursula zu Tell, die zur Diöces des Bischofs von Como gehörte, wenn schon die weltliche Gerichtsbarkeit der Republick Graubündten zuständig war. Das erstere Breve ertheilte dem Herrn von Räzünß Macht und Gewalt, obgedachte Probstey, und andere dem Orden der Humiliatoren daselbst zuständige, von Ketzern und Layen besessene Lehen im Namen der päbstlichen Kammer in Besitz zu nehmen; in dem zweyten aber wurde diese Vollmacht, als eine, seinen Verdiensten um Ihro Heiligkeit angemessene und würdige Belohnung, unter gewissen Bedingungen, auch auf seine Kinder, Erben und Nachkommenschaft ausgedehnt. Dies scheint in der Absicht geschehen zu seyn: Daß, im Fall jene heimliche Unzufriedenheit in öffentliche Unruhen ausbrechen sollte, man die erste Bulle unterdrücken, diese letztern anstatt jener vorzeigen, und dadurch die Wuth des Volkes, die selten lange anzuhalten pflegt, desto leichter stillen könne, bis die ganze Sache mit der Zeit in Vergessenheit gerathe und der Unwillen verrauche.

Allein im Buche des Schicksals stand es anders geschrieben. Seine Verhängnisse konnten durch diese künstliche Vorsorgen nicht geändert werden. Um aber die ganze Sache desto besser zu verstehen, muß ich noch folgendes vorausschicken. Einige in herrschenden Landen liegende Pfarreyen, die von den Katholischen Geistlichen heut zu Tage Präbenden, auf deutsch aber Pfründen genannt werden, und die ehedem zur Aufrechthaltung der päbstlichen Kirche und Unterhaltung der Meßpriester gestiftet worden, waren größtentheils von der Regierung eingezogen, zur Aufhelfung der Reformirten Kirche und Unterhaltung ihrer Prädicanten angewiesen, oder auch,

wie sie dazu vollkommene Macht und Gewalt hatte, zu andern löblichen Anstalten verwendet worden; wie man das nämliche an mehreren Orten in verschiedenen christlichen Staaten, Provinzen, Fürstenthümern und Herrschaften gethan hat und noch thut. Das nämliche ist auch auf Landesfürstliche Bewilligung mit einigen Regularen Lehen und Pfarreyen in Bündten, und in dem unter Bündtnerscher Herrschaft stehenden Veltlin geschehen.

So wurden z. B. die sämtlichen noch übrigen Güter und Einkünfte des Klosters St. Lutzi bey Chur, nach der im J. 1529. geschehenen Hinrichtung des Abtes, Verjagung der Mönche, und mannichfaltiger Veräusserung und Erschöpfung der Klostergüter, vom Gotteshausbunde öffentlich versteigert, und zum gemeinen Beßten verwendet. Einige Mönche nahmen damals ohne Päbstliche Erlaubniß das im Wallgöu, auf Oesterreichischem Grund und Boden gelegene, mit dem Benedicktiner-Kloster St. Lutzi in Verbindung stehende, zur Bischöflich-Churischen Diöces gehörende Kloster Bender in Besitz, und behielten es auch; wie man aus oben angeführter Bulle ersiehet. Der Zehn-Gerichte-Bund traf die nämliche Verfügung mit dem Kloster oder der Probstey Prämonstratenser-Ordens beym Klösterlein im Brettigöu genannt. Dasselbe Schicksal hatte das berühmte und stark besetzte Dominicaner-Kloster zu St. Nicolai zu Chur, dessen Mönche verjagt, und ihre Einkünfte und Gebäude zu einer öffentlichen Schule des Gotteshaus-Bundes gewiedmet wurden: Des Benedicktiner-Frauenklosters zu Ratzis im Domleschg nicht zu erwähnen, welches ebenfalls einige Jahre vorher vom Obern Grauen Bunde ist aufgehoben worden. *)

*) St. Lutzi bey Chur und Ratzis haben in spätern Zeiten ihr Daseyn wieder erhalten; nur mit dem Unterscheide, daß im erstern sich ein Dutzend Mönche reichlich nähren, und im letztern 20. bis 24. Mädchens fasten müssen. d. Ueb.

Zu Tell im Veltlin ist eine gewisse Probstey des Ordens der Humiliatoren, St. Ursula, im Auslande aber St. Albis genannt, befindlich, die sonst Leuten zugehörte, die keine Bündtnersche Unterthanen waren. Andreas Guicciardi, der Arztneykunst Doctor, sonst auch unter dem Namen des Rectors von Tell bekannt, erhielt dieselbe endlich mit vieler Mühe und grossen Kosten für seinen Sohn, Peter Martyr Guicciardi, genannt Clerico, der dieselbe zur Ehre und zum Beßten seines Vaterlandes und seines Landesfürsten, der Republick Graubündten, verwalten sollte. Als die Evangelische Lehre auf Befehl des Landesherrn auch im Veltlin gepredigt wurde, erhielt gedachter Peter Guicciardi, für sich und seine ganze Familie, nämlich die männliche Nachkommen des Herrn Andreas Guicciardi, welche insgesamt zur Protestantischen Kirche übergetreten waren, den 23. Jenner 1555. vom Bundstage zu Chur ein Decret, laut welchem gedachte Probstey oder Pfarrey zu Tell mit allen ihren Einkünften, ihm dergestalt verliehen wurde, daß er dieselbe nach seinem Wohlgefallen wieder an andere verleihen konnte; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, die Einkünfte zur Ehre Gottes und frommen Anstalten, nach Evangelischer Ordnung und Vorschrift des Wortes Gottes zu verwenden. Daß diese Vollmacht der Familie Guicciardi wirklich ertheilt worden, und daß sie die angehängten Bedingnisse auf das genaueste erfüllt, wurde durch viele unverwerfliche Zeugnisse dargethan.

Die Söhne oder Erben des verstorbenen Rectors Andreas Guicciardi, der Rector und Doctor Nicolaus, Peter, Ascanius, und Hannibal, verliehten darauf zufolge der ihnen von der Republick Graubündten ertheilten Macht und Gewalt, gedachte Probstey oder Pfarrey, in ihrem und aller Guicciardischen Erben Namen, dem

Professor der Theologie, Alexander Guicciardi; und 6. fromme und gelehrte Diener des göttlichen Worts stellten nachgehends folgendes Zeugniß über die Verwaltung der Einkünfte dieser Probstey des gedachten Alexanders und der übrigen ihnen bekannten Guicciardis aus.

Fidem indubitatam facimus, Nobiles ac pios Viros, hæredes D. Andr. Guicciardi, Rectoris nuncupati, inde ab anno usque 1555. ad purum sincerumque Dei cultum defeciſſe, eosque nunquam deſtitiſſe beneficia conferre in eos, qui pie Deum colunt, quique perſecutionem patiuntur propter nomen D. N. J. Chriſti. Præſertim vero de bonis illius Præpoſituræ, quæ ipſis ab Ills. Dominis noſtris D. Rhætis conceſſa fuit, aſſerimus, ac bona fide teſtamur eos hoſpitio pios excepiſſe, ac beneficia illis exhibuiſſe, atque tum Miniſtros, ac Ludimagiſtros, tum alios peregrinos, probosque viros omni beneficiorum, charitatisque genere proſecutos fuiſſe. In quorum omnium fidem haſce dedimus, manuque noſtra ſubſcripſimus. Dat. die 26. Octobr. A°. 1571.

Durch dieſe Beſitzung zogen ſich indeſſen die Guicciardi den Neid und Haß des Römiſchen Stuhls und ſeiner Kreaturen auf den Hals. Schon ſeit einigen Jahren ſuchte derſelbe die Rhätiſche Freyheit auf mancherley Weiſe zu beeinträchtigen; er benutzte deswegen auch dieſen Anlaß, und ertheilte dem Herrn Johann Planta, Freyherrn von Räzünß, die obgedachten drey bis vier Breve's. Dieſer begab ſich im Weinmonat 1571. mit ſeinem Sohn Conrad, (dem er, kraft der vom Pabſte zu wiederholten Malen erhaltenen Vollmacht, ohne Mitwiſſen des Landesfürſten, und blos mit Einwilligung und Gutheiſſen ſeines Mitſchwähers, des damaligen Landshauptmanns des Veltlins *) und des Podeſta

*) Hercules von Salis.

von der Tell *) seines Freundes, die ihn seines Ansehens und seines Kredits halber hochschätzten, die Probstey schon verliehen hatte), ins Veltlin; stützte sich auf das Ansehn der Päbstlichen Bullen, und erhielt von den schon genannten Amtleuten die Publicirung einer Grida, in der, unterm 23. October allen Einwohnern, Erbzinsleuten und Lehnstragern gedachter Probstey verboten wurde, jemand anders als gedachten Herrn Conrad Planta für den Besitzer der Probstey anzusehen, und ihm die schuldigen Zinsen zu entrichten.

Die Familie Guicciardi weigerte sich die ihr auf die Probstey zuerkennten Rechte abzutreten, weil es sowohl wider den Lehrbegriff zu dem sie sich bekannte, als auch wider anderweitige landesfürstliche Decrete streite, nach denen es ausdrücklich untersagt sey, irgend ein Diplom oder Lehen im Veltlin und der Grafschaft Cleven, vom Römischen Pabste, oder andern Fürsten, als nur allein von der L. Republick Graubündten anzunehmen; überdies auch diese Päbstlichen Bullen geradezu ihren von gedachter Republick erhaltenen Lehensbrief zernichten; apellirte deßwegen an ihren Landesfürsten, und weigerte sich, auf Citation des gedachten Landshauptmanns und Podestas von der Tell vor Gericht zu erscheinen.

Die Sache wurde darauf bey dem zu Chur am Martins-Markt in der Mitte des Wintermonats gehaltenen Congresse anhängig gemacht, und von den Congreßboten in mehrern Sitzungen untersucht. Der Herr von Räzünß gab sich alle ersinnliche Mühe, mehrgedachte Probstey von Tell seinem Sohn zu verschaffen; andere hingegen **) foderten dieselbe für die Familie Guicciardi

*) Andere nennen mit Unrecht den Vicar Christof Beli.

**) Peter Guicciardi hatte eine Schwester des Herrn Anton von Salis geheyrathet, der schon seit langem ein erklärter Gegner des Plantischen Hauses war, und nun seine ganze Rie-

auf eine sehr bescheidene Weise, und glaubten, einmal ertheilte Freyheiten müßten unverletzt beobachtet werden; und es wäre der Würde des Landesfürsten angemessen, dieselben zu bestätigen. Jene päbstliche Breve's waren nur sehr wenigen Vornehmen ihrem Inhalte nach, den man klüglich so viel möglich verheimlichte, bekannt; und es fehlte daher wenig, so hätte der Freyherr von Räzünß, als ein im ganzen Lande angesehener und besonders bey den Vornehmen sehr beliebter Mann, es durchgesetzt, daß die Probstey der Familie Guicciardi, welche die Einkünfte derselben nach Vorschrift des Evangeliums zu gottseligen Handlungen anwendete, wäre entzogen, und seinem Sohne zu profanem Gebrauch und Nutzen seiner sonst sehr begüterten Familie zugesprochen, und sogleich übergeben worden. Allein einige Vornehme, die von diesem Bullengeschäfte eine vollkommene Kenntniß hatten, drangen mit ihrer Meinung durch: Die Sache müsse den Gemeinden zur Entscheidung vorgelegt, und also vor einmal verschoben werden.

Als sich das Gerüchte von dieser päbstlichen Bulle von Tage zu Tage mehr und mehr verbreitete, so ahndete dem Herrn von Räzünß nichts Gutes; und weil er besorgte, es möchte Unruhen geben, so eröfnete er den Herren Häuptern der Republick, nämlich dem Bürgermeister von Chur, dem Landrichter des Obern Grauen Bundes und dem Bundslandamman des Zehn-Gerichte-Bundes, nebst einigen andern seiner vertrauten Freunde, den Inhalt der vom Pabst erhaltenen Bulle, und übergab ihnen dieses wichtige Diplom, samt den zwey erwähnten Breve's. Wenn er damals klug gewesen wäre, und auf die Probstey Ver-

senfamilie, besonders den angesehenen Landvogt auf Castels, Dietägen von Salis, zum Kampf auffoderte. Das Ding ward nun als Familiensache behandelt.

zicht gethan hätte, so wäre auch vermuthlich aller wider ihn gefaßte Unwille unterdrückt und die aufgebrachten Gemüther besänftiget worden, weil er in fast allgemein gutem Rufe stand.

Obschon er aber bereits die Päbstlichen Diplomate dem Landesfürsten behändiget hatte, so bewarb er sich nichts desto minder um gedachte Probstey für seinen Sohn itzt aufs neue; nur mit dem Unterscheid, daß er sich nun nicht mehr auf das päbstliche Ansehen steifte, sondern sich auf seinen eignen unter seinen Landsleuten genieſſenden bisher gleichsam verheimlichten Kredit verließ. Sobald er unter den Vornehmen solche wahrnahm, die nicht glaubten, daß dadurch dem Staate einiger Schaden zugefügt, oder ihrer Freyheit Abbruch gethan werde, und zwar Personen die bey ihren Gemeinden sehr viel vermochten und mit leichter Mühe alles erlangen konnten, und die daneben ihm zu willfahren und seinem Verlangen zu entsprechen ganz geneigt schienen, so vermochte er über die Herren Häupter so viel, daß sie in seinem Namen und auf seine Unkosten einen ausserordentlichen Beytag zu Chur veranstalteten, zu welchem nur die gewichtigsten Männer, und besonders seine Freunde, berufen wurden. Von dieser Versammlung wurde beschlossen:

1. Die von der Familie Guicciardi besessene Probstey zu Handen des Landesfürsten zurückzunehmen, der sie dann nach Wohlgefallen verleihen könne.

2. Den Gemeinden nichts von denen, dem Herrn von Razünß ertheilten Päbstlichen Bullen zu melden, sondern den Punkt von der Probstey zu Tell blos nach schon ergangenen Mehren fragsweise folgendergestalt auszuschreiben: „Ob die L. Gemeinden diese Probstey der „Familie Guicciardi, oder dem Herrn von Razünß, „oder seinem Sohne, dem Decan Conrad von Planta, „verleihen wollten „?

Indessen practicirten der Herr von Razünß und seine Freunde und Gönner aus allen Kräften bey den Gemeinden, die ihm auf bevorstehnden Bundstag die Probstey zuerkennen oder absprechen konnten. Er bedrohete seine Gegner und besonders die Prädicanten, wenn sie sich seinen Absichten widersetzen würden. So sehr verließ er sich auf seinen Kredit. Allein das was ihm seiner Meynung nach nutzen sollte, schadete ihm gerade am meisten. Je mehr er das Gerüchte von der Bulle zu unterdrücken suchte, je ruchtbarer wurde dasselbe; und je mehr Mühe er sich um die Erhaltung der Probstey gab, kurz je stärker die Sache beym gemeinen Mann betrieben ward, desto mehr brachte er das Volk wider sich in Harnisch; und der Lerm von der Päbstlichen Bulle vergrösserte sich täglich in dem Verhältnisse, als man besorgt war, dieselbe zu verheimlichen. Wenn man sich schon im geringsten nichts von dieser Bulle verlauten ließ, so wurde nicht nur das Gerücht davon hin und wieder verbreitet, sondern sogar Uebersetzungen und Abschriften in deutscher und romanscher Sprache allenthalben ausgestreut. Einige Plantische Anhänger suchten daher zur Beschönigung der Sache das Volk zu bereden: Die Päbstliche Original-Urkunde träte keines Weges der Republick so zu nahe, als man vorgebe; die Uebersetzer hätten den Sinn derselben boshaft verdrehet, und als Feinde des Pabstes und des Herrn von Räzünß die Sache vergrößert, und von einer weit gehäßigern Seite vorgestellt, als sie an sich wäre. Die damaligen, in allen drey Sprachen, nämlich der lateinischen deutschen und romanschen, bewanderten Stadtpfarrer zu Chur mußten deßwegen, an dem nächst bevorstehnden Jenner- und Hornungs-Congresse zu Chur, die Uebersetzungen mit der Päbstlichen Originalschrift, in Gegenwart des Herrn von Razünß, vergleichen. Sie fanden dieselben vollkommen

getreu, und sie wurden deswegen von der ganzen Seßion gutgeheissen. Vom nämlichen Beytage ward decretirt:

1. Die Päbstliche Bulle, und alle übrigen an den Herrn von Razünß vom Pabst abgelassene Breve's, sollen dem Landesfürsten eingehändigt werden und in seiner Verwahrung bleiben.

2. Die im Streit liegende Probstey auf der Tell soll beyden Partheyen, der Familie Guicciardi und dem Herrn von Razünß, genommen, und den Gemeinden freygestellt werden, wen sie damit belehnen wollten.

3. Zur Tilgung der verursachten Unkosten soll der Herr von Razünß 200. Rheinische Gulden, oder Kronen, bezahlen.

Diese Sentenz der dem Herrn von Razünß größtentheils wohlgewogenen Vornehmen besänftigte viele Gemeinden, und man war mit dieser ihm gleichsam auferlegten Straffe zufrieden. Die Churer, Davoser, Ilanzer und Engadiner, besonders die Unter-Engadiner, desgleichen die meisten Evangelischen Pfarrer beruhigten sich vollkommen damit, weil sie glaubten, er würde durch dieses sich über ganz Bündten verbreitete Mißvergnügen hinlänglich abgeschreckt worden seyn, niemals etwas Nachtheiliges für die Republick zu unternehmen, da er mit genauer Noth einer so grossen, ihm drohenden Gefahr entgangen sey. Diese Gemeinden würden auch nicht das geringste mehr wider den gemeldten Herrn vorgenommen haben; sondern sie hatten die einzige Absicht, durch diesen heilsamen Entschluß auch diejenigen abzuschrecken, die erst kürzlich für baares Geld vom Pabste mit allerley Privilegien beschenkt worden; indem derselbe die angesehensten Familien, sowohl in herrschenden als Unterthanen-Landen, wie man durchgehnds

glaubte, mit an sich geringen, bleyernen *) vielleicht aber auch silbernen, und gewiß immer hochtrabend prahlerischen, und im Grunde denn doch unbedeutenden Titeln und Freyheiten, zu bestechen, und von sich abhängig zu machen suchte; gleichwie er schon ehedem der Rhätischen Freyheit nachgestellt, und dieselbe zu untergraben bemühet war. Damit ihm aber dieses itzt noch besser gelingen möchte, suchte er sich unter ihnen vollends einen eigentlichen Anhang zu verschaffen.

Ob nun aber gleich, wie schon gemeldet, viele Bündtner, und besonders die Protestanten, mit jenem Decrete zufrieden waren, bey demselben ruhig zu bleiben wünschten und keine anderweitigen Vorkehrungen treffen wollten, so nahm doch die mehrere Anzahl Gemeinden von eben diesem Decrete den Anlaß zu grösserm Tumulte. Und zwar, was jedermann in Verwunderung setzte, waren die sich zur katholischen Kirche bekennenden Gemeinden gerade die heftigsten. Ist er unschuldig, sagten sie, so ist jene Geldbusse viel zu stark; ist er hingegen schuldig, so ist sie dann viel zu klein. Nun wurden Emissare abgeschickt und Briefe ausgestreut, um das Volk, unter dem Vorwande, man müsse die Republick wider ihre Feinde beschützen, zum Aufruhr zu reitzen.

Der Freyherr von Razünß und seine Freunde waren indessen sehr vergnügt, und glaubten, obiges Decret würde jedermann befriedigt, und die aufgebrachten Gemeinden besänftiget haben, da man sogleich die Ursachen ihrer Unzufriedenheit beyseitegeschafft habe. Itzt aber hatte er sich gleich bey Entstehung des Aufruhrs zu seinen Freunden nach Zernetz, und von da noch weiters auffer Landes geflüchtet. Sobald aber die Unruhen wieder ein wenig gestillt schienen, und man einstweilig nicht weiter von der Sache redete, so kam er über den Arlenberg, durch das

Wallgäu,

*) Die Päbstlichen Insiegel waren in Bley gedruckt.

Wallgäu, Ragatz, Pfeffers und den Gonkelserberg nach Razünß zurück. Allein kaum hatten die Rädelsführer des ersten wider ihn gefaßten Entschlusses seine Ankunft erfahren, so tumultuirten sie aufs neue, brachten frische Klagen an, hoben die Fahnen, und marschierten mit ihren Kompagnien nach Chur. Die Gotteshaus- und Zehn Gerichte-Bündtner waren die ersten, besonders die Bregeller, Aferser, Oberhalbsteiner, Staller, Vatzer, Fürstenauer, Ortensteiner und Vierdörfler; und zu diesen 6. Gottshausbündnerschen Kompagnien stiessen gleich anfänglich die einzigen Schamser aus dem Obern Bunde, und, wie einige wollen, auch die Razünsser; Die übrigen Gemeinden des Obern Bundes weigerten sich ihre Fahnen aufbrechen zu lassen. Dagegen schickte der ganze Zehn Gerichte-Bund seine Kompagnien mit fliegenden Fahnen in folgender Ordnung nach Chur: Belfort, Varpan oder Churwalde, Klosters, Putz oder Castels, Schiers, (Acernini) Mayenfeld und Malans, Davos halb gezwungen, und endlich St. Peter im Schalfick. Die noch fehlenden und nach Chur zu marschieren sich weigernden Gottshausbündnerschen Gemeinden diesseits der Alpen, die Stadt Chur, die Gemeind Bergün, und jenseits den Bergen Ober- und Unter-Engadin, Münsterthal und die Gottshausleuthe Unter-Calva, deßgleichen auch Puschlaf, blieben vor einmal, mit Bewilligung der übrigen zu Chur versammelten Gemeinden, ruhig bey Hause. Man wünschte auch ihre Ankunft nicht einmal, um wegen eines unvermutheten Ueberfalls ausländischer Nachbarn desto sicherer zu seyn. Einer solchen Gefahr mußte man bey Zeiten auszuweichen, und solche sorgfältig zu verhüten suchen, damit nicht die beßte und tapferste junge Bündtnersche Mannschaft, zu einer Zeit da man mit andern Angelegenheiten beschäftiget war, genöthiget wäre von allen

Orten her dorthin zu marschieren, wo der Feind unvermuthet ins Land fallen würde; besonders weil sich damals das Gerücht, man weiß nicht wie, in Bündten verbreitet hatte: Ein gewisser berühmter Feldherr, dessen Namen ich hier aus Klugheit verschweigen muß, habe ein 8. bis 10000. Mann starkes, neu angeworbenes Kriegsheer gemustert, und dieser Armee einen gewissen Ort und Tag zur Zusammenkunft bestimmt, an welchem sie die dies gar nicht vermuthenden Bündtner angreifen, und denselben ich weis nicht warum, noch auf wessen Antrieb, ein fremdes Joch auflegen sollte: Dieser Anschlag sey aber durch den plötzlich in Bündten entstandenen Auflauf, durch sonderbare Regierung Gottes, vereitelt worden.

Die obgenannten zu Chur versammelten Fahnen schlugen indessen in den ersten Tagen des Monats März ihr Lager vor der Stadt auf. Die wegen dieses Auflaufs eiligst nach Chur zu einem ausserordentlichen Beytage berufene Herren nun schickten ihnen Deputirte entgegen, und ermahnten sie auf das dringendste, umzukehren, gegen niemand Gewaltthätigkeiten zu gebrauchen, sondern, wenn, nach ihrem Sinne, das Wohl des Staats solches erfoderte, lieber den Weg Rechtens einzuschlagen. Allein alles war vergebens; diese Deputirte geriethen nachgehnds selbst in Gefahr, und wurden von dem Volke hart gebüßt.

Gegen hinlänglicher Bürgschaft lieferte indessen die Stadt Chur die für einen so grossen Haufen erfoderlichen Lebensmittel. Das ganze Korps selbst nahm die Stadt nicht in ihren Ringmauern auf; sondern es durfte nur täglich eine gewisse Anzahl bewafneter Leuthe dahin kommen, die man dann, wenn sie es verlangten, so wie die eigenen aufs Feld gehenden und arbeitenden Bürger und Taglöhner, hinaus und herein ließ. Auf

den Stadtmauern, und vorzüglich auf dem Fürstlichen Hofe, waren metallene Kanonen aufgepflanzt und Wachten ausgestellt; und das nicht sowohl wegen der vor der Stadt liegenden Truppen, als vielmehr wegen der Engadiner, die, wie man sagte, kommen und die Churer mit Gewalt angreifen würden. Um dieses Vorgeben glaubwürdig zu machen, erinnerte man die Churer an den vor 7. Jahren von den Engadinern erregten Tumult *) und an das sich damals verbreitende Gerüchte. Allein die Engadiner machten auch nicht eine einzige Vorkehrung, weil sie durch den in gedachtem Auflauf erlittenen Schaden klüger geworden.

Wenig Tage vor diesem neuerdings erregten Auflaufe, begab sich der Herr von Räzünß mit einigen Herren **) aus allen Drey Bünden auf den Abend nach Chur, um daselbst eine heimliche Zusammenkunft zu halten, und sich zu berathen, was für Wege er einschlagen müsse, um der bevorstehenden Gefahr zu entgehen. Gleich bey seiner Ankunft im Wirthshause vernahm er, daß der Magistrat von Chur eiligst sey zusammenberufen worden, und auf Befehl der Zünfte darüber deliberirt habe: Ob man ihn gefangen nehmen soll oder nicht? Er vergoß darüber die bittersten Thränen, und flohe noch in der Nacht von einem Ort, wo er am sichersten zu seyn geglaubt hatte. Nur wenige seiner mit ihm gekommenen Freunde begleiteten ihn ***). Er suchte seine Sicherheit bey den Gemeinden des Obern Bundes Ob dem Wald, weil diese ruhig gewesen waren, als ihn andere verfolg-

*) In dem im Museo beschriebenen Speckkrieg.

**) Vorzüglich Battista und Hercules von Salis, Stefan Willi, Gallus von Mont, Kaspar von Schauenstein, Conradin von Jäcklin und Jacob Schalket.

***) Gallus von Mont, Battista von Salis und Balthasar von Planta.

ten, und weil ihm dort die Vorgesetzte des Volks, sowohl als die Vornehmen, günstig waren.

Die katholische Gemeinde Lax schien ihm der sicherste Zufluchtsort zu seyn; denn er hielt nur die Evangelischen für seine Feinde. Allein gerade hier wurde er von einem Haufen gemeiner Leute überfallen und gefangen genommen. Diese schickten sogleich an die Gemeinden des gedachten Bundes Eilboten; und in kurzem waren 7. vor allen andern gut ausgerüstete Kompagnien zugegen, als ob man einem Feinde hätte ein Treffen liefern müssen *).

Die zu Chur versammelten Fahnen schickten ihre Deputirte an dieselben zu wiederholten Malen ab, und liessen sie laut Inhalt des Bundsbriefes auffodern, den Herrn von Räzünß, der sich an Gemeinen Drey Bünden vergangen haben sollte, nach Chur, als einen in der Mitte liegenden und allen Gemeinden gleich bequemen Ort, wo überdies schon der größte Theil der Bundsgenossen auf Unkosten des Staats bewafnet erschienen wäre, zur richterlichen Verantwortung abzuliefern. Alles Widerstrebens der Vornehmen ungeachtet wurde er auch endlich den 23. März von den gut ausgerüsteten Fahnen des Obern Bundes nach Chur abgeführt, wo er von dem Pöbel, als ob ein Feind des Vaterlandes wäre ge-

*) So hatte jeder Bund und fast jede einzelne Gemeinde ihre Epochen, in denen sie sich durch kriegerisches Talent, Tapferkeit, Mäßigung und Rüstung vor allen übrigen ihrer Landsleute auszeichneten. Im Schwabenkriege 1499. übertrafen die Engadiner alle andern an Muth und Herzhaftigkeit; im grossen Veltliner- und Tyroler-Kriege von 1620. bis 1635. verrichteten die Zehn Gerichte-Bündtner, und besonders die wackern Brettigöuer, unglaubliche Thaten; und heut zu Tage würd' ich, wenn ich ein General wäre, meine Leute aus der Herrschaft Mayenfeld nehmen, und keinen, noch einmal so starken, Feind fürchten. d. Ueb.

fangen genommen worden, mit Jauchzen empfangen würde. Allein andere hatten ein herzliches Mitleiden mit diesem armen Herrn, der, anstatt seiner ehemaligen prächtigen Kleidung, in Lumpen gehüllt war, und eine abgemergelte Mähre reiten mußte, weil man ihm sein Pferd genommen hatte *).

Nun waren 22. bewafnete Bündtner-Kompagnien mit eben so viel Fahnen zu Chur beyeinander versammelt. Die 7. letzten Oberbündtnerschen Fahnen liessen den Freyherr von Räzünß durch eine kleine Escorte bis zum Stadtthor begleiten und dem niedergesetzten Strafgericht übergeben, und traten sogleich ihren Rückmarsch an. Nur 200 Mann wurden ausgeschossen, um denen in der Stadt aufgenommenen Richtern Gemeiner Drey Bünde sowohl, als dem ganzen Gerichte selbst, zur Wache zu dienen.

Die Engadiner und andere Gemeinden mehr, die mit ihren Fahnen nicht hatten erscheinen wollen, schickten auch sogleich ihr gehöriges Contingent an Richter und Göumer **), um dem Gericht beyzuwohnen. Die abmarschirenden Fahnen des Obern Bundes ermahnten die übrigen noch zu Chur bleibenden, die Waffen niederzulegen, und blos ihre Richter und Göumer zurückzulassen; allein diese wollten davon nichts hören, bis der Proceß des Herrn von Räzünß beendiget wäre. Die Herren hatten bisher noch immer ihre Sitzungen gehal-

*) Man war lange unentschlossen, ob man ihn nach Chur führen sollte oder nicht? Der Landrichter Julius Meyssen erhielt endlich das Mehr wider die Plantischen Freunde, weil er dem Volke vorstellte: Es sey besser daß einer zu Grunde gehe, als daß das ganze Volk verderbe. Er war sonst des Razünßers Freund gewesen, und erklärte sich jetzt aus Feigheit, oder superkluger Politick, wider ihn.

**) Ist das eigentliche Provinzial-Wort.

ten, und sie zum öftern ernstlich und wohlmeinend ermahnet, nach Hause zu gehen; allein sie verachteten sogar die ernstliche Erinnerung der Dreyzehnörtischen Gesandten, und gaben denselben ganz trocken zur Antwort: „Sie erkenneten keinen Oberherr, als die Bündtnerschen Gemeinden, in deren Namen sie hier wären. „Da das gegenwärtige Strafgericht von den Fahnen „selbst sey niedergesezt, und demselben, im Namen der „Gemeinden vollkommene Gewalt, über die gegenwärtigen Angelegenheiten des Staats zu urtheilen und zu „entscheiden, gegeben worden, so müßten vielmehr die „sogenannten Vornehmen, oder vermeinten Herren der „Bündtner, ihre Sitzungen aufheben „. Und dieses geschahe auch wirklich. Die noch übrigen 15. Fahnen weigerten sich, auch noch auf Befehl des von ihnen selbst angeordneten Strafgerichts, das mit einer hinlänglichen Wache, und allem was zu einem freyen und unpartheyischen Gericht erfodert wird, versehen war, abzumarschiren, bis sie den Ausgang des Handels des Herrn von Räzünß würden gesehen haben.

Den 25. März wurde dem von den Fahnen im Namen der Gemeinden errichteten Strafgerichte die eydliche Versicherung von sämtlichen Fahnen gegeben, daß es uneingeschränkte Macht und Gewalt haben sollte, im Namen des Landesfürsten, nach Gutdünken, nicht nur über die Päbstliche Bulle und die gegenwärtigen Angelegenheiten des Herrn von Räzünß, sondern auch über die neuerdings vom Pabste zu Rittern geschlagene, wie auch über alle diejenigen, welche sich auf irgend eine Art wider das Gemeine Wesen vergangen hätten, gerichtlich zu verfahren, dieselben nach Verdienen zu bestrafen, und überhaupt diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, die es zum Wohl des Staats nöthig finden würde; auch sollten seine sämtlichen Sentenzen unwiderruflich vollzogen werden.

Den 26. März versammelten sich die Beysitzer *) des Strafgerichts auf dem Rathhause zu Chur, um, unter den ihnen vorgeschriebenen Bedingungen, nach Recht und Billigkeit über die Strafbaren abzusprechen. Die Sitzung bestand zwar größtentheils aus solchen Personen, die bisher wenig Antheil an der Regierung gehabt hatten; denn diese war bisher fast immer in den Händen der Vornehmen oder Häupter gewesen. Allein sie waren deßwegen doch keine eigentlich Unerfahrene, sondern hinlänglich mit gerichtlichen Proceduren bekannt, weil sie schon in ihren Gemeinden grössere oder kleinere obrigkeitliche Stellen bekleidet hatten.

Der Rathsherr Barnabas Graß von Chur war Präsident des Strafgerichts, und führte den Stab.

Der Herr von Räzünß war der erste, der zum Verhör geführet wurde. Balsar, von Vatz, ein Beysitzer des Strafgerichts, wurde zum Fiscal, und Joh. Paul, von Samade, gleichfalls ein Beysitzer, zum Fürsprech der Verklagten ernannt. Beyde plaidirten in romanscher Sprache; und ein Gerichtsschreiber mußte es denjenigen Richtern, die das Romansche nicht verstanden, verteutschen.

Balsar zergliederte zuerst die Päbstliche Bulle weitläufig, und zeigte, wie sehr, und auf wie mancherley Weise dieselbe wider die Freyheit und das Wohl des Staats streite; und ob er gleich einer der eifrigsten Katholiken war, so vergrösserte er dennoch diese Sache ungemein, und versicherte, daß die Freyheit Rhätiens, die nirgends in der Welt vortreflicher gefunden werde, und das Glück des Staats nicht hätte bestehen können, sondern schlechterdings hätte müssen zu Grunde gehn, wenn auch der Inhalt der Bulle nur zum Theil wäre in Erfül-

*) Das Gericht bestand aus 42. Beysitzern, wie uns Campel belehret, und Guler zu bemerken vor zu unerheblich gefunden hat.

lung gebracht worden. Er wies das Original von der Bulle selbst vor, las es von Wort zu Wort ab, und übersetzte es in beyden in Bündten gewöhnlichen Sprachen *). „Der Herr von Räzünß „, sagte er, „ habe „ nun das, was in der vom Pabst erhaltenen Bulle „ Feindseliges wider die Republick und ihre Freyheit „ enthalten sey, (damit, wann diese unterdrückt, jene ganz „ gestürzt werden könnte, wirklich zum Verderben und „ Untergange des Vaterlandes, wider das ausdrückliche „ Verbot des Landesfürsten, vermög dessen kein Bündtner bey unausbleiblicher hoher Strafe irgend ein Breve „ oder Diplom vom Pabst annehmen sollte, um damit „ irgend ein Benefizium zu erhalten,) auszuführen gesucht. Dieses Decret müsse ihm zur Genüge bekannt „ seyn, weil er es selbst als damaliger Präsident der „ hierzu ernannten Kommißion mit seinem eigenen Siegel verwahret habe. Er könne nicht läugnen, daß er „ diese Bulle vom Pabst erhalten, in seinen Händen gehabt, und gültig zu machen gesucht habe; denn er „ habe im Vertrauen auf das Ansehn derselben die Probstey auf der Tell angesprochen, dieselbe ohne Wissen „ und Willen des Landesfürsten in Besitz genommen, „ und sie eigenmächtig seinem Sohne, dem Domdecan „ von Chur ertheilet, und noch oben ein als Päbstlicher „ Legat, Procurator und Syndic, eigenmächtig eine Grida anschlagen lassen „. Ich übergehe hier mit Wohlbedacht die übrigen unerheblichen und nicht so allgemein bekannten Anklagspunkte. Der Beklagte verneinte durch seinen, obschon protestantischen, doch weit billigern und nachsichtigern Fürsprech, Johann Paul, diese Beschuldigungen; und da er dabey verharrete, so wurde er zur Folter verurtheilt.

*) Man bediente sich schon damals, so wie noch jetzt, auch der Italienischen; doch nur in den Gemeinden Misox, Calanca, Poschiavo und Pregel.

Drey Tage nachher, nämlich den 28. April wurde er wieder vor Gericht gestellt, und seine Aussage öffentlich vorgelesen. Nach derselben soll er eingestanden haben: „ Er wäre gesonnen gewesen, die Erfüllung der in der „ Bulle enthaltenen Punkte durch Anrufung auswärtiger „ Hülfe und des weltlichen Arms, wie es in der Bulle „ selbst vorgeschrieben war, durchzusetzen, und so, nach „ und nach, die Herrschaft über Bündten, auf sich und „ seine Familie zu erlangen „. Der Kläger hatte sein Geständniß in den Anklagspunkten ungemein vergrössert, und gefährlicher vorgestellt; so das es das Ansehen hatte, der Beklagte würde zum Vierviertheilen verurtheilt werden. Als indessen der Herr von Räzünß sahe, wie weit es mit ihm gekommen wäre, so erklärte er freymüthig: „ Er habe, als er in Ketten und Banden gelegen, „ und von einer starken Wache umgeben gewesen, nach „ dem Rath seiner Freunde, die gemachten Beschuldigungen eingestanden; er sey aber von allen Vergehungen wider sein Vaterland frey; niemals sey ihm „ nur ein Gedanke dazu aufgestiegen, oder der Wunsch, „ es thun zu können, in sein Herz gekommen; nur „ die unmenschlichste Marter hätte ihn genöthigt sich „ selbst anzuklagen „. Das Urtheil fiel dahin aus: „ Er „ sollte neuerdings in die Gefangenschaft geführt und „ gefoltert werden „. Man setzte ihm auf das heftigste zu; allein er blieb standhaft bey seiner letzten Aussage. „ Es sey wahr „, wiederholte er aus seinem ersten Verhöre, „ daß er vom Pabste Bullen und Breve's empfangen, dieselben nicht bekannt gemacht und dem Landesfürsten verheimlichet habe. Es sey ferner wahr, daß „ er die Probstey von Tell ohne Anfrage, und ohne Wissen und Willen der Gemeinden, in Kraft der Päbstlichen „ Bulle in Besitz genommen habe u. s. f. „. Auch gab er einige andere Kleinigkeiten zu, die man nur an einem

so grossen und vornehmen Manne, als er war, wahrnahm und tadelte.

Dieser Ursachen halber ward er endlich den 31. März verurtheilet: „Vor der Stadt unter freyem Himmel „im Zirkel der bewafneten Fahnen enthauptet zu wer„den „. Seine Freunde beerdigten ihn zu St. Lutzi. Dies geschahe Montags in der sogenannten Heiligen Woche vor Ostern. Die sämtlichen Fahnen marschirten deßwegen nach Hause, und das Strafgericht ward aufgehoben und bis Tags nach Ostern verschoben, da sich dann die Richter samt dem bestimmten Göumern aufs neue einfanden.

Man fällte indessen über das Vergehen des Herrn von Räzünß sowohl als über seine Bestrafung verschiedene, einander widersprechende Urtheile. Einige nannten ihn einen Staatsverbrecher, andere sprachen ihn vollkommen frey. Die ersten schlossen aus dem Inhalte der Päbstlichen Bulle, aus dem eigenen Geständniß des Verurtheilten und aus andern bekannten Thatsachen, wenn sie dieselben besonders noch mit andern vielleicht grundlosen Gerüchten verglichen: Es müsse ein boshafter Anschlag wider Bündten und andere Evangelische Länder gemacht und dem Herrn von Räzünß und seinem Sohne mitgetheilt worden seyn, der aber durch diesen Auflauf sey vereitelt worden. In dieser Meinung bestärkte sie das, was ich oben von einer, um diese Zeit, von einem gewissen, der Republick Graubündten auffätzigen General, gehaltenen Musterung und Truppenwerbung gesagt habe. Dieser Verdacht wurde noch vermehret durch die vor einem Monat im Veltlin von zwey verbanneten, von Morbenn gebürtigen Meuchelmördern, die von Rom aus, wo sie im Exilio gelebt hatten, ins Veltlin waren geschickt worden, vollbrachte Schandthat, da sie nämlich in der Kirche auf den Pradicanten zu Mel schos-

sen, ihn verwundeten, und einen wackern Greis, Jacob Cermellini, der diese Schandthat mißbilligte, und sie davon abhalten wollte, ums Leben brachten. Diese nämlichen Kerls rühmten auf ihrer Flucht über den Comersee: Man werde nächster Tagen mit diesen Lutherschen Ketzern im Veltlin, und hin und wieder in Graubündten, auf das grausamste verfahren. Dies war eigentlich nicht Drohung, sondern nur Muthmassung. Aehnliche Drohungen sollen um eben diese Zeit an andern Orten und von andern Personen ausgestossen worden seyn. Dieses nun zusammengenommen, sahen einige als Vorboten und sichere Anzeigen des damals beschlossenen Untergangs der Republick an. Und endlich gab diesen Muthmassungen jene im August erfolgte grausame Ermordung der Protestanten zu Paris und in Frankreich, das stärkste Gewicht. Man glaubte, daß eben dieses Schikfal auch den Protestanten in Bündten und an andern Orten zugedacht gewesen sey. So pflegen argwöhnische Leute alles zu beargwohnen.

Auf der andern Seite trieb man es in seiner Vertheidigung auch zu weit. Ganz unschuldig, sagte man, sey er hingerichtet worden. Man vergliech seine Unschuld mit der Unschuld Jesu. Seine Sache sey so gerecht gewesen, als unsers Herrn seine; er habe in der nämlichen Woche den Märtyrertod gelitten, wo Christus. Die Urheber seines Todes oder die Strafrichter schimpfte man zum öftern Juden; und einige Pfaffen wendeten bey Erzählung der Leidensgeschichte unsers Herrn und Heilandes, die sie so eben dem Volke vortrugen, alle einzelne Umstände derselben auf den Tod des Herrn von Razüns an *). Noch andere, die vielleicht mehr zu der ersten als zur andern Klasse gehörten, sagten: Der ganze

*) Ich besitze wirklich eine Parodie, die ich vielleicht nächstens mittheilen werde.

Handel sey der Geschichte des Ritters und Burgermeisters Waldmanns von Zürch sehr ähnlich. Der Magistrat von Zürch habe sich, auf Verlangen dortiger Bürgerschaft und des Landvolks genöthigt gesehen, denselben, samt einigen andern Rathsherren und Unterbeamten, die an seinem Vergehen Antheil gehabt, oder ihm behülflich gewesen waren, in Gegenwart und mit Einstimmung der Gesandten der übrigen verbündeten Orte, selbst aus dem Rathshause abzuliefern. Dieser Johann Waldmann habe nicht nur der Zürcherschen Freyheit hinterlistig nachgestellt, sondern auch die Verabredung getroffen, die Stadt Zürch in Kaiserliche Hände zu spielen, und an einer Nacht den Schwäbischen Truppen die Thore zu öfnen. Er, als ein in den Augen des Volks erklärter Libertin (Scortator) und Tyrann habe sollen zum Graf von Kyburg creirt, und ihm die Regierung über Zürch aufgetragen werden. Er sey deswegen an die Folter geschlagen, und, nachdem er seine Verbrechen bekannt habe, Montags vor Palmsonntag, den 6. May 1489. auf einer Wiese vor der Stadt, im Angesicht einer mehr als 10000. Mann starken bewaffneten Mannschaft, die nicht eher haben von der Stelle gehen wollen, bis Waldmann seiner Schandthaten halber bestraft gewesen, als ein schuldvoller Missethäter hingerichtet worden.

Andre, selbst Evangelische, die oft mit ihm umgegangen waren, denen er seine Gesinnungen und Anschläge mitzutheilen pflegte, und die sich weniger von ihren Leidenschaften verführen liessen, waren in Beurtheilung dieser Sache billiger. Sie sprachen ihn nicht ganz von aller Schuld frey und los; aber so viel gläubten sie zuversichtlich behaupten zu dürfen, daß er nicht fähig gewesen wäre sein Vaterland treuloser Weise zu verrathen. Als einer der vornehmsten und angesehensten Bündtner, habe er sich blos aus Liebe zu seinen Kindern hinreissen

lassen, jenes Unternehmen zu wagen, und er habe die Probstey von Tell für seinen Sohn Conrad zu erhalten gesucht, damit derselbe, bis zur Erlangung der Bischofsmütze von Chur, einen seiner Würde angemessenen und ihm bisher gewöhnlichen Aufwand, machen könnte. Nur deßwegen habe er den Besitz der Abtey von St. Luzi und die damit verbundene von Bender so sehnlich gewünscht. Wann er einmal im Possesse dieser Pfründen gewesen wäre, würde er zuverläßig zufrieden gewesen seyn, und niemandem das geringste im Weg gelegt haben. Nicht deßwegen also, daß er diese Pfründen für seinen Sohn zu erhalten gesucht habe, sey er in so grosse Ungnade Gottes gefallen, sondern wegen seines Hasses gegen die Evangelische Lehre, und der Lästerung, daß er dieselbe ein Evangelium des Teufels, quel Evangeli da'lg Diavel nannte. Seine Brüder Balthasar und Conradin hätten einen Abscheu an dieser Rede gehabt, und ihn dringend gebeten, sein Maul zu zähmen; allein er habe diese Erinnerung verachtet und sie mit Naserümpfen beantwortet. Und dies soll die vornehmste Ursache seines so tiefen Falls gewesen seyn.

Da einige die meiste Schuld des ihrer Meynung nach unverdienten Todes des Herrn von Razünß auf die Evangelischen Prediger in Bündten, und besonders auf die damaligen Pfarrherren zu Chur legen, so muß ich auch dieses noch, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erörtern.

Es ist zwar wahr, daß den damaligen Pfarrherren zu Chur, Tobias Egli und Ulrich Campel *) etliche Monathe vorher, ehe sich das Gerüchte davon unter dem Volke verbreitet hatte, ganz wider ihr Vermuthen eine

*) Der Verfasser des Hauptwerks, aus welchem Guler diesen Bericht gezogen. Sollte diese Erzählung des Handels nicht ein gutes Vorurtheil von der Unpartheylichkeit des Geschichtschr. erwecken?

Abschrift jener Bulle mitgetheilt worden: Sie konnten aber damahls nicht glauben, daß der sonst sehr kluge Herr von Razünß auf einmal so thöricht geworden seyn und sich einbilden sollte, eine so wichtige Sache ausführen zu können; sie vermutheten daher, ein boshafter Kerl habe ihm damit den Haß des Volks auf den Hals laden wollen. Sie hielten darum die ganze Sache bis zur Zeit der oben erwähnten Zusammenkunft der Bündtnerschen Herren geheim, und entdeckten sie blos, nach dem ihnen eine zwote schönere, treuere und deutlicher geschriebene Abschrift von einem andern Ort her war zugesandt worden, einigen verkrauten Freunden, auf deren Treu und Verschwiegenheit sie sich verlassen konnten. Diese Männer waren auch um deßwillen so verschwiegen, weil sie das Ansehn des Herrn von Razünß und seiner in Bündten viel vermögenden Herren Brüder sehr verehrten, und weil besonders Campel mit ihnen in Verwandtschaft stand, dessen Schwester der leibliche Bruder des Herrn von Razünß, Herr Balthasar von Planta, zur Ehe gehabt, und mit ihr einen Sohn, Joh. Bat. von Planta, der noch am Leben ist, erzeugt hatte *). Da nun indessen der Herr von Razünß die Probstey von Tell in Ansprache genommen, und die Pfarrer von Chur Nachricht erhalten hatten, daß er es auf Päbstliche Authorität gethan habe, und folglich die Bulle nicht erdichtet sey, sondern nur allzugewiß existiere, so gedachten sie: Wann der Herr von Razünß gedachte Probstey, mit Gutheissung der Bündtnerschen Gemeinden, die nichts von der Päbstlichen Bulle wußten, erlangen sollte, so würden damit die Bündtner, unwissender Weise, die Päbstliche Bulle zu ihrem eignen Nachtheil als gültig

*) Die Razünßische Linie von Planta blühet heut zu Tage noch zu Malans; und ist eine von den sehr wenigen, die in allen Dreyen Bünden einheimisch, oder Bundsleuthe sind.

anerkennen, und ihm folglich auch Gewalt über alle auf Bündtnerſcher Jurisdiction liegende Pfarreyen, die er ſich ſchon in gedachtem Diplom anmaaſſe, zugeſtehen. Sie glaubten alſo ohne Verletzung ihres Gewiſſens das Daſeyn dieſer Bulle dem Volke nicht verhehlen zu können, und entſchloſſen ſich daher, die Sache bekannt zu machen. Eingedenk ihrer für den Herrn von Razünß tragenden Achtung und Freundſchaft, beſchloſſen ſie indeſſen, denſelben noch vorher von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen. Als er am Martinsmarkt mit ſeinen Freunden zu Chur war, wo der Streit wegen der Probſtey mit dem Guicciardi zuerſt unter den Vornehmen ins Reine gebracht werden ſollte, ehe er den Herren Häuptern und Congreßboten zur Unterſuchung und Entſcheidung vorgelegt würde, lieſſen ſie ſeine beyden Brüder Balthaſar und Conradin, und ihrer Schweſter Sohn Conradin Fotze von Zernetz, zu ſich ins Pfarrhaus kommen, und ſagten dieſen Herren in Gegenwart von 7. andern Predigern, was ſie, von den ihrem Bruder, dem Herrn von Razünß, ertheilten Bulle und Breve's vernommen hätten. Sie gaben ihnen auch ihr Mißfallen über dieſes verwegene Unternehmen des Pabſtes ſowohl, als ihres Herrn Bruders zu erkennen, und baten ſie inſtändigſt, denſelben dahin zu vermögen, daß er jene Päbſtliche Urkunden dem Landsfürſten übergebe, und ſeine Anſprüche auf die Probſtey von Tell aufgebe; widrigenfalls müßten ſie dem Volke die ganze Sache entdecken.

Anſtatt nun aber ſich mit einem ſo guten Rathe die Gewogenheit dieſer Herren zu erwerben, wie ſie gehoft hatten, wurden ſie von ihnen mit Schimpfworten belegt, und mit ihrer Ungnade bedrohet, wenn ſie nicht weiſe ſeyn, und ſich ruhig verhalten würden.

Nachdem ſich indeſſen ihr Zorn ein wenig abgekühlt hatte, kamen ſie wieder, und verſicherten: Ihr Bruder,

der Freyherr von Razünß, habe niemals im Sinn gehabt sich der Päbstlichen Bulle zu seinem Vortheile zu bedienen; er wünsche blos die Probstey von Tell für seinen Sohn zu erhalten; und wenn sie ihm zur Erlangung derselben nicht hinderlich, sondern vielmehr behülflich seyn wollten, so wolle er das grosse Päbstliche Diplom vor ihren Augen zerreissen; er lasse sie bey allem was heilig sey bitten, ihm diesen Gefallen zu erweisen. Sie baten darauf um zwey Stunden Bedenkzeit, um sich mit den andern anwesenden Pfarrherren darüber zu berathen, und gaben endlich zur Antwort: Wenn der Herr von Razünß Päbstliche Breve's in dieser Sache besitze, so soll er sie nicht in ihrer Gegenwart zerreissen, sondern dem Herrn Burgermeister von Chur *), der ja sein Freund sey, übergeben, oder in desselben Gegenwart solche zernichten; sodann müsse er seinen Vorsatz, sich der Probstey von Tell und ihrer Einkünfte, die bereits zum Beßten der Evangelischen Religion bestimmt wären, zu bemächtigen, fahren lassen. Würde er sich hierzu verstehen, so versprächen sie und die übrigen anwesenden Herren Pfarrherren heilig, das tiefste Stillschweigen gegen jedermann zu beobachten; doch könnten sie sich nicht für andere verbürgen, denen das Bullengeschäft vielleicht auch schon bekannt wäre. Inzwischen sey, im Fall auch die Sache bekannt würde, im geringsten nichts für ihn zu befürchten, wenn er nur die Bulle und Breve's, wie gesagt, dem Herrn Burgermeister behändige, und auf die Besitznehmung jener Probstey für sich und seinen Sohn resigniere. Sie bäten ihn sehr, hierinfalls nachzugeben; denn im Weigerungsfalle würden sie um kein Haar breit von ihrer der Religion und dem Vaterlande schuldigen Treue abweichen; und wenn dem

*) Ambrosi Marti, ein enger Freund des Herrn von Razünß, der sich seinethalben ausser Lands flüchten mußte.

dem Herrn von Razünß etwas unbeliebiges begegnen sollte, welches ihnen sehr Leid wäre, so wollten sie sich hiemit schon im voraus von aller Schuld losgesagt haben, die nur allein auf denjenigen falle, der guten Rath verachte. Diesem fügten sie noch verschiedene Gründe bey, warum sie nicht anders handeln könnten. Allein alle Vorstellungen der Pfarrherren waren vergebens, weil sich der Herr von Razünß so wohl auf sein eigenes Ansehn, als auf die Unterstützung seiner Freunde verließ; und er suchte seinen Vorsatz, die gedachte Probstey auf irgend eine Weise zu erlangen, zu seinem äussersten Verderben, auszuführen.

Bald darauf wurden die Pfarrherrn von Chur von verschiedenen Gemeinden des Gottshausbundes, wie auch von einigen Privatpersonen, schriftlich aufgefodert: Wenn sie von irgend einer, dem gemeinsamen Vaterlande bevorstehnden Gefahr, oder hinterlistigen Nachstellung, Nachricht erhalten hätten, wie das Gerücht sage, daß wirklich so etwas vorhanden sey, so sollten sie dieselbe nicht verhehlen, sondern alles treulich entdecken. Die Pfarrherren beriethen sich nun über die zu ergreifenden Maaßregeln mit dem Burgermeister und Rath von Chur; und das Resultat dieser Berathschlagung war, die Päbstliche Bulle wörtlich, treu, und so genau als möglich, in deutscher und romanscher Sprache zu übersetzen, Abschriften an die Reformirten Pfarrherren zu senden, und die ganze Sache, wie sie an sich war, geradehin zu entdecken. Der Abschrift legten sie noch ein Sendschreiben bey, und ermahnten die Pfarrherren ihre Schuldigkeit gegen ihre Gemeinden zu thun, und dieselben für die hinterlistigen Nachstellungen des Pabstes, nicht nur in Rücksicht der gegenwärtigen Bulle, sondern auch wegen seines eifrigen Bestrebens, sich durchs Ritterschlagen Freunde in Bündten zu machen, zu warnen, und

überhaupt ihr ganzes Augenmerk auf die Abwendung alles Unheils von der Republick zu richten; doch bey alle dem das Volk beständig vom Auflauf abzuhalten, und zu trachten, alles den Weg Rechtens behandeln zu lassen.

Als sie daher die Beschuldigung boshafter Leute, als ob sie Aufrührer wären, vernahmen, bewiesen sie ihre Unschuld so wohl in verschiedenen Briefen, als auch auf Bunds- und Beytagen, selbst in Gegenwart des Herrn von Räzünß, zum öftern auf das nachdrücklichste. Ja was noch mehr ist, die Sache selbst spricht am meisten für ihre Unschuld. Denn gerade diejenigen, die solche Ermahnungen von ihnen erhalten hatten, hielten sich am ruhigsten, und behandelten den Herrn von Räzünß mit mehrerer Milde und Güte; wie zum Beweis die Churer, Davoser, Engadiner, u. a. m. Als die Engadiner von ihnen zu wissen begehrten, was sie thun sollten? gaben sie denselben zu verstehen: Es würde am schicklichsten seyn, ihre Fahnen nicht wie die übrigen Gemeinden zu lupfen, sondern nur die laut Conventionen von ihnen gefoderte Anzahl ihrer Leute abzuschicken; welches dann auch wirklich geschahe. Der größte Theil der Katholicken, an den sie niemals geschrieben hatten, bezeigte sich in allen Stücken wilder und ungeschlachter. Und wenn schon einige von denen, an die sie sich gewandt hatten, unbändig und wild waren, so muß man dieses nicht ihren Briefen, sondern der Gemüthsart dieser Leute zuschreiben. Hieraus wird man hoffentlich ersehen können, ob sich die Evangelischen Prediger überhaupt, und die von Chur insbesonders, irgend eines Verbrechens bey diesen Unruhen, und dem dadurch verursachten Tode des Herrn von Räzünß, schuldig gemacht haben.

* * *

Möchten mir doch einige Leser des Museums durch die Verleger desselben wissen lassen, ob sie mehrere Bruchstücke dieses Werkes, oder das ganze in diesem Geiste geschriebene Buch des um die Geschichte seines Vaterlandes so verdienten Gulers zu lesen wünschen?

H. L. Lehmann von Petershagen.

II.

Auszüge aus der Lebensgeschichte eines armen Mannes.

(Geschrieben i. J. 1781 — 85.)

(Fortsetz. S. Mus. 4. Jahrg. 5. Heft. S. 365. u. f.)

XXVIII.

Wie? Schon Grillen im Kopf?

— Und warum nicht? Wenn einer in sein zwanzigstes geht, darf er schon ahnden, es gebe zweyerley Leuthe. Der Weibel hatte ein bluthübsches Töchtergen, aber scheuh' wie ein Hase. Es war mir eine Freud' wenn ich sie sah, ohne zu wissen warum? Nach ettlichen Jahren heurathete sie einen Schlingel, der ihr ein Häufchen Jungens auflud, und sich endlich als ein Schelm aus dem Land machte. Das gute Kind!

Dann hatte unser Nachbar Uli eine Stieftochter, Aennchen; die konnt' ich alle Sonntage sehn. Allemal winselt' es mir ein wenig um's Herzgrübchen. Ich wußte wieder nicht warum? denk' aber wohl, weil's mich so hübsch dünkte: Einmal an etwas anders kam mir gewiß nicht der Sinn. An den gedachten Sonntagen zu Abend machten wir — denn es gab da junger

Burſche genug — mit einander Buntreihen, Kettenſchleuf-fen, Haberſieden, Schühle verbergen, u. ſ. f. Ich war wie in einer neuen Welt; nicht mehr ein Eremit wie im Dreyſchlatt. Nun merkt' ich zwar, daß mich Aennchen wohl leiden mocht'; dacht' indeſſen, ſie würd' ſonſt ſchon ihre Liebſten haben. Einſt aber hatte meine Mutter die Schwachheit, mir, und zwar als wenn ſie ſtolz drauf wäre, zu ſagen: Aennchen ſehe mich gern. Dieſer Be-richt raunte mir, wie ein Feuer durch alle Glieder. Bis-her hielt ich dafür, meine Eltern würden's nicht zugeben, daß ich noch ſo jung nur die geringſte Bekanntſchaft mit einem fremden Mädchen hätte. Itzt aber (ſo wichtig iſt es, die Menſchen in nützlichen Meynungen auch nur durch kein unvorſichtiges Wort irre zu machen!) merkt' ich's meiner Mutter deutlich an, daß ich ſo etwas ſchon wagen dürfte. Indeſſen that ich wohl nicht dergleichen; aber meine innre Freud' war nur deſto gröſſer, daß man mir itzt ſelbſt die Thür aufgethan, unter das junge luſti-ge Volk zu wandeln. Von dieſer Zeit an, verſteht ſich's ſchnitt' ich bey allen Anläſſen Aennchen ein entſchieden freundlich Geſichtgen; aber daß ich ihr mit Worten etwas von Liebe ſagen durfte — o um aller Welt Gut willen hätt' ich dazu nicht Herz gehabt. Einſt erhielt ich Erlaub-niß auf den Pfingſt-Jahrmarkt zu gehn: Da ſann ich lang hin und her, ob ich ſie auf's Rathshaus zum Wein führen dürfe? Aber das ſchien mir ſchon zu viel gewagt. Dort ſah ich ſie eins herumſchlängeln. Herodes mag das Herz nicht ſo gepocht haben, als er Herodias Toch-ter tänzeln ſah! Ach! ſo ein ſchönes, ſchlankes nettes Kind, in der allerliebſten Zürchbietler-Tracht! Wie ihm die goldfarbnen Zöpf ſo fein herunterhiengen! — Ich ſtellte mich in einen Winkel, um meine Augen im Ver-borgnen an ihr waiden zu können. Da ſagt' ich zu mir ſelbſt: Ah! in deinem Leben wirſt du, Lümmel, nie das

Glück haben, ein solch Kind zu bekommen! Sie ist viel viel zu gut für dich! Hundert andre weit bessre Kerls werden sie lang lang vor dir erhaschen. So dacht' ich, als Aennchen, die mich und meine Schüchternheit schon eine geraume Zeit mochte bemerkt haben, auf mich zukam, mich freundlich bey der Hand nahm, und sagte: „Uli! führ' du mich auch Eins herum"! Ich, feuerroth, erwiederte: „Ich kann's nicht, Aennchen! gewiß „ich kann's nicht"! „So zahl' mir denn eine Halbe*)", versetzte sie, ich wußt' nicht recht ob im Schimpf oder Ernst. „Es ist dir nicht Ernst, Schleppsack", erwiedert' ich darum. Und sie: „Mi See**) s'ist mir Ernst"! Ich todtblaß: „Mi See, Aennchen, ich darf heut nicht! „Ein andermal. Gewüß ich möcht' gern, aber ich darf „nicht"! Das mocht ihr ein wenig in den Kopf steigen; sie ließ sich's aber nicht merken, trat, mir nix dir nix, rückwerts, und machte ihre Sachen wie zuvor. So auch ich — stolperte noch eine Weile von einer Ecke in die andre, und machte mich endlich, wie alle übrigen, auf den Heimweg. Ohne Zweifel daß Aennchen auf mich Acht gegeben. Einmal nahe beym Dorf kam sie hinter mir drein: „Uli! Uli! Jetzt sind wir allein. Komm' „noch mit mir zu des Seppen, und zahl mir eine Hal„be"! „Wo du willst", sagt' ich; und damit setzten wir ein Paar Minuten stillschweigend unsre Strasse fort. „Aennchen! Aennchen"! hob ich dann wieder an: „Ich „muß dir's nur grad sagen, ich hab' kein Geld. Der „Aeti giebt mir keins in Sack, als etwa zu Einem Schöpp„lein; und das hab' ich schon im Städtlin verbutzt. Glaub' „mir's ich wollt' herzlich gern — und dich dann heim„geleiten! O! Aber da müßt' ich dann wieder meinen „Vater fürchten. Gwüß, Aennchen! s'wär das erste

*) Halbe Maaß Wein.

**) Mein Seel'!

„mal. Noch nie hätt' ich mich unterstanden, ein Mädle „zum Wein zu führen; und jetzt, wie gern ich's möcht', „und auf Gottes Welt keine lieber als dich — bitte bitte, „glaub' mir's — kann und darf ich's nicht. Gwüß ein „andermal, wenn du mir nur wart'st, bis ich darf und „Geld hab'". „Ey Possen, Närrlin"! versetzte Aennchen: „Dein Vater sagt nichts; und bey der Mutter „will Ich's verantworten — weiß schon, wo der Haas „lauft. Geld? Mit samt dem Geld! 's ist mir nicht „um's Trinken, und nicht um's Geld. Da" (und griff ins Säcklin) „hier hast du, glaub' ich, gnug zu zahlen, „wie's der Brauch ist. Mir wär's Ein Ding; Ich wollt' „lieber für Dich zahlen, wenn's so Mode wär'". Paf! jetzt stand ich da, wie der Butter an der Sonne; gab endlich Aennchen mit Zittern und Beben die Hand; und so gieng's vollends ins Dorf hinein, zum Engel. Mir ward's Blau und Schwarz vor den Augen, als ich mit ihr in die Stube trat, und da alles von Tischen voll Leuthen wimmelte, die, einen Augenblick wenigstens, auf uns ihre Blicke richteten; indessen deucht' es mich dann auch wieder: Himmel und Erde müß' Einem gut seyn, der ein so holdes Mädchen zur Seite hat. Wir tranken unsre Maaß aus — so weder zu langsam noch zu geschwind; zu Schwatzen gab's — ich denk' durch meine Schuld — eben nicht viel. Entzückt, und ganz durchglüht von Wein und Liebe, aber immer voll Furcht, führt' ich nun das herrliche Kind nach Haus bis an die Thüre. — Keinen Kuß? Keinen Fuß über ihre Schwelle? — Ich schwör es: Nein! Auch ich lief nun schnurstracks heim, gieng mausstill zu Beth', und dachte: Heut wirst du bald, und süsser entschlummern, als sonst noch nie in deinem Leben! Aber, wie ich mich betrog'! Da war von Schlaf nur keine Rede. Tausend wunderbare Grillen giengen mir im Kopf herum, und wälzten mich

auf meinem Lager hin und her. Hauptsächlich aber, wie verwünscht' ich jetzt meine kindische Blödigkeit und Furcht: „O das himmlische süsse Mädchen„! dacht' ich jetzt: „Konnt' es wohl mehr thun — und Ich weniger? Ach! „es weißt nicht, wie's in meinem Busen brennt — und „nur durch meine Schuld. O ich Hasenherz! Solch „ein Liebchen nicht küssen, nicht halb zerdrücken? Kann „Aennchen so einen Narren, so einen Lümmel lieben? „Nein! Nein! — Warum spring' ich nicht auf und da„von zu ihrem Haus, klopf' an ihrer Thür' und rufe: „Aennchen, Aennchen, liebstes Aennchen! Steh' auf, „ich will abbitten! O, ich war ein Ochs, ein Esel! „verzieh mir's doch! Ich will's künftig besser machen, „und dir gewiß zeigen, wie lieb mir bist! Herziger Schatz! „ich bitt' dich drum, sey mir doch weiter gut und gieb „mich nicht auf — Ich will mich bekehren — bin noch „jung — und was ich nicht kann, will ich lernen„, u. s. f. So machte mich, gleich vielen andern, die erste Liebe zum Narrn.

XXIX.

So geht's.

Des Morgens in aller Frühe flog ich nach Aennchens Haus — Ja, das hätt' ich thun sollen, that's aber eben nicht. Denn ich schämt' mich vor ihr, daß mir's Herz davon weh that — in die Seel' hinein schämt, ich mich, vor den Wänden, vor Sonn' und Mond, vor allen Stauden schämt' ich mich, daß ich gestern so erzalbern that. Meine einzige Entschuldigung vor mir selber war diese, daß ich dachte: Es hätte so seine eigne studirte Art mit den Mädels umzugehn, und ich wüßte diese Art nicht. Niemand sage mir's, und ich hätt' nicht das Herz jemand zu fragen. Aber so (roch's mir dann

wieder auf) darfst du Aennchen nie, nie mehr unter Augen treten; fliehen mußt du vielmehr das holde Kind, oder kannst wenigstens nur im Verborgnen mit ihr deine Freud' haben, nur verstohlen nach ihr blicken. — Inzwischen macht' ich eine neue Bekanntschaft mit ein Paar Nachbarsbuben, die auch ihre Schätz' hatten — um etwa heimlich von ihnen zu erfahren, wie man mit diesen schönen Dingen umgehen, und es machen müsse, wenn man ihnen gefallen wolle. Einmal nahm ich gar das Herz in beyde Händ' und fragte sie darum; aber sie lachten mich aus, und sagten mir so närrisches und unglaubliches Zeug, daß ich nun gar nicht mehr wußte, wo ich zu Haus war.

Inzwischen ward diese Liebesgeschichte, die ich doch gern vor mir selber verborgen hätte, bald überall laut. Die ganze Nachbarschaft, und besonders die Weiber, gaften mir, wo ich stuhnd und gieng, ins Gesicht, als ob ich ein Eisländer wäre: „Ha, Ha, Uli„! hieß es dann etwa: „Du hast die Kindsschuh' auch verheyt„. Meine Eltern wurden's ebenfalls inne. Die Mutter lächelte dazu, denn Aennchen war ihr lieb: Aber der Vater blickte mich desto trüber an; doch ließ er sich kein Wörtgen verlauten, als ob er wirklich in meinen Busen Unrath läse. Das war nur desto peinigender für mich. Ich gieng indessen überall umher, wie der Schatten an der Wand, und wünschte oft, daß ich Aennchen nie mit einem Aug gesehen hätte. Auch meine Bauersleuthe rochen bald den Braten, und spotteten meiner.

Eines Abends kam mir Aennchen so in den Wurf, daß ich ihr nicht entwischen konnte. Ich stuhnd da wie versteinert. „Uli„! sagte sie, „komm heut z'Nacht ein „Bißli zu mir, ich hab' mit dir z'reden. Willst kom„men, sag„? — „Ich weiß nicht„, stotterte ich. — „Eh, komm! Ich muß nothwendig mit dir reden; sag,

„verſprich mir's„! „Ja, ja gwiß wenn ich kann„! Wir mußten ſcheiden. Ich rannte eilends nach Haus. Himmel! dacht' ich, was mag das ſeyn? Kann das liebe Aennchen mir noch ſo freundlich begegnen? Soll ich, darf ich — Ja, ich muß, ich will gehn. — Nun gerieth ich — ob aus Ehrlichkeit oder Liſt weiß ich ſelbſt nicht — auf den guten Einfall, das Ding der Mutter zu ſagen. „Ja, ja, geh' nur„, ſprach dieſe; „ich will dir nach „dem Eſſen ſchon forthelfen, daß kein Hahn darnach „krähen ſoll„. Das war mir recht gekocht. Alles geſagt, gethan. Ich gieng hin, und traf Aennchen, ihre Mutter und ihren Stiefäti (ſie hielten ſonſt eine Schenke) ganz allein an. Ich ließ ein Glas Brennz *) holen, um doch etwas zu thun, bis die Alten im Beth wären, weil ich nichts zu reden wußte. Aus lauter Furcht ſaß ich weit von Aennchen weg — Aber darum mocht' ich's doch kaum erwarten, bis die Eltern zur Ruh giengen. Endlich gerieth's. Da fieng denn mein Liebchen an, in Einem fort zu ſchnättern, daß es lieblich und doch betrübt zu hören war — als ſie mir jetzt über mein kaltes Bezeigen Vorwürf' über Vorwürf' machte, und alles, was ſie die Zeit her über mich ſchwatzen gehört, mir unter die Naſe rieb. Ich faßte Muth, verantwortete mich ſo gut ich konnte, und ſagt' ihr auch gerad' allen Kram heraus, was die Leuth' von ihr redeten, und wofür man ſie hielt — von meinen Geſinnungen hingegen kein Wort: „So„! ſagte ſie: „Was ſchiert mich der Leuthe „Reden! Ich weiß ſchon, wer ich bin — und hinter dir „hätt' ich doch ein wenig mehr als ſo viel geſucht. Macht' „aber nichts, ſchadt gar nichts„! Nachdem dieſer Wortwechſel noch ein Weilchen fortgedauert hatte, und mir das Brenz ein wenig in den Kopf ſtieg, wagt' ich's, ihr ein Bißlin näher zu rücken; denn das zwar bös ſchei-

*) Branntwein.

nende, aber verzweifelt artige Raisonnieren gefiel mir in der Seele wohl. Ich erkühnte mich so gar, ihr einige läppische Lehrstücke von erznärrischen Liebkosungen zu machen. Sie wies mich aber frostig zurück, und sagte: „Kannst mir warten! Wer hat dich das gelehrt„? u. d. gl. Dann schwieg sie eine Weile still, guckte steif ins Licht, und ich, ein gut Klafter von ihr entfernt — ihr in's Gesicht: O ihre zwey blauen Aeuglin, die gelben Haarlocken, das nette Näschen, das lose Mäulchen, die sanft rothen Bäcklin, das feine Ohrläppchin, das geründelte Kinn, das glänzend weisse Hälschen — O in meinem Leben hab' ich so nichts gesehn — Kein Mahler vom Himmel könnt's schöner mahlen. „Dürft' ich doch„ (dacht' ich) „auch nur ein eineinziges Mal einen Kuß „auf ihr holdes Mündlein thun. Aber nun hab' ich's „schon wieder — und Ach! wohl gewiß auf ewig verdor„ben„. Ich nahm also kurz und gut Abschied. Ganz frostig sagte sie: „Adieu„! Ich noch einmal: „Leb wohl, „Anne„! — und im Hertzen: Leb' ewig wohl, herzallerliebstes Schätzgen! — — Aber vergessen konnt' ich sie nun einmal nicht. In der Kirch' sah' ich sie mehr als den Pfarrer; und wo ich sie erblickte, war mir wohl ums Herz. Eines Sonntag Abends sah ich einen Schneiderbursch, Aennchen heimführen. Wie da urplötzlich mein Blut sich empörte, und alle Säfte mir in allen Gliedern rebellierten! Halb sinnlos sprang ich ihnen auf dem Fuß nach. Ich hätte den Schneider erwürgen können; aber ein gebietender Blick von Aennchen hielt mich zurück. Inzwischen macht' ich ihr nachwerts bitt're Vorwürf' drüber, und eine ganze Litaney von räudigen Schneidern und Schneidereigenschaften. Dacht' halt: Verloren ist verloren! — Aber Anne blieb mir nichts schuldig, wie ihr's leicht denken könnt.

XXX.

Immer noch Liebesgeschichten. Doch auch anders mitunter.

Laßt mich meine Kinder, Freunde, Leser! wer Ihr seyn mögt', ich bitt' Euch, laßt mich ein Thor seyn! Es ist Wohllust — süsse, süsse Wohllust, so in diese seligen Tage der Unschuld zurückzugehn — sich all' die Standorte wieder zu vergegenwärtigen, und die schönen Augenblick noch einmal zu fühlen, wo man — gelebt hat. Mir ist, ich werde von neuem jung, wenn ich an diese Dinge denke. Ich weiß alles noch so lebhaft, wie's mir war, wie's mich deuchte; empfinde noch jedes selige Weilchen, das ich mit meinem Aennchen zubrachte, — möchte jeden Tritt beschreiben, den ich an ihrer Seite that. Verzeiht mir's, und überschlagt's, wenn's Euch eckelt.

Aennchens Stiefäti war ein leichtsinniger Brenzwirth; ihm galt's gleichviel, wer kam und ihm sein Brenz absoff. Ich war nun in Kurzem bey seinem Töchtergen wieder wohl am Brett, und genoß dann und wann ein herrliches Viertelstündchen bey ihr. Das lag nun meinem Vater gar nicht recht. Er sprach mir ernstlich zu; es half aber alles nichts; Aennchen war mir viel zu lieb. Fürchterlich schimpft' er bisweilen auf dieß verdammte Brenznest, wie er es nannte; und Anne sah' er für eine liederliche Dirn' an — und doch, Gott weiß es! das war sie — wenigstens damals nicht; das redlichste, brävste Mädchen das ich je unter Händen gehabt, fast meiner Länge, so schlank und hübsch geformt, daß es eine Lust war. Aber ja, schwätzen konnt' sie wie eine Dohle. Ihre Stimme klang wie ein Orgelpfeifchen. Sie war immer munter und allert; um und um lauter Leben; und das macht' es eben, daß mancher Sauertopf

so schlimm von ihr dachte. Wenn meine Mutter meinen Vater nicht bisweilen eines Bessern belehrt, er hatt' mit Stock und Stein drein geschlagen.

So verstrich der Sommer. Noch in keinem hatten mir die Vögel, die ich alle Morgen mit Entzücken behorchte, so lieblich gesungen. Gegen den Herbst zogen wir in die Pulverstampfe. Herr Amman H. nahm nämlich um diese Zeit meinen Vater zum Pulvermacher an. Der Meister, C Gasser, wurde von Bern verschrieben, und lehrt' uns dieß Handwerk aus dem Fundament, so daß wir auch das Schwerste in wenig Wochen begreifen konnten. Unter anderm war mein Aeti froh, mich itzt ein Stück weit von Aennchen weg zu haben. Auch überwand ich mich ziemlich lang' — als das liebe Kind einst unversehns zu uns zu Stubeten *) kam. Ich erschrack sehr, und dacht' wohl, da würd' ein Wetter losgehn. So lang' sie da war, hingen des Vaters Augbraunen tief herunter; er schnaubte vor Grimm, redte kein Wort — horchte aber, wie man leicht merken mochte, auf alle Scheltwort'. O, wie dauerte mich das herrliche Schätzchen! Würd's doch mein Vater, wie Ich, kennen wie ganz anders wär's da empfangen worden. Des Abends geleitete ich sie nach Haus. Noch war ich immer der alte blöde Junge. Sie neckte mich artlicher als sonst noch nie; aber doch mußt's geneckt seyn. Morgens drauf, da erst ging des Aetis Predigt an: Was er an Aennchen ungereimtes bemerkt — oder vielmehr bemerkt haben wollte — was er gehört — und nicht gehört, sondern nur vermuthet, das alles kam in die Nutzanwendung dieser schönen Sermon. Allerhand Spottnamen — und kurz, alles, was Aennchen in meinen Augen verächtlich machen sollte, blieb per se nicht aus. Und wirklich, so lieb mir das Mädchen war, nahm ich mir

*) Zum Besuche.

itzund doch vor, von ihr abzustehn, weil mir der Vater sie schwerlich jemals lassen würde, und inzwischen noch mancher Ehrenpfenning ihretwegen spaziren müßte. Gleichwohl darf ich zu ihrem Preiß auch das nicht verschweigen, daß sie mich nie um Geld bringen wollte, ja daß sie sogar, wann ich für sie etwa ein Brenzlin zahlte, nicht selten die Uerte mir heimlich wieder zusteckte. Eines Tags nun sagt' ich zum Aeti: „Ich will nicht mehr „zur Anne gehn', ich versprich dir's „. „Das wird „mich freuen „, sprach er, „und dich nicht gereuen. „Uli! Ich meyn's gwiß gut mit dir. — Sey doch „nicht so wohlfeil. — Du bist noch jung, und kömmst „noch alleweil früh gnug zum Schick. — Unterdessen „geht's dir sicher mehr auf als ab. — So Eine giebt's „noch wann der Markt vorbey ist. — Führ' dich brav „auf, bet' und arbeite, und bleib fein bey Haus. Dann „giebst ein rechter Kerl, ein Mann in's Feld, und, ich „wette, bekommst mit der Zeit ein braves Baurmädle. Indessen will ich immer für dich sorgen „, u. s. f. u. f.

So gieng der Winter vorbey. Aber mein Wort hielt ich wenig, und sah Aennchen, so oft es immer ingeheim geschehen konnte.

Von Gallitag bis in März konnten wir kein Pulver machen. Ich verdiente also mein Brodt mit Baumwollenkämmen, die andern mit Spinnen. Der Vater machte die Hausgeschäft', las uns etwa an den Abenden aus David Hollatz, Böhm und Meads Beynahe-Christ die erbaulichsten Stellen vor, und erklärte uns, was er für unverständlich hielt; aber eben auch nicht allemal am Verständlichsten. Ich las auch für mich. Aber mein Sinn stuhnd meist nicht im Buch, sondern in der weiten Welt.

XXXI.

Nur noch dießmal.

(1755.)

Im folgenden Frühling hieß es: Wohin nun mit so viel Buben? Jacob und Jörg wurden zum Pulvermachen bestimmt; ich zum Salpeterfinden. Bey diesem Geschäft gab mir mein Vater Uli M. einen groben, aber geraden ehrlichen Menschen zum Gehülfen, der ehmals Soldat gewesen, und das Handwerk von seinem Vater her verstuhnd, der in seinem Beruf, aber elend genug verstorben, da er in einen siedenden Salpeterkessel fiel. Wir beyde Ulis fingen also mit einander im Merz 1755. in der Schämatten unsern Gewerb an. Da gab's dann unter der Arbeit allerley Gespräche, die dann M. durch irgend einen Umweg — und wie ich nachwerts erfuhr, geflissen, vielleicht gar auf Anstiften meines Vaters — meist auf Heurathsmaterien zu lenken wußte, und mir endlich eine gewisse schon ziemlich ältlichte Tochter zur Frau empfahl, die bald auch meinen Eltern, dem Aeti besonders, eben ihres bestandenen Alters und stillen Wandels wegen sehr wohl gefiel. „Ihnen zu gefallen, führt' ich diese Ursel (so hieß sie) ein Paarmal zum Wein. Mein Uli machte gar viel Rühmens von diesem Esaugesicht, das er, nach seiner eignen Sag', schon vor zehn Jahren careßirt hätte. Daß ich eben wenig Reitzendes an ihr entdeckte, versteht sich schon. Eine Stunde bey ihr dünkte mich eine halbe Nacht, so gut sie mir immer begegnete — ja, je besser, desto schlimmer für mich. Uebrigens trug sie eine ordentliche Bauerntracht. Aber mit Aennchen verglichen, war's halt wie Tag und Nacht. Als mich daher letztre eines Tags an der Straß auffieng, sprach sie mit bitterm Spott: „Pfuy, Uli! So ein „Haargesicht, so eine Iltishaut, so ein Tanzbär! Mir

„ sollt' keiner mehr auf einen Büchsenschuß nahe kommen,
„ der sich an einer solchen Dreckpatsche beschmiert hätte! —
„ Uhi! wie stinkst „! Das ging mir durch Mark und Bein. Ich fühlte, daß Aennchen Recht hatte; aber dennoch verdroß es mich. Ich verbiß indessen meinen Unmuth, schlug ein erzerzwungenes Gelächter auf, und sagte: „ Gut, gut, Aennchen! Aber nächstens will ich „ dir alles erklären „! und damit gingen wir von einander. — Es währte kaum 24. Stunden, so gab ich meiner grauen Ursel förmlichen Abschied: Sie sah mir wehmüthig nach, und rief immer hinten drein: „ Ist denn „ nichts mehr zu machen? — Bin ich dir zu alt, oder „ nicht hübsch gnug? — Nur auch noch Einmal „, u. dgl. Aber ein Wort, ein Mann.

Am nächsten Hubeijatag, wo Aennchen auch gegenwärtig war, sah sie, daß ich allein trank. Sie kam freundlich gegen mir, und lud mich auf den Abend ein. Voll Entzücken flog ich zu ihr hin, und merkte bald, daß ich wieder recht willkomm war, obschon mir das schlaue Mädle über meine Bekanntschaft mit Urseln aufs neue die bittersten Vorwürfe machte. Ich erzählte ihr haarklein alles, wie das Ding zugegangen. Sie schien sich zu beruhigen. Das machte mich herzhafter; ich wagte zum erstenmal, es zu versuchen, sie an meine Brust zu drücken, und einen Kuß anzubringen. Aber, Potz Welt! da hieß es: „ So! Wer hat dich das ge„ lehrt? G'wiß die alte Hudlerin. Geh, geh, scheer' „ dich, und sitz' erst ins Bad, dir den Unrath abzuwa„ schen. „ — Ich. „ Ha! Ich bitt' dich, Schätzle! sey „ mir nicht curios. Hab' dich ja alleweil geliebt, und „ lieb dich je länger je stärker. Laß mich doch — nur „ auch eins „! — Sie. „ Abslut nicht! Um alles Geld „ und Gut nicht! Fort, fort, nimm deine Trallwatsch, „ die dir das Ding gewiesen „! — Ich. „ Ach! Aennchen!

„ Schätzchen! Laß mich doch! Hätt' dich schon lang „ schon, für mein Leben gern — Ach mein Gott „! — Sie. „ Laß mich doch gehn — ich bitt' dich! — Gwiß „ nicht. — Einmal itzt nicht „. — Endlich sagte sie freundlich lächelnd: „ Wenn du wiederkommst „! Aber dreymal, wenn ich wiederkam, fieng das verschmitzte Mädchen immer das nämliche Spiel an. Und so können diese schlauen Dinger die dummen Buben lehren. Endlich schlug die erwünschte Stunde: „ Aennchen, „ Aennchen! liebstes Aennchen! Kannst's auch über's „ Herz bringen? Bist mir doch so herzinniglich lieb! Und „ ich sollt' kein einzig Mal dein holdes Mündchen küs„ sen? Gelt, du erlaubst's mir? — Ich kann's länger „ nicht aushalten. Lieber will ich dich ganz und gar „ meiden „. Itzt drückte sie mir freundlich die Hand, sagte aber wieder: „ Nun gewiß, das nächstemal, wenn „ du wiederkommst „! Hier fieng mir an, die Geduld auszugehn. Ich ward wild, und schnippisch. Sie hinwieder befürchtete glaublich Unrath; foppte mich zwar, wie es scheinen sollte, noch immer fort, daß es eine Lust war. — Aber mit Eins kam ihr ein Thränchen ins Aug', und sie wurde zahm wie ein Täubchen: „ Nun ja „! sagte sie: „ 's ist wahr, du hast doch die Prob' ausge„ ha ten — Du solltest mir für deine Sünd' büssen. „ Aber die Straf' hat mich mehr gekostet, als dich, lie„ bes, herziges Uechelin *) „! Dieß sagte sie mit einem so süssen Ton, der mir itzt noch, wie ein fernes Silberglöcklin ins Ohr läutet: Ha! (dacht' ich einen Augenblick) Itzt könnt' ich dich wieder strafen, loses Kind! — Aber ich bedacht' mich bald eines Bessern — riß mein Liebchen in meine Arme, gab ihr wohl tausend Schmätzchen auf ihr zartes Gesichtlin überall herum, von einem Ohr bis zum andern — und Aennchen blieb mir kein

einziges

*) Diminutif von Uchel (Ulrich).

einziges schuldig; nur daß ich schwören wollte, daß die ihrigen noch feuriger als die meinigen waren. So gieng's ohne Unterlaß fort mit herzen, und schäckern, und plaudern, bis zur Morgendämmerung. Itzt kehrt' ich jauchzend nach Haus, und glaubte der erste und glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden zu seyn. Aber bey allem dem fühlt' ich's lebhaft: Noch fehle mir — und dann wußt' ich doch nicht was? Meist aber kam's, glaub ich, darauf hinaus: O könnt' ich mein Aennchen — könnt' ich dieß holde holde Kind doch ganz ganz besitzen — völlig völlig mein heissen — und ich sein — sein Schätzgen, sein Liebchen. Wo ich darum stand und gieng, waren meine Gedanken bey ihr. Alle Wochen durft' ich eine Nacht zu ihr wandeln; die schien mir eine Minute, die Zwischenzeit sechs Jahre zu seyn. O der seligen Stunden! Da setzte es tausend und hunderterley verliebte Gespräche — da eiferten wir in die Wette, einander in Honigwörtgen zu übertreffen; und jeder neue oder alte Ausdruck galt einen neuen Kuß. — Ich mag nicht schwören — und schwöre nicht — aber das waren gewiß nicht nur die seligsten, sondern — auch die schuldlosesten Nächte meines Lebens! — Und doch — ich darf's noch einmal nicht verbergen — aber Aennchens Ruf war nicht der beßte. Dieß hatte sie ohne Zweifel ihrem freyen, geschwätzigen Mäulchen zu verdanken. Ich hingegen habe stets und immermehr das redlichste, beßte, züchtigste Mädchen an ihr gefunden. Freylich — von jenen mannigfaltigen eigentlichen Verführer-Künsten braucht' ich, und kannt' ich wirklich keine — und doch bin ich vollkommen überzeugt, daß sie auch dergleichen siegreich widerstanden wäre.

So gieng der mir unvergeßliche Sommer des Jahrs 1755. wie eine Woche vorbey; und täglich gewann ich mein Aennchen lieber. Vor alle andern Mädels

eckelte mir's, obgleich ich von Zeit zu Zeit Gelegenheit hatte, mit den artlichsten Töchtern des Lands bekannt zu werden. — Inzwischen war ich ein muntrer Salpeterfinder, bald allein, bald in Gesellschaft mit jenem andern Uli, der sich noch immerfort grosse Mühe gab, mir die wunderbarsten Dinger anzukuppeln. Aber — Puh! — davon war nun keine Rede mehr, nebendem daß ich jetzt noch überall an kein Heurathen denken durfte.

Die Fortsetzung nächstens.

III.

Von der Privaterziehung.

Bruchstücke aus dem Tagebuch des Bürgers einer Schweitzerschen Hauptstadt.

Soleo sœpe in aliena castra transire, non tanquam transfuga sed tanquam explorator. *Cicero.*

I.

Insgemein sind in meiner Vaterstadt, wie in andern Hauptstädten der Schweitz, die Hauslehrer junge Akademiker, Studenten von 18 bis 20 Jahren, selbst weder erzogen, noch gebildet; die sich diesem Berufe gröstentheils wiedmen, um auf ihrer akademischen Laufbahn sich besser durchzubringen, auf die Zukunft sich Gönner zu erwerben, und diesen langen und dornichten Weg zum Tempel der Musen, oder zu einer Dorfpfarre, zu erleichtern und zu verkürzen. Vermögliche und Unabhängige achten ihre Freyheit, Zeit und Arbeit zu hoch, um sie an andere zu verschenken oder zu verkaufen. Einem solchen Schüler (denn Schüler sind unsere meisten Hauslehrer) sind alle Väter, die ihre Söhne der öffentlichen

Erziehung nicht anvertrauen wollen, gezwungen, dieselben in die Lehre zu geben. Was kann, was soll man aber von einem derley Lehrer erwarten? Daß er lehre, was er nicht versteht; übe, was er nicht kennt? Wissenschaften, Künste aller Art, Sitten, Tugend? Wie? Wäre das nicht zu viel gefodert? Und doch fodert man wohl zum öftern noch gar von ihm einen Kopf, fähig einen ganzen Erziehungsplan zu entwerfen und auch auszuführen, der sich zu dem Stande, der Lage, der Bestimmung des Jünglings schicke; von welchem allem er aber keinen Begriff hat, noch haben kann, und ohne dessen gründliche Kenntniß doch kein Erziehungsplan gut und richtig, weder in dem Entwurfe noch in der Ausführung seyn wird. Ist es sich denn zu verwundern, daß auf diese Weise bey uns die meisten Privaterziehungen fehlschlagen?

Wenn es also höchst mißlich ist, die Auferziehung seiner Kinder andern zu vertrauen, die solcher selbst noch bedürftig sind, so bleibt einem Vater nichts übrig, als entweder einen eigentlich fähigen, ganz ausgebildeten Mann zu diesem wichtigen Geschäfte aufzusuchen, oder, wo er den nicht findet, oder nicht nach Würde belohnen kann, sich selbst mit der edeln Arbeit zu beladen, wenn er anders seine Söhne keiner öffentlichen Anstalt in oder ausser dem Vaterland vertrauen will.

Gebildete und fähige Hauslehrer und Hofmeister, wenigstens für ältere und bald erwachsene Jünglinge, finden wir nun einmal zu Hause nicht. Unsere Akademiker, die sich dem geistlichen oder weltlichen Stande wiedmen, folgen ihrem Berufe; und die beßten werden dabey angestellt, ehe sie noch zur Ausbildung junger Leuten dienen könnten. Diese braucht mehr als Schulkenntnisse: Einsicht, Erfahrung, Weltkenntniß, die man von ihnen nicht fordern kann. Zur Unterweisung in den Anfangsgründen ihrer eigenen Studien, d. h. von dem

was sie gelernt haben, können sie in jüngern Jahren vielleicht wohl dienen — aber Wie in dem, was sie nicht kennen? Und dann haben solche Lehrer noch selbst Aufsicht und Leitung nöthig, und verdoppeln nur die Mühe und Sorge der Väter.

Gebildete, fähige Lehrmeister von aussenher zu beschicken, wo sie eben auch nicht gemein sind, und tüchtige immer ihren Platz finden, ist so leicht nicht; und gesetzt, man wäre so glücklich, so können Männer, welchen unsre Sprache, Sitten und Lebensart, fremde sind, uns eben auch nicht ganz anstehen; sie sind daher gewöhnlich noch weniger brauchbar als einheimische, und für die grössere Zahl meiner Mitbürger nebendem zu kostbar. — Und eben so wenig steht ihnen dieser Beruf an. W..d und Z....r sind mir Beweise davon, die ich beyde als Hauslehrer in guten Häusern in hier gesehen habe.

Was bleibt also einem für die Auferziehung seiner Söhne besorgten Vater übrig? Noch einmal meist: Sich derselben selbst zu beladen. Und die beßte Erziehung sollte dies freylich seyn, wo Väter dazu die nöthige Fähigkeit, Zeit und Neigung hätten, und ihre Pflicht kennten und liebten; denn besser könnten sie ja ihre Talente und ihre Stunden nicht anwenden. Aber wie selten sind solche Väter! Wie wenige besitzen dazu die erfoderlichen Kenntnisse und Eigenschaften; und wie wenige, die solche wirklich besitzen, haben dazu den Willen und die erfoderliche Musse? Alle die dem Staate in verschiedenen Ständen dienen, glauben sich dieser Pflicht enthoben, und entschuldigt, wenn sie ein so schönes Amt an andere übertragen. Die in andern Begangenschaften stehen, meynen ebenfalls genug zu thun, wenn sie vermittelst dieser für die Erhaltung und den ökonomischen Wohlstand ihrer Kinder sorgen; und die wenigsten, wenn es ihnen auch nicht an Musse und an Willen fehlte,

wären, zumal zum wissenschaftlichen Unterrichte derselben tauglich. Künstler und Handwerker könnten solche aufs höchste zu ihrem Berufe bilden; in andern Fächern fremde, müssen sie sich ja selbst, für alles was in diesen nicht einschlägt, an andere wenden. — Endlich sind Väter wohl nicht nur den nämlichen Leidenschaften unterworfen wie andere Menschen, die sich sonst gewöhnlich mit der Bildung junger Leute abzugeben pflegen, und die bey diesem wichtigen Berufe so schädlich sind; sondern meist äussern sich diese Leidenschaften, im Verhältniß des mehrern Ansehns und der Gewalt die ihnen über ihre Kinder zukommen, bey ihnen noch stärker als bey andern, und fällt es ihnen eben auch darum noch schwerer, sie zu mäßigen. Daß aber zu viel Feuer und Eifer bey dem Geschäfte der Erziehung eben so grossen Nachtheil als zu viel Frost und Leichtsinn bringe, bedarf wohl keines langen Erweises. Niemand Verständiger wird daher überhaupt das Mißtrauen mißbilligen, welches wohlgesinnte und rechtschaffene Väter in sich selbst zu sezen pflegen, wenn es um die Frage zu thun ist: Ob sie die Bildung und den Unterricht ihrer Kinder selbst übernehmen, oder andern anvertrauen wollen? obwohl dieses bescheidene Mißtrauen freylich auch manchem Leichtsinnigen zur Entschuldigung dienen muß, der mit unverantwortlicher Sorglosigkeit hierüber alle dießfällige Pflichten aus den Augen setzt.

Leider lehrt uns indessen wirklich die Erfahrung, daß die väterliche Auferziehung gewöhnlich eben so unvollkommen als schwer ist, und oft nichts weniger als glücklich für die Kinder ausschlägt. Wir reden hier nämlich einzig von der bürgerlichen und gelehrten Erziehung; denn was die häusliche anbetrift, ist und bleibt solche, mit sehr seltenen Ausnahmen, wohl immer der Eltern Sache; sie muß aber freylich mit jener übereinstimmen, wel-

che sich hinwieder auf sie gründet. Die Auferziehung des Vaters aber ist, neben allen übrigen schon erzählten Gründen, auch darum meist unvollkommen, weil sie zu einseitig ist, und der Mann gewöhnlich alles in der Farbe des Lichtstrahls sieht die in seinem Kopfe vorzieht, und die Welt nach seinen Begriffen davon beurtheilt. Ist er z. B. Theolog, Philolog, Mathematiker, Mechaniker, so geräth er wenigstens in grosse Versuchung, auch den Sohn über seinen Leisten zu schlagen, er mag ihm passen oder nicht. Und so säet er seinen Saamen aufs Feld aus, ohne den Boden und die Eigenschaft desselben gehörig untersucht zu haben. Was Wunders denn, wenn so manches treffliche Genie die ihm von der Natur angewiesene Stelle verfehlt, und so manches Talent durch verkehrte Anwendung seinen Werth verliert!

Der größte Theil der Väter also durch Unfähigkeit, und die fähigern durch allerley anderweitige Umstände, in die Nothwendigkeit gesetzt, die Auferziehung ihrer Söhne andern zu übertragen, was bleibt ihnen (da die Privaterziehung durch Fremde ebenfalls mißlich, und für Eltern mit mehrern Kindern beladen so kostbar ist) zur Hülfe und zum Trost in dieser Verlegenheit übrig? — Die öffentlichen Erziehungsanstalten. — Diesen können sie ihre Söhne um so viel eher vertrauen, da eine für die Bildung ihres Volks besorgte Regierung im Entwurfe, der Einrichtung und der Ausführung eines dem Gemeinen Wesen und dessen Verfassung angemessenen Erziehungssystemes, und eben so auch in Auswahl der Lehrer gemeiniglich glücklicher seyn wird, als er es zu seyn sich kaum schmeicheln dürfte; und die öffentliche Bildung, neben so viel andern Vorzügen vor der Privaterziehung, hauptsächlich auch den hat, daß sie vollständiger ist und seyn kann, als der einzele Bürger nur sehr selten sie zu geben vermag; und deswegen auch das Zutrauen und

den Dank jedes für das Beßte seines Hauses und des Staats wohlgesinnten Mannes im höchsten Grade verdienet. Denn sicherer und tröstlicher ist es doch allemal, seine Kinder in den Händen gelehrter und erfahrner öffentlicher Lehrer, als hingegen ihrer Schüler, zu wissen. Eine öffentliche Erziehungsanstalt hat über die Privaterziehung doch immer den Vortheil, den ein Kunstwerk, dessen Theile, auf Einen Zweck eingerichtet, vereinigt würken, vor einem andern, aus ungleichen nicht übereinstimmenden Theilen zusammengesetzten, Stücke hat, da die Wirkung der Theile dieses letztern, so vollkommen ein jeder an sich selbst seyn mag, wenn Verhältniß, Ordnung und Anpassung fehlt, nie so leicht und richtig seyn kann. Armuth erhebt in meinen Augen zwar das Verdienst eines Mannes noch eher als daß sie solchen erniedrigen sollte: Darum aber ist solche dem Lehrer in Häusern nicht minder nachtheilig, wo nun einmal eine ganz andre Denkungsart herrschet. Ist der Hausinformator in dürftiger Lage, wie er es denn insgemein zu seyn pflegt, so muß derselbe durch ein anständiges Gehalt doch ausser Mangel und drükende Sorge gesetzt werden, wenn wir auch nur wollen, daß er z. B. reinlich und anständig gekleidet sey, und schon darinn seinem Schüler zum Beyspiel diene; hiernächst daß er überhaupt durch sein äusserliches Betragen, bey demselben, und bey dem Dienstvolke, sich die nöthige Achtung erhalte, gute Gesellschaft sehen könne, u. s. f. Wie soll aber ein Mann in dieser Lage, mit fünfzig Thalern, solchen Anfoderungen entsprechen? — Ein Gehalt, welches bey uns das mäßige Vermögen meiner Mitbürger, zu erhöhen nur selten gestattet. Nun schränke jener seine Ausgaben auch bloßl auf das Nothwendigste seines Standes ein, es ist fast unmöglich daß er mit der Summe auskommen kann. Auf der andern Seite übersteigt

der zur Privaterziehung erfoderliche Aufwand, wovon die Bestallung des Hauslehrers noch den geringsten Theil ausmacht, meist, wie wir schon oben gesagt, das Vermögen des auch nicht unbemittelten Bürgers — bey der heutigen Lebensart und Wirthschaft, bey welcher der Herr Präceptor nicht mehr leistet, was vordem, und solches auch nicht mehr von ihm gefodert wird, da er nämlich nach Nothdurft bald Jäger, bald Reitknecht, bald Aufseher, bald Einzieher, bald, ich weiß nicht was, seyn mußte.

Noch giebt es eine andere Art von Erziehung: Ich meyne jene mancherley Anstalten von Privatschulen und Pensionen; wo die Kinder, bald bloß Unterweisung empfangen, in andern aber zugleich auch Pflege und Kost finden. Die erstern befinden sich in der Stadt, und sind seltener als vordem; die letztern hingegen in den Landstädten, oder auf dem Lande; und diese sind gemeiner. Aber beyde vereinigen die Mängel und Fehler jener erstgenannten Erziehungsarten, ohne ihre Vortheile zu gewähren. Der Aufsicht ihrer Väter und Pfleger zum Theil oder ganz entzogen, werden die Kinder, dort für den Unterricht, und hier für Bildung zugleich, fremden Händen mit allzuunbeschränktem Zutrauen übergeben. Die erstere Klasse scheint mir in einer Stadt, wo öffentliche Erziehungsanstalten vorhanden sind, überflüßig; es sey denn daß diese, für Bürger allein errichtet, jene für den Ausbürger nothwendig machen. Wie? Sollten aber diese letztern, die durch ihre Begangenschaften dem Publikum nöthig und dienstlich sind, von der Wohlthat der öffentlichen Schulen ausgeschlossen werden? Oder sind sie es wirklich?

Pensionen können wohl zu einem schicklichen Hülfsmittel zur Erziehung von Wayfen oder andern Kindern dienen, deren Väter durch ihren Beruf von ihnen ent-

fernt sind; aber nie kann eine solche Anstalt an und für sich einer öffentlichen an Werthe gleichkommen, und nämlich der Unterricht eines einzelen Lehrers den von vielen ersetzen. Von Philantropinen, ausländischen Schulen, Gymnasien und Akademien, ist hier noch nicht die Rede. Da demnach jene Institute, eben so wenig als die eigentliche Privaterziehung den mehresten Hausvätern aus allen oberzählten Gründen so selten anstehen können, so muß weit für die meisten jungen Leuthe durch öffentliche Erziehungsanstalten gesorgt werden; und zwar um so viel mehr, da jene samt und sonders, und auch die beßten derselben, die Vortheile der öffentlichen Erziehung, schon ihrer Natur nach, bey Weitem nicht aufwägen; als welche letztern, in Freystaaten zumal, in Rücksicht auf das Gemeine Wesen, sowohl als auf den einzelen Bürger, sicher die beßte bleibt. So dachten die Gesetzgeber und Weisen aller freyen Nationen. So gab und versicherte Lykurg seiner Vaterstadt Lacedämon durch seine öffentliche Erziehungsanstalten, mehr als durch keine andere seiner Einrichtungen, Jahrhunderte durch, jene bewundernswürdige Stärke und Dauer, welche sie erst zugleich mit dieser Bildungsart ihrer Bürger verlor, da der Volkssinn und edle Nationalstolz erlosch, den nur Gesetze und Sitten schützen und erhalten konnten; so daß das Völkgen von Sparta in Kurzem wieder in den Stand der Niedrigkeit zurücksank, zu dem es von der Natur verurtheilt schien, als der Gedanke eines Weisen, durch eine seiner Lage angepaßte Erziehungsart dasselbe der Welt einstweilig — aber doch für Jahrhunderte — zu einem solchen Wunder aufstellte. Ein freyes Volk, das nur Ein Herz, Einen Geist, zu einem Zweck vereinigt haben soll, ist im Entwurfe grosser Thaten glücklich, in der Ausführung unwiderstehlich. Das waren die Schweizer wie die Griechen, so lange sie gleich erzogen, genährt,

gekleidet, gewöhnt, gesinnt, für und miteinander als Brüder und Freunde zu leben und zu sterben sich geschaffen glaubten. Diesen Bürger- und Volkssinn zeugt, stärkt, unterhält die Nationalbildung durch gemeinsame Erziehung, und durch Verbindung zum grossen Zwecke derselben, der das gemeine Beßte ist, da hingegen die Privaterziehung, durch Absönderung, Vertheilung, Verfeinerung der Volkskraft, und Ableitung derselben auf eigene, besondere Gesinnungen und Vortheile, jenen Gemeinsinn nothwendig schwächen muß. Die Kräfte und Triebe unsrer Seele sind gleich den Stralen der Sonne, die vereinigt wärmen, entzünden, brennen, schmelzen; zertheilt hingegen in vielfarbigte bunte Lichtstreifen sich auflösen, erkalten — und verschwinden. — „Wenn „die Angewöhnung (sagt Baco) bey einer einzelen Per„son stark ist, so wird sie es gedoppelt, wo viele bey„einander sind; wie z. B. eben in öffentlichen Schulan„stalten geschiehet. Da lehrt Beyspiel, da stärkt Mitge„fühl, da hebt edle Ruhmbegierde; und darum zeigt sich „daselbst die Gährung oft bis zum Aufbrausen. Auch „äussert sich die Kraft der Seele überhaupt bey jedem „wohleingerichteten Beysammenseyn vieler Menschen, „wenn nämlich die Anwendung vernunftmäßiger Re„geln hinzukömmt, immer am lebhaftesten. Unsre „beßten öffentlichen Anstalten, und unsre weisesten Ge„setze, stärken demnach aufs Beßte die aufkeimenden „Privattugenden; und doch, wie so selten bemühen sie „sich „ — und Baco redet von Britten! — „ um den ersten „Saamen derselben. Aber eben, es ist höchst bedauerlich „für unsre Erde, daß die mehresten Menschen ihre meiste „Arbeit nicht auf den nützlichsten Zweck und das größte „Wohl, wie z. B. auf die Erziehung der Jugend wen„den „. So weit Baco.

Die Edeln meiner Vaterstadt werden mich inzwischen

vielleicht kurz mit der Frage abfertigen wollen: Sind denn aber unsre öffentlichen Schulen solche Anstalten? Da gefällt den meisten weder der Entwurf, noch die Einrichtung, noch die Lehrart, noch Manier, noch Sitte. — Und warum nicht? Versuchen wir es doch nur einmal, und schicken unsre Kinder dahin, so wird's gewiß mit Schule und Schülern bald besser werden.

II.

Es ist seltsam, daß ein Vater der an die Nothwendigkeit der Auferziehung glaubt — glaubt von solcher hange das Wohl seines Hauses, sein und seiner Kinder künftiges Glück ab — sich und der Regierung darinn weniger traut, als einem Manne den er oft nur dem Name nach kennt — der ihn und seine Kinder nicht kennt, und auf dessen Empfehlung hin er denn doch einem dritten die Besorgung dieses seines Beßten vertraut. Heißt das nicht, auf Gerathewohl hin sein Glück in die Luft bauen? Diese Auferziehungsart ist unstreitig die schwerste und unsicherste, und doch bey uns die allgemein befolgte unter Leuthen von Stand und Vermögen. Wer solche anräth, wer sie wählt, wer sie übernimmt, sie wagen alle gleich viel — müssen gleich kühn, oder gleich leichtsinnig seyn. Ich habe viele rechtschaffene Männer gekannt, die in der Jugend sich mit dem Hausunterricht abgegeben haben; aber keinen, der im Alter nicht erkennt habe, daß er dazu bey weitem nicht alle nöthige Kenntniß und Fähigkeit gehabt. Und wie hätten sie solche, selbst noch Schüler, haben können?

Was fodert man von einem Hauslehrer? Ich will nicht sagen: Er muß den Patron in seinen lären Stunden zu unterhalten, die Frau in ihren Geschäften zu erleichtern, mit den Kindern zu spielen, mit dem Gesinde zu leben wissen; er muß jagen, kochen, springen, spas-

sen, geigen — wenigstens singen können. Ich bin kein Liebhaber von Karrikaturen und Satyren; die Sache ist zu wichtig, und ich zu ernsthaft. — Aber was fodert wirklich sein eigentlicher Beruf von ihm? Wenigstens doch, daß er das sey wozu er andere bilden, das verstehe was er andere lehren soll. Wie viel in diesen wenigen Worten! — Zu viel von einem und ebendemselben Menschen. So sollte ein solcher z. B. in der gesitteten wie in der gelehrten Welt wenigstens nicht fremde, zugleich verständig und erfahren, sittsam und unterhaltend, ernsthaft und aufgeweckt, thätig und fleissig seyn; denn das alles scheint mir von einem Menschen-Bilder wahrhaftig doch nicht zu viel gefodert. Aber, wo finden sich solche Leuthe? Freylich glaubt sich jeder Philosophant zu diesem Geschäfte aufgelegt und tüchtig; und das verwundert mich nicht: Aber daß es ihre Lehrer, und auf derselben Wort die Väter glauben, und einem Schüler, der seibst weder gebildet noch ausgelernt ist, ihre Kinder zu bilden und unterweisen geben, das ist beynahe unbegreiflich. — Aber, (wird man mir wohl einwenden) obiges ist auch zu viel gefodert. Genug wenn der Lehrer mehr weiß als das Kind, so ist er ja zu dessen Unterricht hinreichend tüchtig; Lesen, Auswendiglernen, Aufsagen, ist doch alles was man von Kindern fodert: Ueberdies sind die Anfangsgründe der Sprachen und Wissenschaften so schwer nicht, und fodern keinen Gelehrten; mit dem Kinde wächst der Lehrer an, und nimmt an Geist wie am Körper zu — das mehrere wird sich mit der Zeit schon geben. — Glückliche Väter die so denken! Denen wird die Auferziehung ihrer Kinder wenigstens ein Leichtes seyn. — Wenn ich aber einen Garten anlege, so ist mir nicht genug, daß mein Gärtner umgraben, harken, düngen, säen könne; er muß den Boden und die Pflanze kennen, und jedes nach seiner Art

zu behandeln wissen. Aller Saamen taugt nicht in jeden Boden, und zu jeder Lage; der Baum muß nicht nur gepflanzt, sondern gewartet, gezogen, geimpft, geschnitten, gebunden werden. Was erfodert ein solcher nicht für Kenntniß, Achtung, Sorge, Arbeit, wenn er unsrer Absicht und Hofnung entsprechen soll! Und welcher Unterscheid noch von der Pflanze zum Menschen, vom Gärtner zum Lehrer! Betrieg' ich mich in der Auswahl meines Gärtners, mißlingt mein erster Versuch in der Anlage meines Gartens, so muß ich mir einen andern Gärtner geben; der muß umwerfen, ausreissen, einen andern Grund legen. Wie viel Zeit aber geht nicht darüber verloren, und wie viel wird nicht versäumt! Doch das ist noch nicht der größte Verlust für mich. Aber der nun stärkere Baum ist schwerer zu biegen, zu bilden, zu ziehen; seine Wartung kostet doppelte Mühe, und der Erfolg ist weit ungewißer. — Wer mit Hoffnung impfen will, muß des Stämmchens sicher seyn. — Eben so wer aus der ersten Bildung des Menschen nur eine Gedächtnißsache macht, der übersieht den wahren Keim desselben, das Herz, von dessen Werthe und Wartung sein künftiges Schicksal, wie das der Pflanze abhängt. — Ehedem, da es genug war, Lesen, Schreiben, Rechnen, und etwas Latein zu verstehen, um sich unter Layen auszuzeichnen — da ein Bürger und Edler sich in der Welt damit nicht nur behelfen, sondern sich großachten konnte — da mochte auch ein solcher Lehrer, und ein derley Unterricht, zureichend scheinen. — Aber in unserer heutigen Zeit und Welt? — Wenn inzwischen unsre unbärtige Pädagogen auch nur so viel wüßten! Denn obwohl Lesen, Schreiben, Reden, an sich ein geringes von dem ist, was man von einem Lehrer fodert, so ist es doch unter unsern Studenten noch so gemein nicht. Mancher liest griechische und lateinische Authoren, und kann seine Mutter-

sprache weder reden noch schreiben. Wahr ist's indessen, daß dieselbe ihnen um etwas bekannter ist als vordem: Aber wie wenige kennen doch die Grundregeln derselben, und ihre Anwendung; und die Redenden Künste, die den ersten Rang unter den Schönen haben; und die Vernunftlehre, die den Gedanken bildet, den die Sprache nur vorträgt! Und doch giebt Sprachkenntniß kaum den Zutritt ins Feld der Wissenschaft, aber noch kein Recht dazu. Wie groß bleibt der Abstand vom Grundrisse eines Erziehungsplans, zur Ausführung desselben; und wessen muß sich nicht der Mann bewußt seyn, der eine solche zu unternehmen sich getraut! Man verzeihe es mir! Aber ich zweifle, daß sich der Menschen so viele finden, die sich dem schweren Berufe der Auferziehung aus eigener Neigung und freyem Triebe wiedmen; indessen wollten wir's gerne zufrieden seyn, wenn auch schon Patrozinat, bessere Nahrung, gutes Gehalt, kurz eine gemächlichere angenehmere Lebensart dabey kleine Nebenabsichten wären. — Gesetzt indessen, wir finden ihn wirklich, diesen seltenen erwünschten Mann, und auch einen Schüler nach dessen Sinne; auf der einen Seite Verstand, Herz, Fähigkeiten, Tugenden, und zumal Liebe, Geduld, Herablassung; auf der andern Seite Anlage, Gegenliebe, Lust, Fleiß u. s. f. Was wird aus der Uebereinstimmung und Vereinigung dieser glücklichen Umstände entstehen? Der beßte Lehrer — und ein Schüler seinem Urbilde ähnlich! Aber wird der Knabe auch werden, was er in der Welt seyn soll? Da ist die Klippe an welcher auch die vortrefflichste Privatauferziehung meist zu scheitern pflegt. — Der erfahrenste Steuermann, mit dem beßten Schiffe, läuft auf einem unbekannten Meere immer Gefahr zu stranden; und dieses Meer ist für den Lehrer die Welt. Wie wenige kennen diese! Und die Gelehrten am wenigsten. Und doch ist die Gesellschaft, die Welt, in wel-

cher der Mensch zu leben bestimmt ist, vom Kleinsten zum Größten, für denselben die nothwendigste Schule. Es ist nicht genug, daß der Schüler die beßte Anlage habe; der Lehrer muß solche zu benutzen und anzuwenden wissen, zum Zwecke seiner Ausbildung, welcher doch nichts anders als seine Bestimmung, sein Beruf in der menschlichen Gesellschaft seyn kann. — Mit welchem Rechte könnten wir aber diese nothwendigste Kenntniß eines Erziehers von einem Manne fodern, der, im Schulstaube erzogen, die Welt höchstens aus den Büchern kennet, und nach dem Begriffe beurtheilt, den er davon in einem Collegium erhalten hat. Es kann einer noch ein so guter Logiker, Methaphysiker, Psychologist, Moraliste seyn, und den Menschen dennoch wenig kennen; weil derselbe entweder von der Welt abgezogen, oder dann mit ihr verbunden sich so ungleich ist — und so selten was er seyn sollte. Diese Kenntniß erlangen wir nur in dem Umgange mit demselben in der Gesellschaft, der sogenannten Welt, in welcher Schule die meisten unsrer Akademiker, von denen wir unsere Hauslehrer nehmen, nicht zu Hause sind, und es auch nicht seyn können. — Der Mensch ist und bleibt das schwerste, und doch zugleich das nothwendigste Studium für ihn selbst, auf welches gleichsam alle seine übrige Studien zielen sollten. — Der gelehrte Kräuterkenner ist noch kein Gärtner, der Pflugmacher kein Ackersmann, der Philosoph kein Bürger. Ein Regent muß mehr als die Rechte, ein Handelsmann mehr als die Zahlen, ein Kriegsmann mehr als die Tacktik, der Handwerker mehr als seine Handwaffen kennen — sie müssen solche zu gebrauchen wissen. Und eben so der Mensch, seine Gaben und Fähigkeiten; denn nur in Anwendung derselben bestehet ihr größter Werth. Pythagoras, Plato, Xenophon, Plutarch, haben die Menschenkenntniß, die wir

an ihnen bewundern, nicht in der Schule erlangt, sondern im Umgange. Und eben hierinn findet sich wohl der größte Unterschied zwischen den alten und den neuern Weltweisen, und ihren Schülern: Jene lebten in der grossen Welt, bildeten sich in der Gesellschaft aus, nahmen an den Geschäften derselben Antheil, waren Weise und Bürger zugleich, und verbanden Erfahrung mit Wissenschaft. Aber trift dieser Vorwurf, den wir hier der Privaterziehung gemacht, nicht auch unsere öffentliche Anstalten? Minder! Denn da erhält der Knabe im Umgange mit seinen Mitschülern, unter der Zucht mehrerer Meister, von früher Jugend an, wenigstens mehr Menschenkenntniß und Erfahrung, als der junge Eremit in seiner Zelle von seinem nicht viel ältern Pädagogen.

Es ist nicht genug, daß der Lehrer seinen Schüler kenne; er muß auch dessen Lage, und die Bestimmung kennen, zu welchen er vorzüglich zu bilden ist. Es wäre für den Menschen, wie für die Gesellschaft, gleich wichtig, wenn, wo es um die Bestimmung des erstern zu thun ist, seine Anlage und Neigung, kurz die Natur besser zu Rath gezogen und befolget würde. Da hingegen Väter insgemein mehr ihre Umstände, als die Fähigkeiten der Kinder, in der Auswahl ihres Berufs in Betrachtung ziehen, aber eben dadurch so viele dieser letztern mißgerathen und unglücklich werden. Jeder Boden erfodert einen besondern Anbau, und taugt nicht für jede Pflanze; und hinwieder schickt sich nicht jede Pflanze zu jedem Boden, in jede Lage, in jede Luft. Eben so ist auch nicht jeder Mensch zu allen Kenntnissen und Arbeiten gleich aufgelegt. Dieser hat mehr Scharfsinn, jener mehr Einbildungskraft; der eine mehr Gedächtniß, der andre mehr Geistes- der dritte mehr Leibeskräfte. Nun den einten oder den andern wider seine Natur behandeln und benutzen, ist vielleicht — bisweilen möglich,

lich, aber schwer; trägt immer wenig ab, und lohnt gewiß die Arbeit nicht. Indessen muß gewöhnlich der Lehrer, wie der Knecht, sich seines Herrn Willen gefallen lassen, so sauer und verdrießlich es ihn ankömmt, und seinen Schüler meist nicht zu dem bilden was er seyn soll, sondern wozu man ihn haben will. Wie wenige aber verstehen diese sonderbare Kunst, aus einem Menschen zu machen was er von Natur nicht werden kann.

Viele machen einen Unterschied zwischen Unterricht und Bildung, und achten jenen, das Werk des Lehrers, unabhängig von dieser. Worauf beruhet dieser Unterschied? Der erstere, glauben sie vielleicht, habe die Veredlung des Geistes, letztre die des Körpers — jene durch Aufklärung, diese durch Uebung — zum Gegenstand, und beyde verbunden vereinigen sich zu desselben Vervollkommnung. Nun freylich fodert man von einem Hausehrer Unterricht weder in den Freyen Künsten noch in den Gymnastischen Uebungen; er soll seinen Schüler weder Zeichnen, Singen, Reiten, Fechten noch Tanzen lehren; dazu hält man besondere Meister. Aber ohne hierinn eigentlich Expertus zu seyn, sollte er wenigstens an allen Schönen und Freyen Künsten Geschmack finden, und, durch seine Achtung für solche, den Schüler zur Erlernung derselben aufmuntern können; sie zu verachten zeigt einen rohen oder doch armen Sinn an. Euterpe und Terpsichore sind noch immer Polyhymniens und Uraniens Schwestern; und ächte Musenfreunde werden stets gesuchter und geschätzter seyn, als ihr Feind, wenn dieser sonst noch so viel Weisheit besitzen sollte — die aber mit jenem Hasse vielleicht unverträglicher ist als man wähnt. Und wer in aller Welt wird doch den Einfluß der Schönen Künste, nicht nur auf die Bildung und Vervollkommnung des Körpers und der Sinnen,

sondern auch des Geistes und der Empfindungen, läugnen können? Wie viel trägt nicht der Geschmack des Schönen und Guten zu unserm Wohlstande, die Liebe zur Ordnung und Wahrheit zu unserer Glückseligkeit bey? Hieraus erhellet genugsam, wie wichtig es sey, aus unsern Gymnasien und Akademien, woher wir unsere Hauslehrer ziehen, auch die Schönen Künste, obwohl freylich den Schönen und Höhern Wissenschaften gehörig untergeordnet, zu lehren.

Wir schliessen gerne von dem äusserlichen Ansehn auf den innern Werh der Dinge, von dem Glanze auf Schönheit, von dem Anstand auf Tugend, weil wir als Kinder Flitter für Gold nehmen, und das für schön und gut halten, was an sich selbst beydes nicht ist. Wie viel ist also daran nicht gelegen, daß unser Geschmack durch das Studium des Schönen wie des Guten berichtiget werde, wenn wir uns nicht stets in unsern Urtheilen hierüber zu betriegen Gefahr laufen wollen.

Was uns noch mehr, wo nicht für einen Kenner, (denn die sind so selten als andere Gelehrte) doch für einen Liebhaber der Schönen Künsten einnehmen, und unsre Auswahl eines solchen zum Lehrer für unsre Kinder entscheiden sollte, ist: Daß derselbe durch dergleichen Kenntnisse zum Umgange tüchtiger wird, als ein blosser sonst noch so gelehrter Mann ohne sie. Da nämlich die Gesellschaft mit andern Menschen gewiß nicht die unbedeutendste Schule ist, in welcher junge Leute sollen ausgebildet werden, so ist es für den Lehrer eben so vortheilhaft als für den Schüler, wenn dieser an der Hand des erstern, und unter seiner Aufsicht solche besuchen kann. Der Umgang mit andern ist für beyde um so nöthiger, da der einte ohne denselben bald hypochondrisch, vielleicht gar mürrisch, so wie der Lehrling blöde und leutscheue werden würde; da hingegen durch einen,

versteht sich wohlgewählten Umgang, Aufgeräumtheit, Freundlichkeit, Anmuth, diese charackteristischen Züge eines hellen Geistes und leutseligen Herzens entstehen, welche uns die Liebe unsrer Mitmenschen gewinnen, weil sie die Gesinnungen und Empfindungen, die sie anzeigen, auch gewähren. Da hiernächst dem recht chaffenen Lehrer vor allem aus daran gelegen seyn soll, das Herz seines Zöglings zu kennen, und sich dessen zu versichern; so wird ihm in dieser Absicht die Gesellschaft, in welcher jener durch seine Neigungen und Verbindungen sich am ehesten zu erkennen giebt, und wo Beyspiel und Erfahrung ihm zugleich die beßten Hülfsmittel an die Hand geben, den Jüngling zu gesellschaftlichen Tugenden zu bilden, und ihn vor Fehlern und Untugenden zu warnen — ich sage, auch in dieser Absicht wird dem Lehrer die Gesellschaft beynahe unentbehrlich. Dahin muß er mit seinem Schüler selbst in die Schule gehn; und es darf ihn nicht kränken, wenn allenfalls die Jugend, biegsamer als das Alter, ihm in solcher Anfangs in der Empfänglichkeit des dort erhaltenden Unterrichts vorgehen würde. Wen indessen Vorurtheil, Stolz, Schüchternheit und falsche Schaam von dem Umgang abhält, der taugt wirklich nicht dazu — aber gewiß auch nicht zur Auferziehung der Jugend.

Die nothwendigste Kenntniß eines Privatlehrers ist also, ich wiederhole es, die seines Schülers; und in der Gesellschaft wird er solche eher als auf seinem Zimmer, in der Freyheit leichter als im Kerker erhalten: Denn der Vogel im Bauer ist nicht der gleiche wo im Hain. Dieses Talent eines Aufsehers nun, den jungen Geist zu erforschen, und das zarte Herz zu ergründen, ist eines der wichtigsten des Lehrers, und kömmt doch bey dessen Auswahl so selten in Anschlag. Auch ist derselbe, selbst wenn man ihn suchet, nicht so gemein; denn es

werden dazu Scharfsinn, Kaltblütigkeit, Fleiß und Geduld, kurz alle Eigenschaften eines Beobachters und Erforschers menschlicher Gemüther in nicht geringem Grade erfodert. Die verschiedenen Beyspiele und Formen, die ihm, wie gesagt, in der Gesellschaft vornämlich auffallen, und mit welchen er seinen Zögling unterhalten, und zur Nachahmung oder Verwahrung vor solchen anweisen kann, werden ihm hier die wichtigsten Dienste leisten. Die auf diesem grossen Schauplatze handelnden Personen, auf welchem er mehr als Zuschauer seyn soll, werden ihm in Vergleichung und Entgegenhaltung derselben in ihren mancherley Auftritten, Stellungen, Rollen, reichen Stoff zu den nützlichsten Bemerkungen und Anwendungen geben, welche ihm die Ausbildung seines Zöglings um ein Grosses erleichtern werden; und eben so auch, man kann es nicht genug sagen, die Kenntniß seines Schülers. Denn es ist nicht so leicht, in der Gesellschaft, unter einer Menge von Menschen sich zu verstellen, und andre zu hintergehen, als unter vier Augen, auf einem Studierzimmer. Heuchler und Betrieger scheuen daher den grossen Tag, den offenen Ort, und die Menge.

Eben so lehrt man die Menschen gewiß weit geschwinder und richtiger aus seinem gesellschaftlichen Reden, Thun und Lassen kennen, als aus Schriften und Büchern — so wie die Natur aus ihren Produkten besser als aus den Abbildungen davon, von welchen die beßten doch so unendlich weit unter ihren Urbildern stehen. Ist der Hauslehrer, wie insgemein, ein Schulmann, so wird er wohl selbst am meisten über den Kontrast erstaunen, der zwischen dem Menschen nach der Natur, und seinem Ideal — zwischen dem was er ist, und dem was er nach seinen Begriffen seyn sollte, — und noch mehr zwischen dem Römer und Griechen, und

seinem Mitbürger sich vorfindet. Daher sind aber auch die meisten Gelehrten, in Rücksicht auf unsere Zeit und Welt so alt — oder neu, wie man will — denn eines gränzt an das andere — und reimen sich so wenig zur Ausbildung unsrer Jugend, als Cäsar sich in eines unsrer Feldlager, Cicero in unsere Rathstuben, Roscius auf unsre Schaubühne, kurz jeder Todte zu den Lebenden sich schicken würde. Sollte indessen darum die Kenntniß der Menschen, unter denen wir zu leben haben, nicht wenigstens so wichtig als die der Vorwelt seyn? Denn, sollt' ich auch geschickt genug seyn, meinen Schüler zu einem Cimon, Aristid, Phocion, Brutus, Curius oder Cato zu bilden, was hätt' ich damit für sein Glück — vielleicht auch für das Beßte des Vaterlands — *) gethan; unter seinen Mitbürgern und in unserm Zeitalter würde er jenes gewiß nicht machen. Auch ist der beßte Bürger doch wohl der, welcher ist was er seyn soll; diesen fodert das Vaterland von mir, und keinen andern.

Wenn ich übrigens von Gesellschaft rede, versteht sich von selbst, daß die gute gemeynt sey; und diese muß mein Lehrer eben zu unterscheiden und zu wählen wissen. Welche verdient aber diesen Namen? Nicht die der Thoren, Frazzen und Affen aller Art, vom größten zum kleinsten, vom Fürsten zu seinem Narrn (es giebt von diesen beyden letztern auch in Reichs- sogar in den kleinsten Landstädten). Aber die heißt man in Paris selbst nicht ächte Gesellschaft. Diese findet sich nicht im rauschenden Gedränge des Palais Rojal und der Boulevards, kurz nicht im Wirbel und Strudel, im Taumel und Zauber der grossen Welt. Nein! für meine Mitbürger (und für diese schreib' ich hier allein) acht' ich für gute Gesellschaft: Fromme, ehrbare, achtbare Männer — und Weiber; liebe, getreue, biderbe, feste Leuthe,

*) ?

wie sie zu unser Väter Zeiten heissen mochten, und deren es, Gott sey Lob! in meiner Vaterstadt, ungeachtet unsers Sittenverfalls, noch in allen Ständen giebt; die solche zu seyn nicht erröthen, sondern, unter diese Klasse gezählt zu werden, sich es vielmehr zur Ehre rechnen; unter welcher seine Söhne zu sehen, sich jeder Patriot wünschen soll. — So wenig aber, als meine Kinder, verlangt' ich, daß ihr Lehrer nach dem Tone der sogenannten schönen Welt sich stimmen, und nach ihren Grundsätzen bilden, oder auch nur ihre Sprache und Sitten nachahmen sollte; da solches ihn bey verständigen und guten Menschen eben so lächerlich und verächtlich machen müßte — als mich vielleicht diese meine Lehrsätze unter Thoren machen werden. Die angenehmste, nützlichste, schicklichste, beßte Gesellschaft für einen jeden, wird übrigens meist die derjenigen Menschen seyn, denen wir durch die Bande der Natur und unsrer Pflichten zugethan, und an deren Glückseligkeit, mit der unsern verwoben, wir zu arbeiten von Gott und Menschen berufen sind.

III.

Wer sicher und dauerhaft bauen will, der legt zuerst einen festen Grund: Wer auf Hoffnung säet, bereitet zuvor das Erdreich. Beydes setzt die Kenntniß des Grunds und Bodens voraus. Nicht so handeln die meisten Väter und Lehrer bey der Privaterziehung. Da wird ein Erziehungsplan nach Willkühr entworfen, oder ein beliebtes System nach R.. oder B... zum Grund gelegt, ohne Rücksicht auf den Zögling. So bauet der eine auf Sand, der andre in die Luft. Was Wunder wenn das Gebäude nicht den geringsten Stoß aushält, und die Saat fehlschlägt.

* * *

Der Schuster weiß, daß Schuhe auf Einen Leist gemacht nicht an alle Füsse passen; der Schneider, daß das gleiche Maaß nicht zu allen Gestalten dient. Der junge Lehrer, ohne Rücksicht auf die Gemühts- oder Leibsbeschaffenheit seines Schülers, von der seinen oft ganz verschieden, nimmt diese zum Maaßstabe seiner Bildung an, und wundert sich, wenn sein Werk mißlingt.

Der Uhrmacher bringt die Uhr in Ordnung, ehe er das Zieferblatt aufsetzt. Nicht so die meisten Pädagogen. Die setzen zuerst das Zieferblatt auf, ohne auf das Uhrwerk zu achten. Was Wunder, wenn die Uhr Achte schlägt, und Zwölfe zeigt. Kinder, von denen man im siebenten Jahre fodert, was die Natur im zehnden nicht leistet, zeigen im zwölften gemeiniglich auf Achte. Alles hat seine Zeit: Zur Unzeit getriebene Blüthe trügt insgemein die Hoffnung des Pflanzers; spähte ist sichrer; dem Frost und Wurme weniger ausgesetzt, gewährt sie auch schönere und vollkommnere Früchte.

* * *

Nach der Bestimmung des Menschen muß sich der Vater, oder Pflegvater (denn das ist doch der Lehrer in Absicht auf Unterricht und Bildung im eigentlichsten Verstande) in Erziehung desselben richten; und bey dieser, wenn er das Beßte seines Pflegkindes will und sucht, nach den Kräften und Gaben desselben. Wenn ein Vater Pope's Rath befolgte:

Boast full and rough, your first sonis a squire;
The next a tradesman, meek and much a liar;
Tom streels a Soldier, open, bold und brave;
Will sneaks a scrivener, an exceeding Knave —

so gieng's so schlecht noch nicht; jeder hätte wenigstens bloß die Fehler seines Berufs — besser wär's freylich die Tugenden; kurz jeder fände sich doch an der ihm von

der Natur angewiesenen Stelle. Aber so verhalten sich wenige Väter in Bestimmung ihrer Söhne; ohne Rücksicht auf ihre Talente und Fähigkeiten wird diese entschieden. Heißt das nicht alles dem Zufall überlassen? Nein, nicht einmal dieß! denn da würde doch wenigstens die Natur obsiegen; und ihr würde das Schicksal des Kindes gewiß besser anvertraut seyn, als einer ihr widrigen Erziehungsanstalt. Indessen auch bey dieser wird sie ihre Rechte nicht ganz verlieren. Alles, was die Kunst der Natur entgegen zeugt und hervorbringt, ist Mittelding und Mißgeburth, wo nicht Ungeheuer; und nur wo Natur und Kunst sich vereinen, da gedeiht das Werk zur möglichsten Vollkommmenheit.

N. L. T.

IV.

Verzeichniß schweitzerscher Bildnisse.

(S. Mus. 4. Jahrg. 3. Heft. S. 233. u. ff.)

G.

Gabrieli (Gabriel de) Baumeister von Roveredo, arbeitete um 1730. an dem bischöfl. Aichstättischen Hofe, æt 59.
(1.) J. G. Bergmüller del. J. J. Haid sc.

Gallatin (Caspar) von Glarus, Obrist eines französischen Garde-Regiments, m. 1619.
(1.) Berteaux del. Voyés sc.

S. Gallus, ein Schottländer, erster Abt des Klosters S. Gallen An. 614.
(1.) J. Asper inv. R. Meyer sc. Murerus. (2.) M. Engelbrecht. (3.) Medailles. (4.) Pantaleon T. 1. p. 302. (5.) F. Siegrist inv. Ouvrier sc. (6.) J. Umbach inv. B. Kilian sc. (7.) M. de Vos inv. R. Sadeler sc. (8. 9.) P. Willieret inv. W. Kilian sc.

Gamsbart (Joh. Oswald) Stadtschreiber zu Müllhausen 1503.
(1.) Ganze Figur in Holzschnitt.

Gardelle (Robert) Mahler und Kupferetzer in Genf, n. 1682. m. 1766.
(1.) Se ipsum p. et. sc. 1725. (2.) Füsli T. 4. p. 105.

Gaßner (Joh. Joseph) Pfarrer zum Klösterle in Bündten, ein vorgegebner Wunderthater um 1775.
(1.) A. Bechdolf p. J. M. Sœckler sc. (2.) Idem sc. (3.) Zu finden in der Fuggerey No. 45. mit dem Prospect der Stadt Ellwangen. (4.) Müller. (5.) J. M. Will. exe. (6. 7.) Anonymi.

Gauler (Johann) Siehe Guler.

Gaupp (Joh. Jacob) von Schaffhausen.
(1.) Umriss

5. *Gebhard*, Graf von Bregentz, Bischof zu Costanz, m. An. 996.
(1.) J. Asper inv. R. Meyer sc. Murerus. (2.) Pantaleon T. 2. p. 125. (3.) J. Umbach inv. B. Kilian sc.

Geiger (Joh. Conrad) Mahler und Feldmesser in Zürich, n. 1597. m. 1674.
(1.) C. Meyer sc. (2.) Sandrart T. 1. Tab. F. F. (3.) F. Tomann.

Geiger (Philipp) Mathematicus in Zürich, um 1620.
(1.) D. Meyer sc. 1623.

Geiler von Kayserberg von Schaffhausen, Prediger im Münster zu Straßburg, n. 1445 m. 1510.
(1.) P. Aubry. (2.) Boissard. (3.) Frcherus Tab. 6. (4.) G. M. Kraus del. J. H. Lips sc. 1776. (5.) Pantaleon T. 2. p 578. (6.) Reusnerus No. 8. (7.) Idem. Edit 1719. (8.) Idem Deutsch.

Geissler (Christian Gottlieb) Mahler und Kupferetzer von Augspurg, setzte sich zu Genf, n. 1719.
(1.) Füsli T. 4. p. 201. (2.) Anonymus.

Gemusius (Hieronimus) von Müllhausen, Professor Phys. zu Basel, n. 1504. m. 1543.
(1.) Pantaleon T. 3. p. 302.

Geofroy. Siehe Godefroy.

German (Jacob) ein Waisenknab.
(1.) Lavaters Physiognomic.

Gernler (Joh. Heinrich.) J. C. zu Basel.
(1.) J. R. Huber p. J. G. Seiler sc.

Gernler (Lucas) Professor, Theologus und Antistes zu Basel, n. 1625. elect. 1656. m. 1675.
(1.) J. Amann klein. (2.) Frcherus Tab. 31. (3.) C. Meyer sc. 1672. (4.) R. Werenfels p. J. L. Thourneiser sc. (5.) J. Wirz. (6.) Anonymus.

Geroldus, erſter Abt zu Bellelay 1170.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 281.

Geſsner (Conrad) M. D. und Canonicus in Zürich, n. 1516. m. 1565.
(1.) Beza. (2.) Idem Franzöſiſch. (3.) Boiſſard. (4.) Freherus Tab. 56. (5.) J. J. Geſsner ſc. Medaille. (6.) J. J. Haid. (7.) Mazzuchelli Tab. 66. (8.) C. Meyer ſc. 1662. (9.) J. J. Meyer ſc. Neujahr Kupfer 1782. (10. 11.) Th. Meyer. (12.) Klein Oval, Kupferſtich. (13.) Idem Holzſchnitt. (14.) Pantaleon T. 3. p. 456. (15.) J. H. Pfenninger. (16.) Reusnerus Tab. 65. (17.) Idem Edit. 1719. (18.) Idem Deutſch. (19.) Rothſcholz. (20.) Schmiedel. (21.) J. M. Seeligmann. (22.) T. Stimmer p. J. C. Fuſsli del. S. Walch, ſc. (23.) le Villain. (24.) W. Zoller. (25.) Mit Fuchs und Dalechamp.

Geſsner (Johann) M. D. und Canonicus in Zürich, n. 1709.
(1.) J. R. Dällicker p. J. J. Haid ſc. Dec 9. (2.) D. Herrliberger exc. 1758. (3.) J. H. Pfenninger. (4.) Anonymus rund. (5-7.) Umriſſe, oval.

Geſsner (Joh. Jacob) Archidiaconus in Zürich, n. 1640. m. 1704.
(1.) J. C. Ulrich p. J. Meyer ſc.

Geſsner (Joh. Jacob) Münzmeiſter und Medailleur in Zürich, m. 1727.
(1.) Se ips. ſc. 1730. Medaille.

Geſsner (Salomon) Rathsherr in Zürich, Dichter, Mahler und Kupferetzer, n. 1730. m. 1788.
(1.) Bibliotheck ſchœner Wiſſenſchaften &c. (2.) H. Poltschhauſer ſc. Medaille. (3.) Denon ad vivum del. A. de S. Aubin ſc. (4.) Copie zu Paris nach No. 3. (5.) Fritſch. (6.) A. Graf p. J. F. Bauſe. ſc. 1771. (7.) Idem p. M. G. Eichler ſc. 1783. (8.) Idem p. J. R. Holzhalb ſc. (9.) Idem p. J. E. Haid ſc. (10. 11.) J. H. Pfenninger. (12-14.) J. R. Schellenberg.

Geyer (Jacob) von Ober-Uſter 1778.
(1.) M. Wachsmuth ſc. Lavaters Phyſ.

Gilgen (Bonifacius zur) von Luzern, Abt zu Pfäffers von 1707. bis 1725.
(1.) J. Muller ſc.

Glareanus (Heinrich) Siehe Lorita.

Glentner (Jacob) Burgermeiſter in Zürich, elect. 1424.
(1.) J. Meyer. (2.) S. Walch.

Glutz (Eſſo) von Solothurn, Abt zu Beinweil und U. L. F. zu Stein, von 1695. bis 1710.
(1.) J. Muller ſc.

Glutz (Maria Clara) gebohrne Veſperleder, Schultheißin zu Solothurn.
(1.) Midart ſc. 1783. Silhouette.

Godefroy oder *Geofroy* (Jacob) Dionyſii Sohn, Profeſſor Juris zu Genf, n. 1587. m. 1652.
(1.) Boiſſard. Cl. Ammon ſc. (2.) Freherus Tab. 50. (3.) M. van Somer. (4.) Voyés.

Gœldi (Heinrich) Burgermeiſter in Zürich, electus 1476. m. 1514.
(1.) J. Meyer. (2.) S. Walch.

Gœtſchi (Jacob) von Oberrieden 1778.
(1.) Anonymus.

Gontaut (Carl von) Herzog von Biron, franzöſiſcher Geſandter an die Eidgnoßſchaft 1602.
(1.) J. le Clerc. (2.) J. Daret. (3.) Th. de Leu. (4.) Moncornet. (5.) Odieuvre. (6.) Mit ſeiner Hinrichtung. (7.) Umriſs.

Goſſau (Burckhard) Siehe Burckhard.

Gothofredius (Dionyſius) Profeſſor Juris zu Genf n. 1549. m. 1626.
(1.) P. Aubry. (2.) H. B. Baſruchers 1605. (3.) Boiſſard. (4.) Freherus Tab. 47. (5.) J. Granthomme. (6.) J. ab Heyden. (7.) Odieuvre.

Gothofredius (Jacob) Siehe Godefroy.

Goulart (Simon) von Senlis, Prediger zu Genf, n. 1543. m. 1628.
(1.) Voicy de Goulart — pour les Esprits.

Gozlar (Otto von) Siehe Otto.

Grädner (Bernhard) Freyherr zu Egliſau, m. 1489.
(1.) Müller P. 1. p. 15. Grabmahl.

Graf (Anton) von Winterthur, Churfürſtl. Hofmahler zu Dresden, n. 1736.
(1.) Füſsli T. 3 p. 240. (2.) Se ips. p. D. Berger ſc. (3.) Idem p. J. L. Haid ſc. (4.) Lavaters Phyſiognomic T. 3. p. 186. (5.) J. R. Schellenberg. (6.) Mit J. G. Sulzer, Profeſſor zu Berlin, ſeinem Schwiegervater.

Grafenried (Abraham von) Schultheiß zu Bern, n. 1540. elect. 1596. m. 1601.
(1.) J. L. Nöthiger ſc. 1740.

Grafenried (Anton von) Schultheiß zu Bern, n. 1573. elect. 1623. m. 1628.
(1.) J. L. Nöthiger ſc. 1741.

Grafenried (Anton von) des obigen Sohn, Schultheiß zu Bern, n. 1591. elect. 1663. m. 1674.
(1.) J. L. Nöthiger sc. 1741.

Grafenried (Emanuel von) Schultheiß zu Bern, n. 1635. elect. 1703. m. 1715.
(1.) J. R. Huber p. J. L. Nöthiger sc. 1741.

Graſſer (Joh. Jacob) Pfarrer zu S. Theodor in Baſel m. 1627.
(1.) Freherus Tab. 21. (2.) M. Merian. (3.) Deus nobis imponit — prementis minimé.

Gratarolus (Wilhelm) M. D. zu Baſel, m. 1568. æt. 52.
(1.) Boiſſard. (2.) Freherus. (3.) Reusnerus No. 69. (4.) Idem Edit. 1719. (5.) Idem Deutſch. (6.) Tariffa perpetua: Recte vivendo neminem timeas. 1559.

Gravel (Robert) Herr von Marly ꝛc. franzöſiſcher Botſchafter an die Eydgenoßſchaft, ſtarb zu Solothurn 1684. æt. 72.
(1.) Noblin sc. 1676. (2.) J. L. Rachel p. J. J. Thourneiſen sc. 1681 (3.) M. van Somer sc. 1667. (4.) V. Vaillant 1657. (5.) Anonymus.

Grebel (Felix) Ritter, des groſſen Raths in Zürich, n. 1491. m. 1528.
(1.) S. sc.

Grebel (Heinrich) Biſchof-Coſtantziſcher Amtmann in Zürich, m. 1781.
(1.) Anonymus.

Grebel (Joh. Conrad) Burgermeiſter in Zürich, n. 1615. elect. 1659. m. 1674.
(1.) C. Meyer sc. 1659. (2.) S. Walch. (3.) Schauſtück, Oval.

S. Gregorius, königl. Prinz aus England, Abt zu Einſiedeln 969.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 117.

Grigo (Simon) Siehe Cantone.

Grimaldus, Siehe Rumaldus.

Grimoux (Johann) Mahler von Müllhauſen, n. 1680. m. 1740.
(1.) Fuſsli T. 3. p. 15 (2.) Se ips. p. A. L. Romanet sc. 1765.

Gritſch (Johann) Barfüſſermönch zu Baſel 1433.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 490.

Grob (Hans Conrad) Rathsredner in Zürich, elect. 1769. m. 1779.
(1. 2.) Anonymi.

Grob (Hans Heinrich) von Stäfa.
(1.) Anonymus.

Grob (Johann) Pfarrer zu .... im Toggenburg 1693.
(1.) J Meyer.

Grob (Jooſt) Pfarrer zu Wädenſchweil, n. 1610. m. 1692.
(1.) J. Bodmer.

Groſs (Johann) lateiniſch Altus, italieniſch Groſſo, von Luzern. Soldat von der päbſtlichen Schweitzer-Garde zu Rom, wo er den Cicerone machte.
(1.) F. Villamena ſc. 1613. (2.) Mit vielen römiſchen Alterthumern. (3.) In ganzer Statur und alter Schweizertracht.

Groſsmann (Conrad) Burgermeiſter in Zürich, n. 1533. elect. 1590. m. 1609.
(1.) C. Meyer ſc. 1679. (2.) S. Walch.

Gruner (Conrad) von Bern.
(1.) Lavaters Phyſiognomic.

Grynæus (Joh. Jacob) Antiſtes zu Baſel, n 1540. m. 1617.
(1.) P. van der Aa No. 25. (2.) J. Amann. klein. (3.) Boiſſardus. (4.) Freherus Tab. 19. (5.) J. van Geyn (6.) H. Hondius. (7.) W. Ph. Kilian ſc. Rothſcholz (8.) J. J. Schonauer.

Grynæus (Simon) Rector der hohen Schule zu Baſel, n. 1493. m 1541.
(1.) P. van der Aa. No. 26. (2.) Beza. (3.) Idem franzöſiſch. (4.) Boiſſardus. (5.) Brükner p. 8[illegible]. (6.) J. Daſſier ſc. Medaille. (7.) Freherus Tab. 68. (8.) L. Gottfried T. 7. (9.) J. Granthomme. (10. 11) Juncker, p. 161. et 163. (12.) Mazzuchelli Tab. 45. (13.) Medaillon von 1535. (14.) C Meyer ſc. 1685. (15.) Pantaleon T. 3. p. 217. (16.) Reusnerus No. 25. (17.) Idem. Edit. 1719. (18.) Idem Deutſch. (19.) H. Stampfer ſc. 1541. Medaille. (20.) J. Verheiden p 61.

Güntert (Jacob oder Geörg) von Zürich, ein Held in der Schlacht bey Freyenbach 1443.
(1) Muller T. 9. p. 9.

Gurtelknopf (Heinrich) von Iſenheim, Biſchof zu Baſel, hernach Ertzbiſchof zu Maintz, elect. 1285. m. 1288.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 350.

Gugger (Cœleſtinus) von Feldkirch, Abt zu St. Gallen 1740.
(1.) Anonymus.

Guglez (Liſabeth) von Küßnacht.
(1) J. C. W. ad vivum del.

Gujer (Jacob) Siehe Klyjogg.

Guldenbeck (Sebaſtian) Inſpector Alumnorum in Zürich, m. 1546.
(1.) Pantaleon.

Guler von Weineck (Johann) Landammann von Davos und des X. Gerichten-Bunds, n. 1562. m. 1637.
(1.) L. Kilian ſc. 1617. (2.) J. Müller T. 7. p. 5. (3.) G. Ringgli. (4.) le Villain.

Gundoldingen (Peter von) Schultheiß zu Luzern, m. 1386.
(1.) Borgnet.

S. Guntrammus, König von Orleans, Burgund, und eines Theils von Helvetien, m. 597.
(1.) J. Callot inv. et ſc.

Gwalther (Joh. Heinrich) Chirurgus in Zürich.
(1.) Oval.

Gwalther (Rudolf) Antiſtes in Zürich, n. 1519. elect. 1575. m. 1586.
(1.) P. van der Aa. No. 28. (2. 3.) J. Amann. (4.) Beza. (5.) Idem franzöſiſch. (6.) Boiſſard. (7.) Freherus T. 13. (8.) L. Gottfried T. 7. (9.) C. Meyer. (10.) Th. Meyer. (11.) Klein Oval. (12.) Pantaleon T. 3. p. 440. (13.) Reusnerus No. 99. (14.) Idem Edit. 1719. (15.) Idem Deutſch. (16.) Rothſcholz. (17.) H. Stampfer ſc. 1566. Medaille. (18.) Idem klein. (19.) Holzſchnitt.

Gwerb (Rudolf) Pfarrer zu Glattfelden 1541. m. um 1560.
(1.) S. ſc.

V.

Auf das Schlachtfeld bey Kappel.

Weint, Schweitzer! Thränen auf die Stätte —
Ach, mit entzweyter Brüder Blut
Entweyht einſt — da der Eintracht Kette
Zerſchlagen ward mit blinder Wuth!

Denn hier ſingt von der Freyheit Siege,
Von Arnold, Tell und Winkelried —
Von Tyranney beſiegt im Kriege
Kein Patriot ein Schweitzerlied.

Hier ward kein ſtolzer Feind geſchlagen,
Kein Blut verſtrömt für's Vaterland —
Wie einſt in jenen goldnen Tagen,
Da Muth mit Eintracht ſich verband.

Hier stand, umringt von Feindesschaaren,
Fürs Vater and kein Schweitzerheld
Und trotzte muthvoll den Gefahren
Und Feindeshohn im Kriegesfeld.

Nein! Söhne rissen jener Väter
Geweyhte Waffen von der Wand
Im Siegestempel edler Retter
Mit Wuth herab und Frevelhand.

Und Brüder stürmten, auf die Brüder
Ergrimmt, mit diesen Waffen los;
Da fiel mit Ungetreuen nieder
Vermischt der treure Bundsgenoß!

Ja! Selbst ein Held von grosser Seele,
Ein Wahrheitsfreund voll Schweitzersinn,
Sank — ungekannt zwar — auf die Stelle,
Durch Bruderhand erschlagen, hin! —

Drum singe nie von dieser Scene,
Und von entzweyter Brüder Tod;
Nur weine eine Mitleidsthräne,
Wer Schweitzer ist und Patriot!

Denkt, Brüder nimmer dieser Schande:
Vertilgt auch jeden Ueberrest,
Und knüpft die einst zerrißnen Bande
Der holden Freundschaft ewig fest.

Nie trenne mehr des Glaubens Lehre
(Wie Müller singt) der Eintracht Band;
Vereint — der Freyheit Stolz und Wehre —
Sey Katholik und Protestant.

Wie schön dann, wenn sich Eydsgenossen
Begegnen mit dem Friedensgruß;
Wenn Brüder, Heldenblut entsprossen,
Vereint der Freundschaft Segenskuß!

Auch seh' ich schon im Friedensbogen
Der Stämme Wipfel schön vereint,
Und von der Göttin Hand gezogen,
Die ihn mit mildem Glanz bescheint.

Inhalt.

I. Der Bullenkrieg. H. L. Lehmann von Detershagen. S. 401. – 435.

II. Auszüge aus der Lebensgeschichte eines armen Mannes. Fortsetz. S. 435. – 450.

III. Von der Privaterziehung. N. L. T. S. 450. – 472.

IV. Verzeichniß schweitzerscher Bildnisse. S. 472. – 478.

V. Auf das Schlachtfeld bey Kappel. Zwinglin. S. 478. – 479.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google